Theodor Wolff

Pariser Tagebuch

Verlag von Albert Langen in München

EXLIBRIS
GEORG ALTMAN.

Theodor Wolff

Pariſer Tagebuch

Drittes Tauſend

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunſt
München 1908

Herrn

Antoine Bavier-Chauffour,

Neuilly sur Seine,

in herzlicher Freundschaft

Die kleinen Skizzen dieses Tagebuches sind, mit einer großen Anzahl anderer, für das „Berliner Tageblatt" geschrieben worden. Sie sind im Laufe von zwölf Jahren entstanden, unter sehr verschiedenartigen Luftströmungen und Eindrücken, und ich brauche nicht erst zu sagen, daß im bunten Wechsel der Zeiten und der Ereignisse auch die Anschauungen und Ideen sich bisweilen gewandelt haben. Ich habe über manche Persönlichkeiten und Fragen im zwölften Jahre naturgemäß anders gedacht als im ersten, und einiges, was ich früher frohgläubig hingeschrieben, erscheint mir heute eigentümlich fremd. Wäre es richtiger gewesen, diese älteren Tagebuchblätter ganz zu unterdrücken und nur die gefestigten Überzeugungen hier wiederzugeben? Aber wenn es mir vergönnt wäre, noch einmal zwölf Jahre in Paris zu verleben, so würden diese gefestigten Überzeugungen vielleicht abermals sich wandeln, und die Weisheit des reiferen Alters würde fortfahren, über die frühere Unreife zu lächeln.

In der fortgesetzten Erneuerung der Auffassungen habe ich, nur in steter Steigerung, eines unablässig empfunden: eine große Liebe für die Stadt Paris. Diese Liebe kann nicht völlig begreifen, wer nur dann und wann flüchtig in diese Stadt hineinblickt, und es kann sie auch keiner von jenen deutschen Brüdern begreifen, die noch draußen in der Fremde den Gewohnheiten und dem Ideenkreise ihres heimatlichen Stammtisches treu bleiben. Ich gebe gern und ohne Umschweife zu, daß

2001219

andre Städte mancherlei Vorteile bieten, daß die Straßen anderswo sauberer, die Wohnungen geräumiger und die Klosetts hygienischer sind und auch andere soziale Einrichtungen von allgemeinerer und größerer Bedeutung sich durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen. Aber in Paris liegt über den Dächern, über dem Arc de Triomphe und über den Bäumen auf den Kais ein so feiner silberdurchglitzerter Duft, die Menge in den Straßen ist nicht griesgrämig und nicht eintönig grau, alles hat Hintergrund und Tiefe, Fülle und Farbe, und an jeder Straßenecke sitzt verführerisch das Leben und bietet dir seinen Strauß.

Die Blätter dieses Tagebuches sind bunt und fast wahllos aus dem Bündel herausgegriffen, aber vielleicht gibt ein Farbendurcheinander, bei dem der Zufall mitgewirkt hat, am ehesten einen matten Abglanz von der reichen Lebensbuntheit der Stadt Paris. Wenn man solche schnell hingeworfenen Tagebuchnotizen wieder hervorkramt, solche nun etwas verblaßten und zerstäubten Schmetterlinge noch einmal aus dem Kasten nimmt, so sucht man gewöhnlich nach einer Entschuldigung. Ich möchte darauf verzichten, eine Entschuldigung vorzubringen, denn es ist mir, offen gestanden, nicht recht ersichtlich, wie und wo ich sie entdecken sollte. Früher, in jenen Jahren, als die Jünglinge noch Gemüt hatten, schlang man um die Tagebuchblätter seiner Liebeszeit ein tränenbenetztes rosaseidenes Band und schrieb auf den Umschlag den Namen der Geliebten: „Adelaide". Ich umwickele diese losen Blätter, die ebenso viele Liebesbriefe sind, mit einem Bande, das nicht rosaseiden zu sein braucht, und schreibe darauf den teuren erinnerungweckenden Namen „Paris".

Berlin 1908

Inhalt

Erster Teil

Seite

Paul Bourget in der Akademie 3
„Cause célèbre“ 13
Die Erinnyen 22
Der Concierge meines Freundes 31
Steinlen 40
Die Schwalben von Paris 49
Das Seebad der ehrbaren Leute 58
Die „Affäre Loizemant“ 67
Frühlingsbilder 74
Die Nachtseiten 83
Die hunderttausend Frank des Doktor Doyen 92
Meeting 102
Die kleinen Pferde 111
Familienpensionat 120
Anatole France 127
Clémenceau zu Hause 138

Zweiter Teil

Pariser Tagebuch

Der Sündenbock 149
Der Sieg des „tutu“ 153
Zwischen den Schlachten 156
Looping the loop 160
Das Roß von Waterloo 164

Seite
Der Bey 170
Bal Tabarin 175
Saisonschluß 178
„Canard rouennais“ 181
Der letzte Weg des großen Barons 183
Der Kopf des Mörders Languille 189
Venus im Pelz 193
Die Schwimmerin 198
Die Millionärin 202
Die Menagerie 207
Pipo und Leda 212

Dritter Teil

Büsten

Die Büste Henri Becques 221
Am Totenlager Emile Zolas 231
Camille Pissarro 240
Eugène Carrière 247
Scheurer-Kestner 253
Waldeck-Rousseau 261

Erſter Teil

Paul Bourget in der Akademie

(Juni 1895)

Erst nachdem ich eine kleine Odyssee durchlebt hatte, kam ich in den Saal der Akademie. Der alte Gaston Boissier, der neulich für den in die einzig wahre Unsterblichkeit hinübergegangenen Camille Doucet zum Secrétaire perpétuel gewählt worden war, hatte freilich die Freundlichkeit gehabt, mir eine Einlaßkarte zu senden, auf der zu lesen stand: „Commencement à deux heures très précises". Aber als ich zehn Minuten nach eins auf dem Quai Conti anlangte, kam ich nur noch bis auf die Treppe des Palastes. Dort warteten bereits viele Herren und Damen auf den Moment, wo drinnen im Saale jemand ohnmächtig werden möchte, was vorzukommen pflegt und erst neulich bei der Aufnahme des Poeten Heredia vorgekommen war. Eine Weile wartete auch ich auf der Treppe, den Augenblick erharrend, da man anfinge, die ohnmächtigen Damen herauszutragen. Aber baue einer auf die Schwäche der Frauen! Sie werden plötzlich so stark, wenn sie sich amüsieren!

Obwohl es schon ein erhebendes Gefühl sein mochte,

so auf der Treppe der Akademie zu stehen, wie Zola der auch nicht weiter kommt, trieben mich die innere Unruhe und der Wunsch, Bourget mit dem Palmenfrack zu sehen, doch von dort fort; ich überließ alle Vorteile, die aus einer Schwäche der Damen erwachsen konnten, meinen Vor- und Hintermännern und gelangte schließlich nach mancherlei Abenteuern, die ich hier nicht erzählen will, dann doch in den Festsaal der Akademie. Dort habe ich zwei Stunden lang auf einem Fuß gestanden, weil ich keinen Raum fand, den anderen niederzusetzen, und habe eine Wand aus grauem Segeltuch, welche die Tribüne von einem Korridor abschloß und über uns zusammenzuschlagen drohte, zwei Stunden lang mit ausgestrecktem Arm über dem Haupte einer jungen Frau und meinem eigenen gehalten, etwa wie auf dem bekannten Gemälde der junge Paul das Palmenblatt über sich und Virginien hält. Aber trotz dieser Fuß und Hand in gleicher Weise lähmenden Situation waren diese zwei akademischen Stunden ganz ausnahmsweise amüsant und ich habe sogar vieles abzubitten.

Denn da man so viel gegen die Akademie geschrieben und sie so oft ein altes Möbel genannt hat, wird jeder, der zum ersten Male dort hinkommt, wie ich, auf das Schlimmste gefaßt sein. Man ist beinahe überrascht, daß die Leute, die dort sitzen, keine Zöpfe tragen, und ist doppelt dankbar für jede angenehme Enttäuschung. Man ist entzückt, statt in einem Schulsaal mit weißen Büsten sich in einem Salon zu befinden, der ganz und gar Salon ist, bis in den letzten Winkel. Es ist ein literarischer Salon, sehr elegant und sehr behaglich, und wie ein echter literarischer Salon gibt er Gelegenheit zur Bewunde-

rung und zur Satire. Die Gesellschaft dieses Salons besteht aus wirklichen Rittern des Geistes, aus posierenden Komödianten, und aus Personen, die von den beiden Arten ein wenig in sich vereinigen. Die großen Arbeiter der Wissenschaft, die kleinen Piraten, welche geschickt die herabgefallenen Brocken aufgreifen, die ästhetischen Schöngeister, die dann am meisten bewundern, wenn sie am wenigsten verstehen, sind dort beieinander, und diese Gesellschaft, die zum Teil etwas ist, zum Teil etwas sein will, ist zugleich die Welt der eleganten, angenehmen Form und scheint wie durchdrungen von einem modischen Parfüm. In diesem literarischen Salon führen zwei der Anwesenden das Gespräch, der neue Akademiker, den man heute aufnimmt: Paul Bourget, und der Direktor, der ihm antwortet: Vicomte de Vogüé. Die übrige Gesellschaft hört nur zu, bald mit einer echten, bald mit einer etwas geheuchelten Aufmerksamkeit, spendet dann und wann Beifall und wiegt sich in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Die Worte der beiden Redner fallen nicht zu scharf auf diese ein wenig träge Gesellschaft, keine Adler fliegen auf, nur Schmetterlinge. Aber wo gibt es ein Vergnügen, das reizvoller und scharmanter wäre als dieses — zwei geistreichen, weltmännischen Rednern zu lauschen, die nie zu tief in die Dinge niedertauchen, die dort, wo ein Problem vor ihnen aufsteigt, es nicht mit gewaltigen Fäusten anpacken, die nur leise darüber hinstreichen, einige kluge Artigkeiten darüber sagen, und die den Blumenkelch nicht zerstören, da sie ihn nicht ergründen wollen, sondern nur ein wenig Honig aus ihm heraufholen, um unserem Gaumen angenehm zu sein? Gibt es eine

feinere und liebenswürdigere Unterhaltung als die, welche der literarische Salon der Pariser Akademie an diesem Nachmittag seinen Gästen bot?

* * *

Von jener höchsten Stufe der Tribüne, wo ich auf einem Fuße stand und das Zelttuch über meinem Kopf und dem Kopf meiner lächelnden Nachbarin emporhielt konnte man sehr schön den kleinen Saal übersehen. Es gibt drei solcher Tribünen, an drei Seiten des Saales; sie sind in die Wände hineingebaut und steigen in die Nischen hinauf. Über den drei Nischen befinden sich, in halber Höhe des Saales, noch einmal Logen, wieder mit tribünenartig aufgebauten Sitzbänken.

Ich zählte, daß meine Tribüne zwanzig Stufenreihen habe. Ich stand oben auf der höchsten, und die zwanzigste war unten im Saal. Da fast lauter Damen auf der Tribüne waren, so war das, wegen der bunten Blumenhüte, wie eine lustige, absteigende Blumentreppe. Doch waren fast all diese Hüte klein und es war merkwürdig, wie hier der sonst so ungewöhnlich gewordene Kapottehut herrschte. „Capotes-Institut" nennt ein Chronist diese Hüte.

Unserer Tribüne gegenüber hatten wir jene vierte Saalwand, die einzige tribünen- und nischenlose. In ihrer Mitte eine hohe, dreiteilige grüne Tür zwischen den gelb gewordenen Statuen Bossuets und Fenelons. Vor der grünen Tür, auf einem kleinen Podium, ein grünbedeckter Tisch. Und hinter dem Tisch sitzen drei Akademiker im grünbestickten Palmenfrack: Vogüe, Albert Sorel, Gaston Boissier.

Von dem grünen Tisch gehen in einem Halbkreis nach rechts und links die Sitzreihen der Akademiker und der Mitglieder des Instituts. Es sind grün gepolsterte Bänke, sechs hintereinander, auf Stufen ansteigend. Die vierzig Unsterblichen sind fast vollzählig, zwischen ihnen etwa sechzig „vom Institut". Man sitzt sehr zwanglos, viele haben den Spazierstock mit hereingebracht. Alexander Dumas sitzt links auf der obersten Reihe — sein hochstehendes, lockiges, reiches Haar jetzt ganz weiß; auch der elegante, langgezwirbelte Schnurrbart ist weiß, aber das Gesicht ist noch jung und es ist da alles Energie, überlegene Klugheit, Selbstbewußtsein, skeptische Kühle. Halevy sitzt in seiner Nähe, mit auch schon mehr als ergrautem breitem Vollbart, Meilhac mit dem etwas geröteten starken Doggengesicht, dem blanken, nur von einem Haarkranz umgebenen Schädel; dann der alte Herzog von Aumale, der eben erst vom Krankenbett aufgestanden ist, mit seiner scharfen Habichtsnase, dem weißen herabhängenden Schnauzbart, dem kahlen Kopf. Drüben, auf der anderen Seite, Brunetière, der Erfinder des Wortes vom „Bankerott der Wissenschaft", ein rundes Büreaukratenhaupt mit einer Brille vor den kurzsichtigen Augen — Freycinet, die „weiße Maus", mit dem weißbärtigen kleinen Mäuseköpfchen, Sardou, ganz oben, allein auf seiner Bank, mit dem glattrasierten Altfrauengesicht, den etwas zusammengekniffenen Augen, der alte Herzog von Broglie, dem das lange weiße Haar über den Ohren wie die untere Schwingung eines Fragezeichens absteht, Jules Simon, als Sekretär der Akademie im Palmenfrack, gebückt, mit fast geschlossenen Augen hinter dem Kneifer, mit sehr wenig

Haar, sehr starker Nase, das Gesicht gewissermaßen von unten nach oben zusammengeschoben, wie man das bei sehr alten Leuten oft findet — und etwa neunzig andere.

Man denke sich einen Siegelring in der Mitte durchschnitten. Es bleiben zwei kleine Bogen und in der Mitte das Siegel. Die beiden kleinen Bogen sind die Akademikerbänke, das Siegel, das sie zusammenhält, ist der grüne Tisch der Direktoren. In der halbmondartigen Fläche, die nun dazwischen bleibt, stehen Stühle für die Gäste der Akademie. Man sitzt bis eng an die Akademikerbänke heran. Man sitzt beinahe den Akademikern auf dem Schoß. Dem blonden Jaurès, dem „Tenor", dem lyrischen Rhetor der Sozialdemokratie, hat das Schicksal einen Stuhl gerade vor seinem politischen Gegner, dem silberweißen republikanischen Greis Challemel-Lacour beschert. Dicht dabei sitzt Hanotaux, der junge Minister des Auswärtigen, der, ehe er zum Auswärtigen kam, ein etwas trockener Geschichtsforscher war. Und dann Damen, alte und junge, und möglichst nahe an den Akademikerbänken und am Direktorentisch! Drei oder vier lehnen sich gegen den grünen Tisch und sind sehr glücklich.

Auf der dritten Bank im linken Bogen sind zwischen den Akademikern drei Plätze frei geblieben. Vor dem mittelsten der drei steht ein einfaches Lesepult — ganz wie ein Dirigentenpult. Dorthin schieben sich, an den Akademikern vorbei, kurz nach zwei Uhr drei Männer im Frack mit den grünen Palmen auf den Aufschlägen, den Akademikerhut, der wie ein Admirals- und Ministerhut aussieht, in der weißbehandschuhten Rechten. Der

eine von den dreien trägt unter dem Arm ein Manuskript. Das ist Bourget. Die andern beiden, zum Glück ohne Manuskript, sind der ewig lächelnde Coppé mit dem glatten Gesicht und den glatten Versen, und der Comte d'Haussonville, ein richtiger blonder Comte mit einem Monokel, der auf dem Sessel des in Schönheit gestorbenen Salonphilosophen Caro, des Urbildes von Paillerons Bellac, sitzt.

Bourget legt das Manuskript auf das Pult und fängt an zu lesen. Er hat kein schönes Organ, es ist hart, ein wenig schnarrend und ohne Wohllaut. Obgleich er mit seinen Freunden am Tage vorher zwei Leseproben in diesem Saale abgehalten hat, scheint er ein wenig befangen und nervös. Die Zeremonie ist ihm ersichtlich peinlich, und er macht nicht gerade das freundlichste Gesicht. Indessen, das Publikum, das rund um ihn herum sitzt — man sieht erst jetzt, wie behaglich sich der ganze Saal um dieses Rednerpult gruppiert — ermutigt ihn durch freundlichen Beifall, und wenn er einmal aufsieht, lächeln ihm alle Damen, in deren Salons er verkehrt, ihren Glückwunsch und ihr Bravo zu. So ergibt sich aus alledem die warme, liebenswürdige Gesellschaftsstimmung.

Ich habe Bourget früher nur einmal gesehen, und das war vor vier Jahren in Palermo. Wir wohnten in demselben Hotel de France, dem er dann bei der Abreise ein etwas zu großes Bild von sich geschenkt hat. Er war mit seiner jungen Frau dort, eben verheiratet, und ich reiste mit seinen gerade erschienenen „Sensations d'Italie" im Koffer und empfand, wie vielleicht auch andere, in den kleinen Städten Oberitaliens

nur noch bourgethaft. Dergleichen gewöhnt man sich dann bei späteren Besuchen wieder ab.

Wenn ich an jene Palermotage zurückdachte und mir den Bourget von damals ins Gedächtnis rief, so hatte ich ihn nicht ganz so voll und stark vor Augen, wie er mir jetzt erschien. So überraschte mich beinahe dieser kräftige Kopf auf diesem kräftigen Nacken. Das glatte dunkle Haar war auf der rechten Seite ein wenig auf die massive Stirn herabgestrichen, und der vorderste Haarstreifen hatte sich von der Frisur gelöst und lag, gebogen wie ein Türkensäbel, auf dieser Stirn. Über den dunklen, wohl nur in der Peinlichkeit der Stunde so finster aussehenden Augen schoben sich die starken Brauen ein wenig gegeneinander. Im rechten Auge saß unbeweglich das Monokel. Von Zeit zu Zeit faßte die rechte Hand nervös an dies Augenglas, oder sie strich den kleinen dunklen Schnurrbart. Die Locke auf der Stirn deutete auf den Dichter, das Monokel auf den Weltmann. Der grünbestickte Frack schließlich gab ihm etwas vom Marineoffizier.

Man erlasse mir, bitte, das nähere Eingehen auf Bourgets Rede. Es war eine Rede auf seinen Vorgänger in der Akademie, Maxime du Camp, der unter dem Einfluß von Chateaubriand, von Byron, von Musset, von Goethes Werther als Romantiker begann und als ein braver und tüchtiger Arbeiter endete, indem er die Posteinrichtungen und die Organisation der Wohltätigkeit in Paris in fleißigen Werken schilderte. Bourget widmete diesem braven Literaturbürger einen ausgezeichneten, klaren, würdigen Nachruf, er feierte ihn als den Mann, der am Abend seines Lebens heiter, zufrieden

von seiner Arbeit sagte: „mon humble métier de plumitif auquel je dois les meilleurs jours de ma vie et le calme de ma veillesse.“ Und wenn der Redner das Bedürfnis fühlte, seine Worte einen höheren Aufschwung nehmen zu lassen, dann flocht er in die Schilderung dieses bon ouvrier eine Schilderung Flauberts ein, des großen Meisters, der dem schlichten Chronisten der Stadt Paris ein treuer Freund gewesen ist.

Man erlasse es mir auch, den Inhalt, oder den Gedankengang der Rede des Vicomte de Voguë hier nachzuerzählen. Der Vicomte, der wie irgend ein blondbärtiger deutscher Bundesratsbevollmächtigter aussieht, las seine Rede anspruchslos, gefällig, ohne jede Prätension vor, während er hinter dem grünen Tische sitzen blieb. Ich weiß sehr wohl, daß er vieles schuldig geblieben ist, was über Bourget zu sagen war . . . Gutes und Schlechtes. Er hat im Grunde den echten Bourget nicht gezeigt. Er ist vielleicht auch ungerecht gewesen, wenn er, mit etwas zuviel überlegener, direktorialer Ironie andeutete, daß nur ein Wort von Bourgets Werk auf spätere Zeiten sich vererben werde: dieses Titelwort „Cruelle énigme“. Bourgets Werk wird doch erwähnenswert bleiben, weil es an zwei großen Bewegungen teilgenommen hat, die uns nicht sympathisch zu sein brauchen, die doch aber nun einmal da sind: an dem Übergang vom naturalistischen Roman zum psychologischen, und dann an der Einführung des „Neo-Christianismus“. Wie weit Bourget beide Male Führer war, wie weit er nur einer von denen war, die aus der Ferne den Trommelschlag hörten und dann mitliefen, das ist freilich schwer zu sagen. In jedem Fall

hat er durch sein Geschick und durch seine Persönlichkeit die Aufmerksamkeit des Publikums so gewonnen, daß es bereit war, ihn für einen Führer zu halten.

Von alledem zu sprechen, hat Voguë mit einer eleganten Handbewegung abgelehnt, er hat eine Reihe kostbar geschliffener Sätze hingestreut, von denen jeder wie eine reizvolle Überraschung und ein prickelndes Vergnügen war. Er hat länger nur bei Bourgets letztem Buche, bei „Outre-Mer“ verweilt und hat am Schluß den neuen Akademiker eingeladen, sich vor dem großen allgemeinen Schiffbruch, den „Outre-Mer“ für das greise Europa verkündet, in den ruhigen Hafen und die alte Barke der Akademie zu der hohen Arbeit zu retten: „exercer sur le monde la maîtrise des idées et des belles formes.“

„Cause célèbre“

(1898)

Draußen veranstaltete ein köstlicher sonniger Herbst etwas wie eine Nachfeier des Sommers. Ich verspürte den Wunsch, in eine Gegend zu entfliehen, wo man nicht von Dreyfuß sprach, und wo der Herbstzauber die „cause célèbre“ vergessen läßt. Ich nahm den ersten Zug, der nach Montmorency abging, und fuhr hinaus. In Montmorency, wo in der „Eremitage“ der Madame d'Epinay einst Jean Jacques Rousseau wohnte, leben jetzt zur Sommerszeit viele Deutsche — meist Kommissionäre, die in Paris im Viertel des Nordbahnhofes wohnen und deswegen Montmorency sozusagen „vor der Tür“ haben. Jetzt waren all die etwas feucht aussehenden Villen geschlossen, und man traf keinen jener lieben grauen Esel, auf denen im Sommer die jungen Mädchen in den nahen Wald traben.

Beinahe noch öder sah es in Enghien-les-Bains aus, das man von Montmorency in einer knappen halben Stunde erreicht. An dem schnurgerade abgesteckten, von Villen umgebenen See saßen nur drei Engländerinnen in ziemlich vorgeschrittenem Alter — die eine malte, die beiden

anderen lasen. Seltsam, wie dieser Ort, der vielen Pariser Familien im Sommer als Badeort dient, so ganz den englischen Charakter hat, und wie die Landschaft mit dem schnurgeraden, unter leichten Herbstnebeln schlummernden See zu den drei einsamen Engländerinnen paßte! Das Kasino, wo während der Saison das „Pferdchenspiel" floriert, war geschlossen. Und die letzten Blumen in den Kübeln auf der Terrasse sahen so melancholisch aus wie ein alter verwelkter Brautkranz.

Ich fuhr mit der elektrischen Bahn nach Montmorency zurück, um dann von Montmorency nach Saint-Leu zu gehen, das acht oder neun Kilometer weiter nordwestlich liegt. Man kommt durch die Orte Margency, Mangarny und Montlignon, hat die Waldhügel von Montmorency immer zur Rechten und erblickt zur Linken, weit hinten, als dunklen Abschluß einer großen Ebene, die bewaldeten Höhenzüge von Saint-Germain.

Und hier war er wirklich, der Herbstzauber. Die Landschaft hat hier nicht das allzu Gepflegte, Elegante, fast Parfümierte, das sie im Westen von Paris, bei Saint-Cloud, bei Ville d'Avray und bei Saint-Germain hat. Man ist mehr „auf dem Lande". Aber auf welch einem Lande! Es gibt in der ganzen, so reichen Umgebung der großen Stadt wenige Plätze, die von einer so breiten, würzigen, kräftigen Schönheit wären wie dieses Tal zwischen den beiden Waldhöhen. Rousseau hätte in Saint-Germain nicht hausen können. Hier durchlebte er, was er später in den „Confessions" niedergeschrieben.

Man möchte das goldene Braun der Wälder auf den Höhen mit dem dunkelen Goldton Rembrandts oder an-

derer Niederländer vergleichen, würde man nicht fürchten, durch diesen Vergleich den Eindruck von etwas Künstlichem zu erwecken und den vollen, warmen, natürlichen Reiz zu schmälern. Hier und da ragt der weiße Turm eines Landhauses aus dieser Waldpracht empor. Und wie ein zarter Schleier liegt der Herbstdunst über den Hügeln.

Die Landstraße unten im Tale führt abwechselnd zwischen großen, von grauen Steinmauern umhüteten Schloßgärten und zwischen Wiesen und Feldern dahin. Auf den Feldern liegen in langen Reihen die schweren, blauroten Kohlköpfe; auf den Wiesen schmiegen sich lange grüne und gelbe Gräser aneinander, weich wie im Winde wogendes Seidenhaar. Durch hohe Gitterportale sieht man in die Schloßgärten mit ihrer herbstlichen Einsamkeit. Eine breite, mit roten Blättern bestreute Buchenallee führt zum Schlosse, und unter den Bäumen steht ein marmorner Amor, der vergeblich nach einem Opfer für seine Pfeile sucht.

Saint-Leu ist eine kleine, stille Landstadt, wo die Menschen fleißig zur Kirche gehen, weil Vergnügungslokale nicht existieren. Die Priester wissen, weshalb sie Gegner der großen Städte, der „Wasserköpfe", sind! Als ich nach Saint-Leu kam, fand gerade eine Beerdigung statt, die Beerdigung einer reichen alten Dame, und die meisten Frauen und Jungfrauen hatten die Gelegenheit benutzt, um sich schwarz zu kleiden, was ihnen in dem ewigen Einerlei ihrer Tage offenbar schon eine angenehme Abwechselung schien. Vor dem Café in der Nähe des Bahnhofes besprach der Wirt mit mehreren Gästen den Trauerfall und die Hinterlassenschaft. Gegen-

über, vor einem Kramladen, über dessen Tür zu lesen war: „Hier werden Fahrräder verliehen und repariert", ließen ein magerer Jüngling und ein dickes Mädchen den Gummireifen ihrer Fahrräder neue Luft einpumpen. Das dicke Mädchen trug schwarze Hosen, die sich wie zwei große Ballons über den Knien wölbten. Und ein kleiner Bengel stand dabei, ein Eingeborener von Saint-Leu, und pfiff selbstzufrieden das alte Volkslied vom König Dagobert, der seine Hosen verkehrt angezogen hat:

„Le bon roi Dagobert
A mis sa culotte à l'envers."

* * *

Wie ich so durch die Straßen dieses wenig aufregenden Städtchens schlenderte, entdeckte ich plötzlich hinter einem Gartengitter zwischen alten Bäumen ein verwittertes Denkmal. Es war ein ziemlich geschmackloser hoher Obelisk, zu dessen Füßen zwei steinerne Genien saßen. Ich fragte einen Mann, der vorüberging, was das für ein Platz und für ein Denkmal wäre. „Ach," sagte er, „das ist das Schloß der Condé." Er sagte es wie jemand, der versichert: „es ist nichts von Bedeutung", und ging weiter.

Die Worte „das Schloß der Condé" enthielten eine leichte Übertreibung. Von dem Schlosse war nichts mehr zu sehen — es ist verschwunden und dort, wo es gestanden, sind jetzt Wohnhäuser, Stallungen und Schuppen aufgerichtet. Von der ganzen Herrlichkeit ist nur das Stückchen Park noch übrig, wo jetzt der Obelisk mit den beiden Genien steht.

Aber indem ich den Obelisk noch betrachtete, erinnerte ich mich . . . Richtig, hier war es, wo der letzte Prinz von Condé ermordet worden — hier in seinem alten Schlosse zu Saint-Leu! Welch eine „Cause célèbre" war das für das Publikum von 1830 gewesen!

Am Morgen des 27. August 1830 fand man den vierundsiebzigjährigen Herzog von Bourbon, Prinzen von Condé, in seinem Schlafzimmer am Fensterriegel hängend. Die Trösterin seiner alten Tage, die abenteuerliche, intrigante, lasterhafte und ehrgeizige Baronin von Feuchères — sie hieß mit ihrem Mädchennamen Sophie Dawes und stammte aus England — befreite mit Hilfe ihres Beichtvaters und einiger Diener den toten Greis von dem Strick, an dem er hing. Drei aus Paris gesandte Mediziner, Marr, Pasquier und Marjolin, gaben ihr Gutachten ab und schlossen auf Selbstmord.

Aber der achtundsiebzigjährige Fürst hatte nie daran gedacht, freiwillig, mit Hilfe einer Schnur und eines Fensterriegels, aus dem Leben zu scheiden. Er hatte dagegen in der letzten Zeit seines Lebens oftmals gefürchtet, man möchte ihn gegen seinen Wunsch und Willen ins Jenseits spedieren, und er hatte alle Vorkehrungen getroffen, um am Morgen des 28. August nach seinem Schlosse Chantilly zu fliehen, und von dort nach England. Wen er fürchtete? Seine Freundin Feuchères. Warum er sie fürchtete? Er hatte vor einem Jahre nach langem Kampf, nach langem Widerstreben, endlich besiegt durch die Feuchères, sein kolossales Vermögen — das Vermögen der Condé — dem jungen Herzog von Aumale, dem Sohne des Louis Philippe und der Marie Amélie, vermacht und zugleich

Saint-Leu, Boissy, die Wälder von Montmorency und Morfontaine als Erbteil der Feuchères bestimmt. Diese kluge Dame hatte sich gesagt, daß sie ihr eigenes Erbteil gegen die rechtmäßigen Erben nur würde verteidigen können, wenn sie mächtige Bundesgenossen hätte. So hatte sie das Vermögen der Condé dem Hause Orleans zugeführt — der geizige Louis Philippe und die gute Marie Amélie (nichts interessanter als ihr Briefwechsel mit der Feuchères!) wurden ihre Komplicen. Aber der Sturz des legitimen Königtums und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Louis Philippe seinen Vetter Charles X. behandelte, empörten den alten Fürsten von Bourbon, und er wollte nach England zu den Verbannten und dort sein Testament umwerfen. Da, am Morgen, wo er heimlich Saint-Leu verlassen wollte, fand man ihn tot am Fensterriegel . .

Es kam zu einer Untersuchung, aber die Untersuchung wurde niedergeschlagen. Es kam trotzdem, auf Betreiben der Prinzen von Rohan, zu einem Prozeß, aber die Kläger wurden abgewiesen. Die Familie Orleans behielt das Vermögen des ermordeten Condé — Schloß Chantilly, das der Herzog von Aumale der Akademie hinterlassen, ist ein Teil davon — und Madame de Feuchères starb hochbetagt in jenem England, wo heute Esterhazy weilt.

Seltsam, es gab auch damals die drei Experten, auf deren Gutachten hin Madame de Feuchères freigesprochen wurde, wie heute Esterhazy auf das Gutachten der drei Experten Conrad, Belhomme und Varinard. Es gab auch damals den unerschrockenen Untersuchungsrichter, welcher „volles Licht machen" wollte: der Bertulus von

heute hieß damals de la Huproye. Und es gab den Generalprokurator Persil, welcher dem braven Huproye die Untersuchung abnahm, ganz, wie der Generalprokurator Bertrand sie Bertulus abgenommen. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne", hat der Philosoph gesagt. Und der weise Marc Aurel hat sich gewundert, daß uns die Ereignisse, die an uns vorüberziehen, immer wieder erstaunen: „Wenn man dir im Theater eine gleichmäßige Wiederholung derselben Vorgänge zeigt, langweilst du dich. Du müßtest das Gleiche während deines ganzen Lebens tun, denn in dieser Welt siehst du oben und unten stets nur die gleichen Wirkungen und immer dasselbe Spiel der ewig gleichen Ursachen. Ach, und das wird niemals enden!"

Gewiß, ich will die „cause célèbre" von heute nicht mit der „cause célèbre" von 1830 vergleichen. Die „cause célèbre" von damals war im Grunde nur ein interessanter Kriminalfall — heute steht ein ganzes Volk, von einer tragischen Schuld belastet, auf der Bühne. Aber vieles, was uns neu scheint, ist nur Wiederholung — Wiederholung aus der Affäre von 1830 oder aus anderen Affären. Und ich glaube auch, daß diejenigen, die fortwährend über „décadence" schreien, ein wenig den Theaterfreunden gleichen, die uns unablässig von einer früheren Blüte der Kunst erzählen, und denen vielleicht nur deswegen die Gegenwart so heruntergekommen scheint, weil sie die Vergangenheit nicht gesehen haben.

* * *

Natürlich — ich hatte Paris verlassen, um der „cause célèbre“ zu entfliehen, und hier in Saint-Leu fand ich sie wieder. Wirf die Katze, wie du willst, sie fällt immer wieder auf die Füße. Drei kleine Mädchen standen hinter mir, streckten verlegen die Finger in die Nasen und wunderten sich, daß ich so lange den alten Obelisken betrachtete, an dem eigentlich gar nichts zu sehen war.

Und diese drei kleinen Mädchen waren nicht die einzigen in Saint-Leu, die von der alten Mordgeschichte, die vor siebzig Jahren so viel Staub aufgewirbelt hatte, nichts oder nur wenig zu wissen schienen. Schon der Mann, der mir die erste Auskunft über die Bestimmung des Obelisken gegeben, schien mit dieser Affäre nur höchst oberflächlich vertraut. Andere waren nicht besser unterrichtet. Sie wußten allenfalls so ungefähr, daß man den letzten Condé hier ermordet hatte — denn daß die Selbstmordshypothese der drei medizinischen Experten ein gefälliges Märchen war, haben spätere Enthüllungen sonnenklar ergeben.

Die herbstlich roten Blätter fallen von den Buchen auf den Obelisken und die zwei sitzenden Genien. Wie schnell ist das, was gestern eine „cause célèbre“ war, vergessen! Aber das ist vielleicht sehr gut, sehr beruhigend und sehr erfreulich, und im höchsten Grade unerfreulich ist nur, daß mit der „cause célèbre“ auch die Lehren, die sich aus ihr ergeben, so schnell vergessen werden.

Ich ging zum Bahnhof und kam wieder bei dem Café und bei dem Kramladen vorbei, wo Räder „verliehen und repariert werden“. Der magere Jüngling

und das dicke Mädchen waren mit frischer Luft davongeradelt. Aber vor dem Café standen noch der Wirt und seine Gäste. Diese Gäste waren aus Paris gekommen und erzählten jetzt von den letzten Vorgängen, den letzten Zwischenfällen der „Affäre". Ich trat heran und mischte mich bescheiden in das Gespräch. Man sprach von Esterhazy und vom berühmten „Bordereau". Die Pariser waren halb und halb überzeugt, daß Esterhazy der Verfasser des „Bordereau" wäre. Aber der Wirt schüttelte den Kopf und sagte mit der Bestimmtheit eines Mannes, der den Respekt vor den Wissenschaften zu einem Dogma erhebt: „Meine Herren! Sie vergessen das Urteil der drei Experten!"

Die Erinnyen

(Juni 1899)

Seit fünf Jahren habe ich kaum eine der großen Sitzungen, der großen Theatervorstellungen im Palais Bourbon versäumt. Welch eine Reihe schöner Premieren seit fünf Jahren! Die letzten Panama-Ringkämpfe fielen noch in diese Zeit, und der zyklopische, rundschultrige Rouvier verteidigte sich wie ein Eber gegen die Meute. Dann kamen die Südbahnkomödien, dann die olympischen Kampfspiele, welche Kammer und Senat um das Ministerium Bourgeois aufführten. Und dann die einzelnen Akte des größten Spektakelstückes, der Dreyfus-Affäre mit ihren wechselnden Helden: dem fuchsartigen Méline, der ein etwas verkleinerter Guizot ist, dem verbohrten Cavaignac, der die Robespierre-Rollen spielt, dem alten Brisson, dessen treue, ehrliche Röcke so unmodern scheinen wie seine feierliche republikanische Rhetorik und der so seltsam an Verrina erinnert. Von meinem Platz auf der engen und dunstigen Tribüne habe ich die sozialistischen Fäuste die nationalistischen Köpfe verprügeln gesehen, und die nationalistischen Fäuste die sozialistischen Köpfe. Ich habe alle Arten von Schimpf-

worten, alle Nuancen des Tumultes, die ganze Tonleiter menschlicher und tierischer Laute kennen gelernt. Ein Irrenhaus, eine Menagerie oder die Hölle selbst, wie der gute Fra Angelico sie gemalt, sind nur stille Nervenheilstätten, verglichen mit diesem Palais der Parlamentarier. Aber was auch immer in diesen fünf Jahren sich ereignet hat, und so weit ich zurückdenke — ich erinnere mich an nichts, was dieser gestrigen Sitzung vergleichbar wäre, die unter dem Geschrei „Mörder! Mörder!“ so vielversprechend begann.

Längs der halbkreisartig gebogenen Wand (der Saal hat die Form eines Halbkreises, an dessen geradliniger Seite sich der Sitz des Präsidenten und die etwas niedrigere Rednertribüne erheben) in allen Logen ein Geflimmer bunter, lichter Sommertoiletten. Diese Logen sind so überfüllt, daß man glaubt, die Wände müßten auseinandergesprengt werden. Die Damen halten einander auf dem Schoß, die Herren balanzieren dahinter auf den Fußspitzen, und ich sehe Coquelin, der mit gespreizten Beinen auf dem Rande einer Bank steht, und zwischen dessen Füßen eine Gott sei Dank nicht umfangreiche Dame sitzt. Und längs der ganzen Bogenlinie ein fortwährendes Auf- und Niederflattern zahlloser Fächer, wie rund um die spanische Arena am Tage des Stiergefechts.

Unten auf den amphitheaterförmig aufsteigenden Bänken, Schulter an Schulter, die Vertreter der Nation. Dort der runde Kopf Dupuys mit einem halb verlegenen, halb bösen Lächeln, dort der kahle, dürftige Schädel Cavaignacs, dort das Fuchsgesicht Mélines. Auf den ersten beiden Bänken der Mitte, dem Präsi-

denten und der Rednertribüne zugewandt, die neuen Minister. Waldeck-Rousseau im kurzen blauen Jackett auf der vorderen Bank. Neben ihm der erste Sozialistenminister Millerand. Auf der zweiten Bank, hinter ihnen, der General de Gallifet, sehr mager, sehr elegant, in schwarzem Rock und hellen Hosen. An seiner Seite ein anderer, sehr eleganter, noch junger Mann, fast kahl, aber mit einem hübschen blonden Schnurrbart: der neue Finanzminister Caillaux, Sohn einer Ministerfamilie. Und ringsherum ein Geschwirr und ein Gesumme wie das verhaltene Dräuen eines Meeres, das gleich zum tollwütigen, besessenen Toben werden wird.

Der Präsident Deschanel — noch ein Elegant — ergreift die Glocke (er hat schon zwei in diesem Jahre ruiniert) und sagt: „Die Sitzung ist eröffnet." Kaum ist das Wort heraus, als auf der linken Seite des Saales, auf den höchsten Stufen des Amphitheaters — dem „Berge" — etwa zwanzig Männer emporspringen, drohend die Arme in die Luft werfen und dieses wilde Geschrei beginnen: „Mörder! Mörder!" Es sind zuerst nur zwanzig, aber ihre Tobsucht wirkt ansteckend und gewinnt wie ein Feuer, das sich schnell, vom Winde begünstigt, weiterfrißt, die benachbarten Bänke, wo die Déroulède und Drumont sitzen, und dann immer andere Bänke. „Mörder! Mörder!" Man denkt, es müsse alles zusammenbrechen. Und die Erinnyen selber scheinen auferstanden!

Mein Gott, und welche Erinnyen! Da ist Coutant, ein ehemaliger Mechaniker, ein Mann mit wirr durcheinanderhängenden Pudellocken und revolutionärer,

langflatternder Krawatte; er hat vor einem Jahre die Gattin eines Arbeitskollegen entführt, die sich in das revolutionäre Genie verliebt hatte, und hat dann eine ziemlich komische Rolle im Ehescheidungsprozesse gespielt. Er schreit für zehn, und von seinem tiefroten Gesichte trieft der Schweiß. Dann Vaillant, ein ehemaliger Chirurg, Politiker schon in den Kommunetagen, ein kleiner, fetter Mann mit weißem Schädel und einer großen Brille auf der dicken, roten Nase. Dann Legitimus, ein Neger von Guadeloupe, der eine Art Niggertanz aufzuführen scheint, Dejeante, ein Hutmacher, und eine Anzahl ganz junger Leute, die den mageren Gallifet noch heftiger hassen, da sie nur von Hörensagen wissen, was er eigentlich getan hat.

Während der ganzen Sitzung währt das Geschrei — und je später es wird, und je mehr die Hitze im Saale zunimmt, desto tobender, wahnsinniger wird es. Der Deputierte Mirman steht auf der Rednertribüne, ein Bursche mit einem langen, rotblonden, spitzgeschnittenen Vollbart und frisierter, geölter Mähne, ein widrig hohler Phrasenschwätzer, der den entrüsteten Biedermann spielt — ein Individuum, das Taine unter „die grünen Früchte der Advokatur" gezählt hätte, die in den Revolutionsjahren das Gros der Revolutionsarmee bildeten. Er nennt die Minister „Schurken und Mörder" „Das Land braucht Sie nicht!" ruft er ihnen pathetisch zu. „Schurken und Mörder!" brüllt und heult die Kammer, und zweihundert Arme strecken sich drohend gegen die Minister aus, und oben über dem Saale flattern die bunten Fächer auf und nieder, wie geängstigte Schwalben in einem Orkan.

Waldeck-Rousseau sitzt regungslos auf seinem Platz. Er weiß sich meisterhaft zu beherrschen — er gleicht mehr einem kühlen Engländer als einem Franzosen — aber seine eiserne Ruhe ist gespielt. Er hält die Fäuste in den Taschen des blauen Jaketts vergraben, seine Kinnbacken arbeiten nervös. Millerand liest scheinbar eifrig in einem Buch. Es ist verabredet, daß weder er noch Gallifet sich rühren dürfen, um die Meute nicht noch mehr zu reizen. Während die Kammer um ihn herum kreischt und tobt, liest er. Gallifet blickt fest in den Tumult; dann und wann beugt er sich mit einem Lächeln zu seinem Nachbarn Caillaux, um die Namen der Hauptschreier zu erfahren. Und seine Ruhe reizt die Wütenden noch mehr und sie verdoppeln ihr betäubendes Geschrei: „Mörder! Mörder!"

* * *

Wie sich über dem Bett der Märchenkinder zwei Feen streiten, wie über dem Haupte der Hunnenkämpfer in der Luft noch die Geister miteinander stritten, so streiten sich über dem Haupte Gallifets unsichtbar zwei Legenden — eine gute und eine böse. Es gibt zwei Gallifets: den „glänzenden Marquis" und den „Bluthund und Mörder". Zwei Gallifets der Legende!

Welches der Memoirenwerke aus dem Kaiserreich man auch aufschlägt, man begegnet fast überall dem ersten Gallifet, dem glänzenden Marquis. Er ist der geistreich-spöttische, abenteuerlustige, todverachtende Held, der überall, auf der Krim, in Algier, in Italien, in Mexiko, Kriegestrophäen und Frauenherzen erobert. Er

führt die Reiterregimenter in der Schlacht mit derselben lustigen Eleganz, wie er am Kaiserhofe die Quadrillen führt. Man sagt, daß ihm in Mexiko eine Granate einen Teil des Unterleibes fortgerissen, und daß er das fehlende Stück durch eine silberne Platte habe ersetzen lassen. Er selber sagt lachend, als das Silber im Werte fällt: „Meine Platte ist um fünfzig Prozent entwertet, was werden meine Gläubiger sagen!" Er überwindet im Duell berühmte Schläger und Schützen und im Zweikampf der Liebe berühmte Schönheiten des Hofes und der Stadt. Und wie es den glücklichen Helden der Legende so geht, man schreibt ihm alle witzigen Worte zu, die im Umlauf sind, und alle kühnen Taten, deren Vollbringer man nicht kennt. Daß er mutig bis zur Tollkühnheit ist, hat er bei dem berühmten Reiterangriff von Sedan gezeigt. Daß er die hinreißende Kraft seiner eigenen Tollkühnheit kennt, beweist sein Wort: „Der Soldat wird mir überallhin folgen, wo er mich auf meinem Pferde sehen wird."

Dann der Gallifet der anderen Legende — der „Mörder"! Die böse der beiden Legenden erzählt, daß der General in den Tagen des Kommuneaufstandes auf der Straße von Versailles einen Zug gefangener Kommunards getroffen habe. Er habe den Zug halten lassen, habe die Ältesten ausgewählt — dreißig sagen die einen, achtzig die anderen, hundert und elf noch andere —, habe ihnen gesagt: „Ihr seid doppelt schuldig, denn ihr habt schon die Revolution von 1848 gesehen und wißt, was das bedeutet!" und habe sie erschießen lassen. Er soll jedem der Opfer gesagt haben: „Ich heiße Gallifet!" und soll eine Zigarette dabei ge-

raucht haben. Andere Erzähler berichten sogar, daß er sein Pferd an dem Zuge habe entlang schreiten lassen und diejenigen gewählt habe, denen das Tier den Kopf zugewandt.

Ich weiß nicht, was an diesen beiden Legenden wahr ist — der General de Gallifet hat nie etwas von alledem, was über ihn gesagt worden, abgeleugnet. Ich weiß nur, daß man in Frankreich Legenden gegenüber nicht skeptisch genug sein kann. Es ist manchmal ein wenig Wahrheit daran (und in diesem Falle gewiß), aber um das Körnlein Wahrheit ist gewöhnlich ein ganzes Gebäude aus luftigen Gerüchten und Sagen erbaut worden.

Der Marquis de Gallifet sitzt jetzt auf seinem Ministerplatz in diesem Saale, der ihm fremd ist, in diesem Geheul, das ihn an das Geheul algerischer Reiterscharen erinnern mag. Der Empfang, den man ihm bereitet, scheint ihn etwas zu überraschen. Aber er ist in jedem Falle mehr überrascht, als erschreckt. Er blickt auf die schreienden, keifenden, wild gestikulierenden Gruppen zuerst wie einer, der nicht recht versteht, um was es sich eigentlich handelt. Als er versteht, wendet er den Blick nicht ab. Er hat einen sehr merkwürdigen Kopf, und alle Photographien, die ich von ihm gesehen habe, lügen. Man denke sich einen Totenkopf mit einer scharf gebogenen Habichtsnase und einem hier und da noch von schwarzen Schatten durchzogenen weißen Schnurrbart. Die hervorstehenden Backenknochen und vor allem die tief in den Höhlen liegenden dunkelen Augen geben dem Kopf seinen seltsamen Charakter. Das Weiß des Schnurrbartes kontrastiert mit dem

tiefen Schwarz der Augen und der Lederfarbe des Gesichtes. Man versteht, daß die Legenden diesem Manne seltsame Taten andichten konnten — sehr ritterliche und höchst grausame.

Während man ihm von allen Seiten „Mörder!" zuschreit, zuckt er nicht mit den Wimpern. Seine ehemaligen Freunde, die Monarchisten, blicken ihn ironisch lächelnd an: „Das haben Sie nun davon!" Auch das rührt ihn nicht. Er bewegt sich in diesem Hexensabbat so frei und unbefangen, wie er sich auf den Schlachtfeldern bewegt haben mag. Entschieden ist etwas sehr Mutiges und Loyales in seiner Art. Aber ich bin nicht ganz sicher, daß er sich nicht leise sagt: „Teufel — ich habe damals nicht die Richtigen füsilieren lassen!"

* * *

Die bunten Fächer längs der Bogenwand bewegen sich immer erregter, immer angstvoller, denn der Orkan, über dem sie auf und nieder flattern, wird immer wilder. Alles scheint über diesen unseligen Ministern zusammenzubrechen, die unten in der Niederung sitzen, wie begraben unter der von allen Seiten heranbrausenden Sturmflut. Bis dann plötzlich ein Wunder geschieht. Der alte Brisson treibt, ein neuer Moses, mit einer beschwörenden Armbewegung die Brandung zurück. Es wird ruhig, die Sonne blickt durch die matten Scheiben des Glasdaches, die Minister lächeln befreit, die Fächer bewegen sich langsamer.

Die braven Leute aber, die hier fünf Stunden lang sich die Kehlen heiser geschrien, gehen befriedigt

nach Hause. Sie haben „bis in das Delphische Heiligtum" den „Mörder" verfolgt, nun nehmen sie ihren Hut und ihre fünfundzwanzig Frank Tagesdiäten. Wie sehr haben die Pariser recht, wenn sie ihre Stadt mit Athen vergleichen! Man glaubt, am Abend nach dieser heißen Sitzung vor dem alten Theater in Athen zu stehen! Der Himmel ist tiefblau, mit einem leichten Gespinst von schimmerndem Dunst überzogen; die hohe Säulenhalle des Palais Bourbon weckt die Erinnerung an Griechenland, und aus der geöffneten Tür des Theaters — oder des Parlamentes — kommen die Darsteller der Erinnyen, die den Kothurn abgeschnallt haben und nun harmlos und friedlich heimwärts gehen, um dem Bacchus oder selbst dem Eros zu opfern.

Der Concierge meines Freundes

(1899)

Einer meiner Freunde hat einen Concierge, mit dem ich — während mein gewöhnlich unpünktlicher Freund auf sich warten läßt — gern über die aktuellen und die immerwährenden Fragen der Politik, der Philosophie und der Nationalökonomie plaudere. Er heißt „Monsieur Jules", und seine Frau heißt „Madame Jules" — obgleich Jules nicht der Nachname, sondern der Vorname des Ehemannes ist. Neben diesem Elternpaare ist die Tochter zu erwähnen: Mademoiselle Henriette, die eine lockere, „ondulierte" Haarfrisur trägt, ganz wie ein Fräulein erzogen worden und gegenwärtig mit dem Sohn des Viktualienhändlers in der ersten Seitenstraße links verlobt ist.

Daß ich so gern mit Monsieur Jules über Menschen und Dinge rede, kommt nicht nur daher, daß Monsieur Jules ein sehr kenntnisreicher Mann ist, der täglich drei Zeitungen liest: Paul de Cassagnacs bonapartistische „Autorité", Rocheforts „Intransigeant" und das „Petit Journal", und der allmonatlich am Bankett seiner Arrondissementsgenossenschaft teilnimmt. Ich schätze die persönliche Meinung des Monsieur Jules, aber sie scheint mir noch um vieles wertvoller dadurch, daß sie als Ausdruck der Geistesanschauung eines ganzen Standes, einer

ganzen Klasse gelten kann — und zwar einer sehr wichtigen Klasse: des französischen Kleinbürgertums. Der Pariser Concierge ist durchaus nicht mit dem Berliner Portier zu verwechseln — er hat mehr Machtvollkommenheiten, mehr Pflichten und Rechte als dieser, und darum naturgemäß eine höhere Auffassung seiner eigenen Persönlichkeit. Der Pariser Mieter hat keinen Hausschlüssel, und er erhält seine Briefe nicht direkt vom Postboten. Der Concierge öffnet die Tür und nimmt die Briefschaften entgegen. Er weiß, wer zu seinen Mietern kommt, und er weiß gewöhnlich auch, wer ihnen schreibt. Das gibt ihm eine große Gewalt über das Haus und macht ihn zum nützlichen Helfer und Ratgeber des Staates und der Polizei, welche die wahre Repräsentation des Staates ist. So erwacht in ihm, neben der Behäbigkeit des Mittelstandes, das gewichtige Selbstbewußtsein der Bureaukratie. Er ist nicht nur ein Mitglied des Kleinbürgertums, er ist eine seiner edelsten Blüten.

Und darum plaudere ich so gern mit Monsieur Jules, besonders in Zeiten, wie den gegenwärtigen, wo es gut und nützlich ist, zu wissen, was und wie die wirklich autorisierten Vertreter des Volkes denken. Vielleicht hätte ich in meinem eigenen Hause die gleichen Gespräche führen, dieselben Erfahrungen einsammeln können. Das Sprichwort sagt: „Jeder kehre vor seiner Tür" — aber es sagt nicht: „Jeder bleibe bei denen, die vor seiner Tür kehren." Und dann, es ist der Anfang aller Lebensweisheit: man soll in seinem eigenen Hause keine Liebschaften anbandeln, und man soll in seinem eigenen Hause nicht Psychologie treiben.

* * *

Monsieur Jules stand im Hausflur an der Tür seiner Conciergewohnung. Durch die offene Tür sah man in das Innere dieses freundlichen Heims, wo an den Wänden Öldrucke und Photographien hingen — darunter eine Photographie aus den Kriegsjahren, welche Monsieur Jules in Kürassieruniform zeigte, mit großen Stiefeln, und eine andere, auf welcher der Sohn des Viktualienhändlers seinen Arm um die schlanke Taille von Mademoiselle Henriette legte. Madame Jules räumte eben die Teller und Gläser vom Tisch. In einer Schüssel lagen noch die abgenagten Knochen eines Huhnes, und in einer Flasche leuchtete der goldblonde Zider. Diese Conciergefamilien sind, wie alle rechten Pariser, Esser von Überzeugung. Neben die berühmte Devise eines alten Adelsgeschlechtes: „Ich dien'!" stellen sie die ihrige: „Ich diniere." Ein wenig im Hintergrunde, in einem roten Plüschlehnstuhl, saß Mademoiselle Henriette und las — taub gegen alles Geräusch der idealloſen Wirklichkeit — die Gedichte von François Coppée.

Monsieur Jules hatte die Stirn sorgenvoll zusammengezogen, wie er immer tat, wenn er über Politik sprach. Die im Wind und Regen etwas grünlich gewordene schwarze Mütze hatte er aus der geröteten, gefalteten Stirn ein wenig zurückgeschoben. Die beiden Hände hielt er auf der breiten, stämmigen Brust, hinter der blauen Leinenschürze. Und er sagte:

„Ich weiß, was ich weiß. Alle unsere Minister sind verkauft. Unsere Politiker sind unser Unglück. Das alles sind, wie wir zu sagen pflegen, Banditen. Das stinkt von oben bis unten. Aber mich überrascht nichts

mehr — ich kenne diese Republikaner. Ich habe sie gesehen . . . Sie werden es nicht glauben, aber es ist nicht eine einzige unter diesen republikanischen Familien, in der es nicht, wie wir zu sagen pflegen, einen Kadaver gebe. Wie in der Familie von M'sieu Felisque". Mit „M'sieu Felisque" meinte er Felix Faure.

„Ja, wenn wir eine Regierung hätten! Aber das sind, wie wir zu sagen pflegen, nur leere Schläuche. Jeder denkt nur an sich. Ich weiß, was ich weiß. Wir hatten hier einen Staatsrat im Hause wohnen (seine Frau war die Geliebte des Ministers R.), der seine drei Söhne in die Verwaltung gebracht hat. Sie haben die besten Stellen bekommen — und der jüngste war nicht einmal sein Sohn. Wir müssen das dann mit unserem Gelde bezahlen. Und unsere Verwaltung! Ich weiß nicht, ob Sie neulich gelesen haben, daß man die Briefe eines Deputierten aufgemacht hat, der nicht für das Ministerium stimmte. Das ist, wie wir zu sagen pflegen, eine Schweinerei. Und das kommt alle Tage vor!"

In diesem Augenblick brachte der Postbote die Briefe für die Mieter. Monsieur Jules musterte sie mit einem schnellen Blick und warf sie hinter sich auf den abgeräumten Tisch, wo sie zwischen der Schüssel mit Hühnerknochen und der Ziderflasche liegen blieben.

„So wären Sie also für die Monarchie?" fragte ich. Er zuckte die Achseln und entgegnete:

„Tatsache ist, daß man unter dem Kaiserreich mehr Geld verdient hat. Die Kaiserin hat nicht gespart. Sie hat mehr für die Armen getan als die ganze Republik. Ich kann das sagen, ich habe sie noch gekannt. Ich

habe damals beim Herzog von Massa gedient. Sie war immer freundlich, und Paris hatte etwas von ihr. Paris ohne Hof ist, wenn ich so sagen darf, wie mardi-gras ohne einen Fastnachtsochsen. Das war ein anderes Leben als heute! Denken Sie, daß der Herzog von Grammont-Caderousse damals in einer einzigen Nacht im Café Anglais für achttausend Franks Spiegelscheiben zerschlagen hat!"

Er schwieg, befangen in seinen Erinnerungen. Im Hintergrunde der Wohnstube ließ Mademoiselle Henriette gerührt und träumerisch die Gedichte François Coppées in den Schoß gleiten. Sie verstand diesen Dichter, der nur für sie geschrieben zu haben schien. Und sie dachte an den Sohn des Viktualienhändlers, an die nahe Hochzeit. Ihre Augen, welche jetzt auf die Photographie des Bräutigams gerichtet waren, waren von weichen, kleidsamen Schatten umrahmt. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.

* * *

An einem anderen Tage, als ich Monsieur Jules wieder sprach, wollte ich die Gelegenheit benutzen, um meine Kenntnisse über die auswärtige Politik zu bereichern. Er hatte eben versichert, daß die Engländer die schlimmsten Feinde Frankreichs wären, und ich fragte ihn, wie er sich nun entscheiden würde, wenn er zwischen England und Deutschland zu wählen hätte. Aber er lehnte alle bindenden Erklärungen ab mit den Worten: „Wir haben eben lauter Minister des Auswärtigen, die nichts verstehen."

Natürlich sprachen wir auch über die „Affäre". Er

war von Anfang an gegen die Revision gewesen. „Das alles ist nur gemacht, um die Ausstellung zu verhindern," versicherte er oft. Seine innere Überzeugung ist noch heute, daß der Kassationshof gekauft ist, daß Zola sein Geld in den Goldminen verloren und es in der „Affäre" wiedergewonnen hat, und daß Brisson von den Freimaurerlogen den Auftrag erhalten, die Armee zu zerstören.

„Aber wenn es sich nun wirklich ergibt, daß Dreyfus unschuldig ist," fragte ich ihn schüchtern — „würden Sie ihn dann auf der Teufelsinsel lassen wollen?"

„Ich weiß, was ich weiß," entgegnet er — „sie sind alle gekauft, es ist, wie wir zu sagen pflegen, alles Gesindel."

„Sehr richtig, Monsieur Jules — aber haben Sie nicht gelesen, daß Esterhazy jetzt selber sagt, er habe mit einem fremden Militärattaché verkehrt? Und als andere das behaupteten, hat das Kriegsgericht ihn freigesprochen. Und Picquart sitzt im Gefängnis, weil er das nachzuweisen versucht hat, was Esterhazy heute selber erzählt. Wie reimen Sie das zusammen?"

„Hm — darauf kann ich mich nicht einlassen. Der eine sagt dies und der andere sagt das. Ich bin überhaupt gegen die ganze Preßfreiheit. All' unsere Zeitungen taugen nichts. Der einzige, auf den ich noch allenfalls etwas gebe, ist Paul." Dieser „Paul", auf den Monsieur Jules noch etwas gibt — und auf den alle Concierges in den besseren Stadtvierteln schwören — ist der bonapartistische Draufgänger Paul de Cassagnac. „Paul sagt ihnen wenigstens bisweilen die Wahrheit. Ich kenne ihn sehr gut, er hat mir oft die Hand ge-

schüttelt. Er kam nach dem Kriege oft in die Häuser, wo ich bediente, und er war immer lustig, der Lustigste am ganzen Tisch. ‚Monsieur Jules,‘ hat er mir oft gesagt — ‚was? Wir beide holen noch mal Elsaß-Lothringen?‘“

„Das, was Sie über Ihre Zeitungen sagen, ist vortrefflich. Aber Sie müssen eingestehen, daß dadurch Dreyfus nicht von der Teufelsinsel runter kommt. Und wenn er unschuldig ist —“

„Es ist eben bei uns alles verfault. Wir haben keine Männer — niemand hat mehr Mut. Sehen Sie doch nur unser Parlament! Das ist, wie wir zu sagen pflegen, die reine Menagerie. Ich bin gegen den ganzen Parlamentarismus.“

„Schön — aber darum haben doch gerade die Leute ein doppeltes Verdienst, die zuerst den Mut gehabt haben, die Wahrheit zu sagen. Und als die Regierung nicht ihre Pflicht getan hat —“

„Die Regierung tut nie ihre Pflicht!“

„Da haben diese Leute die Wahrheit eben ein bißchen lauter hinausschreien müssen. Finden Sie nicht, daß in einem Staate die Gerechtigkeit gewahrt werden muß, und daß, wenn die Regierung, wie Sie sehr richtig bemerken, ihre Pflicht versäumt, es die Pflicht der Privatleute wird, für die verletzte Gerechtigkeit zu kämpfen?“

Er zögert einen Augenblick und sagt dann langsam:

„Ja, natürlich, Gerechtigkeit muß es geben. Aber wir Privatleute haben doch nicht die Pflicht, die Wahrheit zu suchen . . .“

Er zieht die Stirn in Falten und schweigt wieder sorgenvoll. Erst hinterher habe ich erfahren, daß seine

letzten Worte ein wörtliches Zitat aus der großen Rede gewesen sind, die Jules Lemaître in der „Liga des Vaterlandes" gehalten hat. Würde ich nicht durch einen Zufall den Text dieser Rede noch einmal in die Hand bekommen haben, nie hätte ich gemerkt, daß diese Worte nicht das eigene geistige Fabrikat des Concierge meines Freundes gewesen.

* * *

Mein Freund ist mit seinem Concierge sehr zufrieden. Monsieur Jules ist fleißig, aufmerksam, sauber, und wenn er eine Indiskretion begeht, so tut er es diskret. Er regiert das Haus mit Strenge, aber wer mit ihm zu reden weiß, findet ihn auch billigen Gründen zugänglich. Madame Jules ist wie ihr Gatte: fleißig, aufmerksam und sauber. Mademoiselle Henriette gehört nicht zu jenen Conciergetöchtern, die man an Orten trifft, wo junge Mädchen nicht hingehören. Man braucht ihr nie das immer peinliche Versprechen zu geben: „Ich werde es dem Papa nicht sagen."

Das Ideal des braven Monsieur Jules wäre, von der Regierung einen kleinen Posten als Steuereinnehmer, irgendwo in der Provinz, oder eines jener „Tabakbureaus" zu bekommen, welche das Monopol haben, die Bürger mit Zigarren, Zigaretten, Tabak und Streichhölzern zu versorgen. Aber die republikanische Regierung braucht diese Posten und diese Tabakbureaus für die Kreaturen ihrer Kreaturen. Bei diesem großen Stellen- und Ehrenschacher gehen Monsieur Jules und seinesgleichen mit leeren Händen aus — sie sehen ihm aus

der Ferne zu, gekränkt, mit gefurchten Stirnen, sorgenvoll und entrüstet über alles, was vorgeht.

Braver Monsieur Jules! Er lebt im heutigen Frankreich in unzähligen Exemplaren! Er repräsentiert diese ganze große Klasse, die, zwischen dem eigentlichen Arbeiterstande und dem eigentlichen Bürgertum, behaglich und doch verdrießlich hinlebt. Er repräsentiert diese kleine und kleinste Bourgeoisie, die immer über die „Herrschaft" klagt, immer grollt, immer kritisiert, und die ihr ganzer Instinkt doch dazu treibt, sich unterzuordnen. Er repräsentiert diese kleine und kleinste Bourgeoisie, die niemals einen Gedanken logisch bis an sein Ende denkt und aus Furcht, sie könnte am Ende eine unangenehme Wahrheit entdecken, sich lieber zu abstrakten Phrasen und allgemeinen Schlagworten flüchtet. Freilich — das hat sie mit vielen anderen gemein . . .

Sie sieht auf der einen Seite den Arbeiterstand, der um einiges kräftiger und unabhängiger ist, und sie blickt mit gelinder Verachtung auf ihn herab. Sie sieht auf der anderen Seite das wohlhabende, satte Bürgertum, und sie blickt mißtrauisch zu ihm hinauf. Sie ist unzufrieden, fühlt sich benachteiligt — sie möchte gern ihren Anteil haben, möchte ganz zum Hause gehören. Und sie bleibt immer nur an der Tür, wie Monsieur Jules, der Concierge meines Freundes.

Steinlen

Ungefähr dort, wo im nördlichsten Paris die Viertel Montmartre und Batignolles sich zusammenschließen, steigt die Rue Caulaincourt nordwärts. Sie überschreitet auf einer langen eisernen Brücke das tiefer liegende Gräberfeld des Montmartre-Friedhofs und steigt dann wieder bergan. Aber sie kommt nicht ganz bis auf den Hügel hinauf, sie läuft ein wenig unterhalb des Gipfels am westlichen Rande der Butte Montmartre entlang, zieht einen weiten Bogen um die westliche Hälfte des Hügels und neigt sich dann, im letzten Norden, wieder zur Ebene, wo sie beinahe die alten Fortifikationen erreicht. Diese Straße, die sich wie ein Arm um den Montmartre-Hügel legt, ist dort, wo sie sich am höchsten über dem Häusermeer der Ebene erhebt, nur wenig bebaut. An ihrem westlichen Rande stehen nur wenige alte Buden, und so verhindern nur hier und da verfaulende Bretterzäune den Ausblick auf die Vorstädte, die tief unten schon jenseits der Fortifikationen aufgebaut sind, durch freies Wiesenland voneinander geschieden. Aber am östlichen Rande der Straße, der von dem engbebauten Gipfel des Hügels überragt wird, sind

die Häuser zahlreicher. Weißkalkige, feucht aussehende Arbeiterhäuser, wo die Trockenwäsche aus den Fenstern hängt, und dazwischen schrumplige, verwitterte, niedrige, oft nur aus Holz gebaute Baracken, bei denen irgend ein verräterisches Detail, eine alte nasenlose Marmorbüste neben der Tür oder ein bizarres Wappenbild an der Mauer ankündigt, daß dort ein künstlerisch schaffendes Wesen haust. Über der Tür der schrumpligsten, verwittertsten dieser Baracken stehen, mit Ölfarbe aufgeschrieben, die Worte: „Cats cottage". Und in dieser kleinen Katzenhöhle lebt mit Frau und Kind Steinlen, der eine dieser drei Zeichnerchroniſten von Paris, deren Namen jedes Pariser Kind weiß: Forain, Steinlen, Willette.

Nur selten trottet ein rumpelnder Karren die einsame Straße herauf. Untergefaßt, selbst in dieser Öde noch kokett sich drehend, kommen dann und wann zwei faullenzende junge Frauenzimmer und bleiben am Weſtrand der Straße stehen, um auf die Vororte in der Ebene hinunterzuschauen und den Bahnzug durch das blaugrüne Land schneiden zu sehen. Oder ein Trupp Bauarbeiter poltert vorbei. Oder einer jener dickhalsigen Gesellen schlendert heran, die Ballonmütze in die Stirn gezogen, die Zigarre im Mundwinkel, das Halstuch lose geknotet, die Hände in den Taschen.

Alle, die hier vorüberkommen, wissen, daß in der alten Katzenbude Steinlen haust. Hin und wieder klopft einer von ihnen an die Tür und fragt, ob man ihn nicht gebrauchen könne. Steinlen besieht sich prüfend seinen Mann, und kann er ihn gerade gebrauchen, so läßt er ihn herein. In dem kleinen Atelier, wo auf

allen Stühlen und in allen Ecken Katzen schlummern und schnurren — es riecht im ganzen Hause nach Katzen — muß das gewöhnlich zwanzigmal wegen nächtlicher Heldentaten vorbestrafte Modell gehorsam eine Stellung nach der anderen einnehmen. Steinlen, ein kaum mittelgroßer Mann von sechsunddreißig Jahren, mit kurzem, braunem Vollbart, blauen Augen, ganz schlichter, etwas zurückhaltender Art, spricht, während er Skizze auf Skizze hinwirft, mit seinem Modell in diesem reichen und plastischen Argot der Pariser Zuhältergilde. Und schließlich entläßt er mit einigen Sous und einem treuherzigen Händedruck seinen Mann.

Aber er bleibt nicht immer in seiner Katzenhöhle. Er streift in den Cabarets der Montmartre-Bohême herum, oder in Moulin la Galette, dem Tanzlokal vorurteilsfreiester, unterster Lebewelt, oder auf den Jahrmärkten des äußeren Boulevards. Er wandert über die von Liebespärchen, Arbeiterfamilien und Obdachlosen besetzten grünen Festungswälle, flaniert in den Außenteilen des Bois, setzt sich zwischen die blaublusigen Arbeiter in den Schenken der Vorstädte. Überall erhascht er flüchtige Skizzen.

So entstand sein Hauptwerk, entstanden diese meisterhaften, überraschend kühnen und neuen Illustrationen zu den beiden Bänden der Chansons Aristide Bruants. Und so entstanden diese unzähligen Blätter, die zumeist der „Gil Blas" veröffentlicht hat. In den Bruant-Illustrationen fixierte Steinlen diese beiden grotesken Typen: den Zuhälter und die „grue", die Prostituierte der letzten Kategorie, die ohne Hut mit in die Stirn gekämmten Haaren in den Faubourgs herumlatscht. In

den Blättern des „Gil Blas“ wurde Steinlen der Chroniſt des modernen Paris.

Da iſt das ganze Paris beieinander. Da ſind die eleganten Equipagen des Bois, da iſt der ſchwere, unförmige, von drei dicken Pferden gezogene Omnibus, deſſen Kondukteur der jungen kräftigen Wäſcherin, die mit dem Korb am Arm ihren Weg marſchiert, galant zuſchmunzelt. Da iſt das tanzende Paar im Moulin Rouge — das Frauenzimmer weit zurückgelehnt in dem Arm des Tänzers, der Kerl frech ſich vorbeugend, mit Blicken, die nicht mehr zweideutig ſind. Da iſt die junge Bourgeoiſe mit zartem Profil, weichem Haar und neugierigen Augen, die über das Pflaſter ſchreitet, die Röcke mit beiden Händen emporſchürzend. Da iſt der alte verhungerte Landſtreicher, der ausgezehrt, ſtieräugig, mit vorgedrückten Knien ſeinen Weg trottet. Da ſind die ganz jungen Frauenzimmer, mager, dürftig, unreif, mit Ponylocken und Stupsnaſen, die mit begehrlichen Augen die Armbänder des Juwelierſchaufenſters betrachten, während aus dem Schatten der Straße ein alter Sünder heranſchreitet: „le vice qui vient . . .“

Und die dicke Madame iſt da, deren Kleider über das Trottoir rauſchen, und deren vier Kinder hinterherzotteln, während ein alter Freund, der die Frau in der Jugend geliebt und im Arm gehalten, am Wege ſteht und an die Vergänglichkeit von Liebe und Schönheit denkt. Und der feiſte Protz, „fils de ses oeuvres“, der im Pelz, die ſchwere Zigarre zwiſchen den Lippen, vorbeiſtolziert, während der ſpitzſchädlige Bettler ſeine triefenden Augen demütig auf ihn richtet. Und die kleine ſtorchbeinige Balletteuſe, der irgend ein alter kahler

Senator verführerische Worte ins Ohr flüstert. Und das Fischweib, das hinter den Körben steht, die Arme auf die dicken Hüften gestützt, den Bauch vorgeschoben, während die Haube fast in den feisten Hals gerutscht ist. Und der Concierge, der mit dem Licht in der Hand streng wie Cerberus an der Treppe steht, auf der er eben das Gas hat auslöschen wollen, während sein Mieter ein junges Mädchen, eine kleine Modistin, hinabgeleitet, die sich verschämt den Muff vors Gesicht drückt.

Keiner hat so gut den Typ dieser kleinen Modistin — „petit trottin", wie man in Paris sagt — getroffen wie Steinlen. Viele — der Zeichner Heidbrinck besonders — haben es versucht, aber sie haben gewöhnlich idealisiert und manchmal karikiert. Sie haben aus dem „petit trottin" eine süße Puppe gemacht. Auch Steinlen sucht sich seine Modelle gewöhnlich nicht unter den häßlichsten dieser in Paris so zahlreichen Mädchen. Aber die eigentümliche herbe Schärfe und Härte seines Stifts verbannt alle Süßlichkeit. In unzähligen Blättern hat er diese „oiseaux de Paris" gezeichnet, von irgend einem „vieux marcheur", oder einem jungen Don Juan verfolgt, und es ist gar nicht zu beschreiben, wie meisterlich er ihre zugleich eckige nnd elegante Art wiedergegeben hat.

Auch Kinder hat selten jemand so gut zu zeichnen gewußt wie Steinlen. Ob sie vor der Bank im Tuilleriengarten spielen, auf der die alten Herren in der Sonne beisammensitzen und plaudern, ob sie andächtig vor den Straßensängern stehen, die mit verdrehten Augen im Hof ihre sentimentalen Romanzen singen, ob sie dem

wandernden Handwerksburschen nachgucken — das Charakteristische in der Handlung eines Kinderkörpers, die Schwäche der Beinchen, das alles ist wie mit einem einzigen sicheren Strich herausgeholt und hingesetzt.

Diese sicheren, energischen, charakteristischen Linien erinnern an die Blätter Forains. Doch während Forain sich immer auf diese wenigen, aber vielsagenden Linien beschränkt, geht Steinlen nicht so ganz an dem Nebensächlichen vorüber. Forain gibt gezeichnete Epigramme — die Unterschriften seiner Blätter stimmen dazu. Steinlen gibt Bilder. Man könnte auch von Steinlens Bildern sagen, sie wirken in ihrer schlagenden, überraschenden, knappen Wahrheit wie Epigramme, aber es ist noch richtiger, zu sagen, daß sie dramatisch wirken. Sie wirken dramatisch, weil sie so voller energischer Bewegung sind, daß sie wie aus der Pistole geschossen erscheinen. Sie wirken dramatisch, weil alles in ihnen vorwärts zu drängen scheint, weil alles in ihnen lebt und von einer prachtvollen, oft brutalen Bewegung durchzuckt ist.

Daß es Steinlen auch darum zu tun ist, seine Blätter nicht wie gezeichnete Epigramme, sondern wie Bilder wirken zu lassen, kann man schon daraus entnehmen, daß er nie — wie Forain das tut — Figuren ohne Milieu gibt, daß er immer das Milieu zum mindesten mit ein paar Strichen andeutet. Und er hat auch da wieder eine ganz besondere Kunst, die Pariser Straße durch diese wenigen charakteristischen Striche aufleben zu lassen. Wenn man solch ein Bild vor sich hat, auf dem man von der Stadt nichts sieht, als drei Bäume, eine Gosse und etwa die Umrisse eines in der Ferne stehenden

Hauses, so ist gar kein Irrtum möglich: das ist Paris. Selten ist es das Paris der großen Boulevards, die eigentlich das am wenigsten Eigenartige in dieser Stadt sind. Es ist viel öfter das Paris der Vorstädte mit den hügelansteigenden alten Gassen, das Paris an den Festungswällen mit seinen breiten, öden, nur von einer langen, dürftigen Baumlinie durchschnittenen Straßen, mit seinen weiten Fernsichten über die unbebaute Ebene.

Ich erinnere mich, mit welchem Enthusiasmus Max Liebermann einmal vor einem Zeitungskiosk auf den Boulevards stand, wo der „Gil Blas" mit dem neuesten Blatte Steinlens aushing, und wie er Steinlen für den größten aller Zeichner erklärte. Und dieser Steinlen ist durch keine Akademie gegangen, nicht einmal durch eine Zeichenschule. Er ist vor sechzehn Jahren aus seiner Vaterstadt Genf — wo er viel mehr mit Literatur, als mit Zeichnerkünsten sich abgegeben — nach Paris gekommen, hat in seine Skizzenbücher eingetragen, was er um sich herum gesehen, dieses bewegungsreiche Leben, und in der fortwährenden Berührung mit diesem Leben und in der unablässigen stillen Beobachtung dieser Bewegung ist er ein großer Zeichner und ein eigenartiger Philosoph geworden.

* * *

Es gab eine Zeit in Frankreich, wo alle Ideen, die, wie man zu sagen pflegt, in der Luft zu liegen schienen, plötzlich in einer Liedzeile Form und Ausdruck fanden und nun als Wahrheiten, die jeder lange wußte und nur keiner bisher ausgesprochen hatte, von Mund zu Mund gingen. Das waren die Refrains des Vater

Béranger. Da war der ganze Geist der Epoche, war das gemütliche Verhältnis des braven Bürgers zum lieben Gott ausgedrückt in dem Refrain des „dieu des bons gens".

Aber Frankreich hat auch von jeher das Glück gehabt, die Ideen, von denen die Epoche durchsetzt war, durch seine Zeichner ausgedrückt zu sehen. Henri Monnier, der Schöpfer des „Monsieur Joseph Prudhomme", war der Béranger unter den Zeichnern — Daumier vertrat den revolutionären Geist des Jahrhunderts, Gavarni die Enttäuschung, den müden Pessimismus. Und als nach dem Kriege eine neue Gesellschaft in Frankreich geschaffen worden, traten (wenn auch nach einer gewissen Pause) wieder die Zeichner hervor, um den Geist dieser Gesellschaft zu offenbaren, und wir sehen Forain den Zerfall dieser herrschenden Klasse geißeln, sehen Willette die Opfer dieser Gesellschaft, denen er die Züge von Pierrot und Colombine leiht, in graziösen entzückenden Bildern beklagen, sehen Steinlen die Auflehnung der brutalen, rohen, nur mühsam zurückgehaltenen Kräfte verkündigen — die Auflehnung der skrupellosen Muskelkraft gegen eine im Raffinement und Wohlleben entnervte Gesellschaft.

Ein leises, halb schlummerndes Verlangen nach Energie lebt im französischen Volke, und ein wenig davon verkündet Steinlen. Er hat in der letzten Nummer des „Gil Blas" einen Seemann gezeichnet, der auf den Schiffsballen sitzt, mit untergeschlagenen Armen, ein Bild rohester, fast gemeiner Kraft, und melancholisch über das Meer hinaussieht. Es ist in diesem und in anderen Blättern Steinlens die stille Freude an den

gewaltigen Muskeln, an der starken Natur. Aber es ist auch eine gewisse Melancholie in ihnen — eine Melancholie darüber, daß für diese starken Naturen, diese Wilden, kein Raum mehr in der schlechtesten der Welten ist.

Der schlichte Steinlen denkt viel nach über den üblen Lauf der Dinge auf Erden. Er ist einer von denen, die ein Ideal brauchen und es noch nicht gefunden haben. Eine Zeit lang — als er das revolutionäre Blatt „Chambard" herausgab — sah er dieses Ideal in der Revolution überhaupt, offenbar weil sie Bewegung und Betätigung der Kräfte bedeutet. Welch einen Zeichner hätte in ihm eine wirkliche Revolution!

Er löst so gern auf seinen Bildern die letzten fernen Häuser am Horizont in einen feuchten, rötlichen Abenddunst auf. Das gibt der Welt dort hinten etwas Geheimnisvolles, Schicksalbergendes. Und vor diesem großen, geheimnisvoll schweigenden Hintergrunde spielen die brutalen, grundgemeinen Geschichten des Lebens sich ab . . .

Und das ist es, was Steinlen, neben seiner zeichnerischen Kunst, so hoch erhebt: er ist, um zwei dumme, mißbrauchte und mißverstandene Worte auf ihn anzuwenden, Realist und Romantiker zugleich. Sein Zeichenstift folgt dem großen Zuge des Lebens, der durch die ungeheure Stadt hingeht . . . er zeigt die rohen Leidenschaften, den Betrug, das Laster und die Enttäuschung — und er zeigt, wie durch einen Tränenschleier, in einer leichten Abendröte am Horizont, ihre unklaren Hoffnungen und ihre mystischen Träume.

Die Schwalben von Paris

Die galanten Chroniqueure der Boulevardblätter nennen die Arbeiterinnen der Modeateliers, die kleinen Schneiderinnen, Näherinnen, Putzmacherinnen, die „Schwalben von Paris". Das klingt sehr zierlich und sehr kokett, und es ist eigentlich wahr, daß in dem großen Bilde von Paris diese Arbeiterinnen ein wenig wie die Schwalben sind — die Schwalben, die zu gewissen Stunden in langen Schwärmen die Straßen durchziehen, die Schwalben, die, besonders aus der Ferne, so leichtbeschwingt und graziös erscheinen, die Schwalben, von denen man bald froh bewundernd „ach, diese niedlichen Schwalben!" sagt, und dann wieder, leise bedauernd: „ach, diese armen —!" Viele moderne Zeichner haben diese kleinen Pariserinnen auf dem Papier verewigt, jeder hat sich aus dem Schwarm seinen eigenen „Typ" herausgelesen: Heidbrink das kräftige, breitschulterige Mädchen mit der losen, ondulierten, über den Ohren locker gewölbten Frisur, Steinlen das magere, blasse, frühreife Großstadtgewächs, frisiert „à la chien", Willette das tänzelnde, elegante Watteaupüppchen mit den jungen, kindlichen Formen. Wenn man abends nach sieben durch die Rue Tronchet und die Rue Auber den großen Boulevards zuschreitet, trifft man sie alle — all diese „Typen" und noch viele andere.

Es ist dann, als ob eine Armee, eine weibliche Armee, sich durch die Straßen ergösse — sie überflutet das Trottoir, steigt nach Batignolles oder Montmartre hinauf, oder erstürmt die steinernen Treppen der Gare Saint Lazare, um in die entlegeneren Faubourgs oder in die Vororte zu fahren. Es kommen die verschiedensten Alter und die verschiedensten Gattungen. Es kommen blutjunge, frische, lachende, mit flinkem Gang und noch unbesiegter Fröhlichkeit, und bleiche, kränkliche, mit schiefen Hüften und gekrümmtem Rücken. Fast alle tragen auf den Schultern einen Kragen aus schwarzem Stoff, der bis zur Taille herabhängt und bald runde, jugendliche, bald magere, spitzige Schultern ahnen läßt. Die meisten haben jene halb unbewußte, harmlose Koketterie, dieses echt Weibliche der Pariserin. Andere sind weniger harmlos. Alle unterscheiden sich durch zwei Dinge von den Arbeiterinnen anderer Städte: sie sind besser frisiert und besser gestiefelt.

Die einen haben es eilig und suchen die Voranschreitenden zu überholen, andere gehen etwas gemächlicher, wenden sich erfreut um, wenn ein Herr ihnen nachblickt — neugierig zu sehen, ob der Don Juan der Straße ihnen folgen wird. Die wenigsten denken in diesem Augenblick ernsthaft an Abenteuer — sie sind fast alle nur begierig, nach Hause zu kommen. Sogar diejenigen, deren geputzte Hüte und deren perlenbesetzte Mantillen offen davon zeugen, daß sie noch andere Einkünfte haben, als die einer kleinen Arbeiterin, haben um diese Stunde meist wenig Lust, sich lange mit Torheiten aufzuhalten — sie gehen tänzelnd ihren Weg, halten das Kleid mit beiden Händen gerafft und ihre Hände ver-

raten, daß auch sie noch nicht ganz zur „feinen Welt“ gehören. Aber was nicht ist, kann werden.

An der Ecke der Boulevards, bei der Oper, schwillt der Strom noch stärker an. Sie kommen aus der Rue de la Paix, aus der Avenue de l'Opera, aus der Rue du 4. Septembre. Einzeln, zu zweien, untergefaßt und in ganzen plappernden Banden. Nach ihrem Äußeren, ihrer Haltung, ihrem Blick kann man sie in Klassen einteilen — in die Klasse derjenigen, die mühselig von ihrer Arbeit leben, auf den Ehemann hoffen, der so oft nicht kommt — in die Klasse derjenigen, die einen Schatz haben, den sie lieben, von dem sie vielleicht auch erwarten, daß er sie heiratet, und der sie oft nicht heiratet — in die Klasse der Praktischen, der Streberseelen, die sich verkaufen . . . „es kann auch ein alter Herr sein!“ Es ist schwer, zu sagen, welche der drei Klassen die zahlreichste ist. Fast alle haben sie einen kleinen schwarzen Pompadour in der Hand, — aber der Inhalt, die Bestimmung des kleinen Beutels ist sehr verschieden. Die einen haben in ihm ihr Frühstück zum Atelier getragen und bringen jetzt irgend eine Arbeit darin zurück, die zu Hause beendet werden soll — die anderen tragen in ihrem Beutel ein zerknittertes Briefchen, einen Spiegel und eine Puderbüchse. Man kann aus dem Inhalt des Beutels auf die Moral der Besitzerin und aus der Moral auf den Inhalt des Beutels schließen. Die Moralfrage ist nur zu oft eine Beutelfrage.

Aber wenn man ohne poetische Befangenheit ganz nüchtern diese Schar vorübereilen sieht, wieviel arme, früh vom Leben zerzauste Schwalben zählt man darunter!

* * * 4*

Der ärgste Feind der Poesie ist die Statistik. Ich habe einige Zahlen zur Hand, welche besagen, wie diese Schwalben leben, und diese Zahlen klingen gar nicht poetisch. Ich verdanke sie einer Aufstellung des Akademikers d'Haussonville und einer Schrift von Ch. Benoist „Les ouvrières de l'aiguille à Paris".

Eine Couturière, also eine ausgebildete Schneiderin — die „Apprentie", das Lehrmädel, verdient gar nichts — steht sich, wenn sie in einem ersten Hause, zum Beispiel in den Ateliers der Rue de la Paix, arbeitet, auf etwa 1350 Franks jährlich. Sie erhält etwa fünf Franks pro Tag, während der beiden Monate der „toten Saison" nur die Hälfte. Ist sie in einem Atelier zweiten Ranges angestellt, verdient sie etwa 1000 Franks im Jahr. Das ist nicht viel, aber es gibt Schlimmeres. Und die Modistinnen, die bei den bekannteren Putzmacherinnen arbeiten, sind noch besser gestellt. Die „Apprentie" erhält nichts, die „Appreteuse" schon 25—100 Franks monatlich, die „Garnisseuse" 200 und selbst 300 Franks. Das ist einfach das große Los. Dazu kommt noch, daß in all diesen Ateliers den jungen Damen ein Dejeuner serviert wird. Und ich spreche gar nicht von den „Premieren", diesen Künstlerinnen der Pariser Mode, die 500 Franks und mehr verdienen, den reichen Freund, den sie gewöhnlich haben (es kann auch ein Plural sein), gar nicht so notwendig brauchen und an Eleganz mit den Elegantesten ihrer Kundinnen wetteifern.

Aber dann sind da die Hemdennäherinnen, die mit 50 Centimes für das Hemd bezahlt werden und dabei oft ohne Arbeit sind — die Mädchen, die für den Engroshandel oder die Magazine mit fertigen Anzügen

arbeiten und mit schwerer Mühe 1,80 Franks am Tage verdienen, die Mützenarbeiterinnen, die nach zwölf Stunden täglicher Arbeit einen Wochenlohn von 11,50 Franks nach Hause tragen, die Blumen- und Federarbeiterinnen, die zwar fünf Franks am Tage verdienen können, aber nur während der Hälfte des Jahres Arbeit finden. Am besten bezahlt werden, wie man sieht, die Arbeiterinnen für Luxusartikel — der Durchschnittslohn der Pariser Arbeiterin beträgt etwa zwei Franks. Fabrikarbeiterinnen erhalten einen Durchschnittslohn von 2,50—3 Franks. Aber die Fabrikarbeit ist auch die wenigst angenehme, und wer irgend kann, sucht eine andere Beschäftigung.

Irre ich mich nicht, so sind diese Löhne der Pariser Arbeiterinnen durchschnittlich immer noch etwas höher als die ihrer Berliner Kolleginnen. Es kommt etwas anderes hinzu, das die materielle Lage der Pariser Arbeiterin erträglicher macht: Paris ist noch immer die Stadt, welche die Welt mit allen Modeartikeln versorgt, und diese Modeartikel werden ausschließlich von weiblichen Arbeitskräften hergestellt. Die Nachfrage nach Arbeiterinnen ist also größer. Aber andererseits ist das Leben in Paris auch kostspieliger als das Leben in Berlin, und eine Arbeiterin, die nicht in ihrer Familie lebt und für zwei Franks täglich wohnt, ißt und sich sauber kleidet (denn sie ist immer sauber gekleidet), ist zweifellos ein ebenso großes Finanzgenie, wie der gewaltige Turgot, der Baron Louis, Herr v. Witte oder Herr v. Miquel.

Trotzdem scheint die Pariser Arbeiterin heiterer, zufriedener und dadurch hübscher als die Arbeiterin an-

derer Städte. Wie kommt das? Gewiß ist es zunächst eine Folge des leichteren französischen Blutes, des glücklicheren Temperaments. Aber auch andere Gründe spielen mit.

Der Arbeiter- und der kleine Mittelstand sind im allgemeinen bereits besser situiert. Man ist bereits von Hause aus etwas weicher gebettet. Die Nahrungsverhältnisse in Paris sind gesünder als anderswo. Paris hat diese zahllosen „Rôtisserien“ und diese zahllosen kleinen „Marchands de Vin“, bei denen man für sechzig Centimes oder für achtzig eine gesunde und nahrhafte Kost erhält. Es wird in Paris viel besser gekocht als in anderen Städten, und es ist ganz gleich, ob die Arbeiterin in ihrem Atelier ißt, oder in ihrer Familie, oder bei ihrer Concierge — sie ißt besser als die Berliner Arbeiterin. Ein anderer Grund für ihre größere Zufriedenheit: man läßt sie nach der Frühstücksmahlzeit auf die Straße hinunter. Das klingt wie nichts, und es ist enorm viel. Wer um halb eins durch die Straßen geht, in denen sich die großen Schneider- und Modeateliers befinden, sieht sie belebt von „Schwalben“. Untergefaßt, ohne Hut, das lose gesteckte Haar dem Winde preisgegeben, promeniert, lacht, schwatzt und schäkert diese junge Gesellschaft in den Straßen. Man fühlt sich frei, man macht sich Besuche und Gegenbesuche, man empfängt seinen Schatz und geht eine halbe Stunde mit ihm spazieren. Und diese halbe Stunde ist so erfrischend, daß die zehn oder zwölf Arbeitsstunden erträglicher scheinen.

Und dann ist Paris eben Paris. Diese Stadt hat sehr merkwürdige Eigenschaften. Sie wirkt wie eine Hobelmaschine, die alle Elemente, die in sie hinein-

geraten, glättet, poliert, verfeinert. Man schicke eine Bäuerin nach Paris — sie wird nach einem Jahr bereits den „Pariser Schliff" besitzen. Und Paris wirkt auch wie eine Elektrisiermaschine. Es liegt so viel Anregung in der Luft, daß es fast unmöglich ist, hier gänzlich dumpf und stumpf zu werden. Ohne es zu wissen, saugen diese jungen Arbeiterinnen täglich tausend verschiedene Anregungen ein. Ihre Intelligenz wird geschärft, ihr Interesse für zahllose Dinge, die nicht zu ihrer täglichen Arbeit gehören, wird geweckt. Darauf, daß diese Dinge nicht zu ihrer täglichen Arbeit gehören, gerade darauf kommt es an. Man plappert in diesen Ateliers vom neuen Theaterstück, vom „Salon", von allem, was man in der Zeitung gelesen, und was man selbst gesehen hat. Man erwirbt sich eine kleine, winzige, dünn aufgetragene, oberflächliche Bildung — aber diese kleine, oberflächliche Bildung verhindert diese Mädchen, blinde und taube Lasttiere zu werden.

In „Cyrano de Bergerac" binden die galanten Gascogner das Schnupftuch der reizenden Roxane an eine Lanze und diese improvisierte zierliche Fahne läßt sie vergessen, daß sie hungrig und müde sind — sie werfen sich begeistert in den Kampf. Man soll dafür sorgen, daß die Leute, welche arbeiten, auch zu essen haben — aber es ist sehr schön, wenn auch das kleine Schnupftuch Roxanens über ihnen weht, die kleine Fahne, zu der man von der Arbeit aufblickt, und unter der man leichter kämpft.

* * *

Das Buch des Herrn Benoist lehrt, daß die Arbeiterin der Pariser Modeateliers ihre ermüdende Tätigkeit selten länger als bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre ausüben kann. Hat sie nicht einen Mann gefunden oder einen Freund, der rechtzeitig für sie gesorgt hat, oder hat sie nicht andere Hilfsquellen, so fällt sie ins Elend, sinkt sie im besten Falle zur „apprêteuse“ herab. Das Kassenwesen ist noch sehr mangelhaft, die Armenverwaltung einfach jämmerlich. Diese Armenverwaltung, der ungeheure Mittel zur Verfügung stehen, und die mit einem wahnsinnig kostspieligen Apparat, einem parasitenhaften Beamtenheere arbeitet, ist ein Kapitel für sich. Sie hat das Mittel erfunden, Millionen in nichts aufzulösen.

Aber auch da wieder greift dasselbe Paris, das so viele Wunden schlägt, mildernd ein. Weitaus das Beste in dieser Bevölkerung von Paris sind gerade die niederen Stände. Sie sind borniert, kurzsichtig, haben tausend Fehler, aber sie sind weniger egoistisch als die höheren Klassen. Besonders die Frauen des Arbeiterstandes sind gutmütig, hilfsbereit und halten untereinander zusammen. Ein bißchen Neugierde, ein bißchen Wichtigtuerei (man ist „die Reichere“!) und sehr viel Gutmütigkeit treiben sie gewöhnlich, sich der ärmeren Nachbarin anzunehmen.

Und noch etwas erleichtert das Los der Arbeiterin: die Moralheuchelei, die anderswo beliebt ist, ist in Paris weit seltener. Die weich gebetteten Pharisäer, deren Mut im Verurteilen der anderen, der vom Schicksal weniger Begünstigten, so erstaunlich ist, dominieren hier nicht. Ich weiß von Fällen, wo eine junge Arbeiterin die Bestimmung der Urmutter Eva erfüllt

hatte, obgleich sie ebensowenig standesamtlich mit ihrem Adam verbunden war wie das paradiesische Weib. Die junge Arbeiterin gehörte zu einem der bescheideneren Modeateliers. Ich befürchte, hätte sie in einer anderen Stadt gelebt, sie wäre an die Luft gesetzt worden, im Namen der Moral. Hier verstand das ganze Atelier, daß die höchste Moral die Menschlichkeit sei, und das ganze Atelier, die Besitzerin voran, adoptierte das Kind als die „Tochter des Regiments".

Das sind gewiß nur einzelne Fälle und vielleicht nur Ausnahmen. Aber nicht zu leugnen ist, daß auch im allgemeinen das Pharisäertum hier nur eine geringe Macht hat. Man begreift und man verzeiht. Man findet vielleicht eine nicht völlig einwandfreie Entschuldigung, aber doch eine leise Wahrheit in dem Wort, das eine kleine Arbeiterin sagte, als ein taktloser Witzbold sie einen gefallenen Engel genannt: „Pah, wenn ich nicht nur am Rande vom Himmel gesessen hätte, wäre ich gewiß auch nicht hinuntergefallen!"

Das Seebad der ehrbaren Leute

Trouville, Villers-sur-Mer und Cabourg liegen dicht nebeneinander auf der Küste der Normandie. In einer halbstündigen Wagenfahrt kommt man von Trouville nach Villers, von Villers nach Cabourg. Man sieht von Villers aus die Häuser von Trouville, die bunt und zwischen Gärten auf einer Küstenbiegung stehen, aber man sieht nicht die Häuser von Cabourg, die sich hinter einem dunkelfelsigen, struppig bewachsenen Vorgebirge verstecken. Was man von überall aus sieht, von Trouville, von Villers-sur-Mer und von Cabourg, das ist das Licht des Leuchtturms von Havre, das abends über dem Meere aufzuckt, einen scharfen Strahlenschein auf die Wasserfläche wirft und schnell verschwindet, um schnell wieder zu erscheinen. Und in den fernen Sonnennebeln, in dem silberblauen Meerdunst taucht auch der weit vorspringende Küstenstreifen auf, der den Hafen von Havre schützend umgürtet. Die von Trouville sehen ihn ganz deutlich, die von Villers unterscheiden ihn am Horizont, die von Cabourg ahnen ihn in dem silberblauen Dunst.

Leute, die Toiletten zeigen und andere Toiletten sehen, Eroberungen machen und viel Nützliches mit manchem

Angenehmen verbinden wollen — Leute, die Pferderennen und Pferdchenspiele brauchen, und die den Luxus und die rotröckigen Zigeuner und das große Trara der Bois-Restaurants nicht entbehren können, gehen nach Trouville. Leute, die reich sind und ihren Reichtum nicht gern verbergen, die eine hohe Gesellschaft und ein hohes Spiel lieben, gehen nach Cabourg. Leute, die ihren Besitz gern in Ruhe genießen, die sich von ihrer Arbeit und ihren Geschäften in Frieden erholen und sich von ihren Finanzoperationen in aller Stille reinbaden wollen — die soliden, die ernsthaften, und die ehrbaren Leute gehen nach Villers.

Dieses Villers-sur-Mer ist einer der hübschesten Badeorte auf der normannischen Küste. Es liegt weit poetischer als Trouville, das auf eine etwas kahle und nüchterne Stelle der Küste hingebaut ist. Ein Teil von Villers zieht sich unten am Strande hin, ein anderer lehnt sich an einen breiten, bewaldeten Hügel und steigt bis zum Gipfel des Hügels hinauf. Überall, unten und oben, in der Ebene und auf dem Hügel, sieht man sehr viel Grün, sehr viel schattiges Laub, denn Garten fügt sich an Garten, und breite Baumalleen durchschneiden den Ort. Aber in ganz Villers gibt es eigentlich nur zwei kleine Hotels oder doch nur zwei Hotels, die in Betracht kommen. Sie sind gut, aber weit einfacher, als die pompösen Hotelpaläste in Trouville, teuer, aber nicht so haarsträubend teuer wie diese Sommerresidenzen der Pariser Demimonde. Die zwei kleinen Hotels verschwinden in dem großen und bunten Gewirr der Villen. Denn Villers ist wie Cabourg ein Villenort und fast nur ein Villenort. Es gibt hier Villen von allen Größen,

von allen Formen, in allen Stilen. Villen mit großartigen, von Mauern umschlossenen Parks, Villen mit runden und spitzen Türmen, mit Erkern, Balkons und Veranden. Villen im Stil der roten Backsteinbauten der Renaissance und burgartige Villen und Blockhausvillen, die den alten Bauernhäusern nachgebildet sind. Villen, groß wie Schlösser, die eine Familie allein bewohnt, und Villen, klein wie Fischerhäuser, die an mehrere Familien vermietet werden. Villen am Strande, in den Alleen, auf dem Hügel . . .

Ich entfliehe fast in jedem Sommer, zum mindesten für ein paar Tage, zu einem der Badeplätze der Normandie. Jedesmal, wenn man aus dem schwitzenden Paris hierher kommt, erscheint eines wieder neu, überraschend und bestrickend: dieser große Lichtzauber der normannischen Küste. Man glaubt, nie und nirgends schon eine solche Fülle von Licht gesehen zu haben wie hier. Man glaubt das besonders zur Zeit der Ebbe, wenn das Meer zurückgetreten ist und im Entweichen eine endlose braungelbe Ebene, die von silberblauen Seen und Kanälen durchfurcht ist, enthüllt hat. Dann entsteht aus dem tiefblauen, leuchtenden Meere, aus den silberblauen Seen, die vom Sande wie Kristallspiegel eingerahmt sind, und aus den langen, braungelben Streifen eine einzige, gleichmäßige, klare Fläche, eine Fläche, die weit und unermeßlich scheint, wie die Wüste Sahara, und über die mit heiterer Pracht der unendliche Strom von Licht sich ergießt. Die Ebene ist wunderbar weit, die Luft ist wunderbar rein, und man sieht jedes Pünktchen, das hinten am Horizont, stundenweit entfernt, auf dem gelben Sande oder in

den silbernen Seen auftaucht. Es ist, als müßte man die Spinnen und Käfer sehen, die bei Trouville über den Strand laufen. Jeder farbige Fleck leuchtet zehnfach in diesem Licht, und die Formen und die Umrisse der Dinge zeichnen sich scharf am lichtgebadeten Boden ab. Man sieht die runden, rot und weiß gestreiften Zelte, die weit drüben am Rande des Wassers stehen, und sieht den blauschwarzen Schatten, den sie auf den Sand werfen. Das weiße Kleid eines kleinen Mädchens, das im Sande spielt und der rote Badeanzug einer Dame, die ins Meer geht, leuchten am Horizont. Ein Knabe hopst mit dünnen, nackten Beinchen, ein zierliches Krabbennetz schwingend, in der Ferne durch die Wasserlachen, und an dem Vorgebirge, hinter dem sich Cabourg verborgen hält, ruht ein rosiger Sonnenschirm, wie eine breit gewölbte La France-Rose.

Dieses weite Strandbild ist graziös, fein und heiter. Diese Grazie, diese Feinheit und Heiterkeit enthalten nicht ein Atom von Melancholie. Fast überall sonst ruht immer ein Tropfen von diesem Gift im Becher. Die Küsten Italiens mit ihrer brennenden Schönheit haben etwas Schmerzvolles, die griechischen Küsten mit ihrem dunklen, entlaubten Gestein und ihren Tempelresten haben etwas Tragisches, und die nordischen mit ihren Dünen, mit dem Aufruhr ihrer Wogen haben nichts Heiteres. Die normannische Küste läßt die ernsten Gedanken nicht aufkommen, die Sonnenuntergänge haben hier nicht die dämonische Großartigkeit der Sonnenuntergänge im tiefen Süden und im hohen Norden, die Abendwölkchen sind wie die Wölkchen der Rokokobilder, auf denen kleine, leichte Liebesgötter sich schaukeln, die Seen, welche das Meer

auf dem Strande zurückläßt, haben die Silberfarbe der Libellenflügel, und alles ist glücklich und graziös, lichtflimmernd und zierlich, wie das Spiel der Libellen.

* * *

Ein französischer Literaturhistoriker, Gaston Dechchamps, war vor kurzem in Amerika. Er erzählt in einem seiner Reiseberichte, daß ein Landsmann, der in irgend einer Stadt der Vereinigten Staaten französischer Konsul ist, sich ihm gegenüber sehr bitter über die heimischen Romanschriftsteller geäußert habe. Warum schreiben diese Schriftsteller nur noch Ehebruchs- und Kokottengeschichten? Sie geben den Fremden ein falsches Bild von der französischen Gesellschaft, sie schädigten den guten Ruf des französischen Volkes, sie beeinträchtigten sogar das Geschäft.

Dieser Konsul hat ganz recht. Die französischen Romanschreiber verbreiten wirklich höchst irrige Begriffe. Man muß ihnen nicht glauben. Sie sind wie die Spekulanten, die viel mehr Getreide oder viel mehr Papiere verkaufen, als sie je besessen haben. Sie bringen viel mehr Laster auf den Markt, als je vorhanden sind. Das ist ein Spekulationsmanöver, nichts weiter. Sie verkaufen mit Vergnügen den guten Ruf ihrer Landsleute, um ein paar Romane mehr zu verkaufen. Hinter den paar tausend Familien (ich spreche nicht von der Demimonde, von der Geschäftswelt des Lasters), die in Paris eine Art Vorhut bilden, freischärlerhaft auftreten, etwas wild leben und sich oft noch wilder gebärden, gibt es die große Armee der ehrbaren Leute, die ungefähr dieselben Ideen, Ansichten und Ideale haben, wie die ehr-

baren Leute in anderen Ländern und anderen Städten, sich praktisch verheiraten, ihre Kinder gut erziehen und ihren Wohlstand mehren.

Villers-sur-Mer ist das Seebad der ehrbaren Leute. Hier herrschen die Weisheit mit Renten und die Jugend mit großer Mitgift. Hier lebt man friedlich und harmlos, und jeder lebt, wie es ihm paßt. Jeder badet, wann und wo es ihm beliebt. Die berühmte „alte Kultur", die man so oft in Frankreich bewundert, zeigt sich nie so sehr, wie dann, wenn die Franzosen und Französinnen im Badeanzug stecken. Man hat oft geraten, das Zusammenbaden der Damen und Herren auch in deutschen Bädern zu erlauben, man hat sogar Versuche gemacht, es einzuführen. Aber die liebenswürdige Ungeniertheit und die freie Natürlichkeit, mit denen in Frankreich alles zusammen in dasselbe Bad geht, lassen sich nicht importieren, sie sind das Resultat einer jahrhundertelangen Gewöhnung und Erziehung. Bei uns denkt man zu viel, und das Denken ist gefährlich. Die Franzosen und die Französinnen gehen, ohne viel zu denken, ins Meer, und das Wasser bleibt ein reinliches Element.

In Villers kleiden sich die einen in dem Badehause am Strande um, die anderen in gemieteten Badebuden, die sie irgendwo am Strande aufstellen und noch andere einfach im Hotel oder in ihren Villen. Sie spazieren im Bademantel, den Strohhut oder die Kappe auf dem Kopfe, aus den Straßen heraus, vom Hügel herunter, über die Promenade und den Strand. Man könnte sie für Mönche und Nonnen halten, wenn sie in ihren Kapuzenmänteln so aus allen Winkeln hervorwimmeln. Niemand macht sich über sie lustig, niemand nörgelt.

Die persönliche Freiheit der Leute im Badeanzug wird von allen respektiert. Es fehlt nicht an klatschsüchtigen Seelen, aber die Klatschsucht hört hier gerade dort auf, wo sie anderswo anfängt.

Am Nachmittag sitzt man vor seinem rotweißen Zelt oder fängt Krabben in den Wasserlachen, oder man macht einen kleinen hygienischen Spaziergang auf der Strandpromenade. Man trifft dort nur wenig allzu geputzte und geschminkte Frauenzimmer. Eine ehrbare Einfachheit ist guter Ton. Knickebeinig, mit halb verrenkten Schultern, krumm und schief, im weißen Röckchen und in weißen Höschen kommt Lemaitre den Weg herauf, begleitet von seiner alten Egeria, an der wenigstens die klerikale Gesinnung waschecht ist, und ihrem winzigen frisierten Hündchen. Der Begründer der „Patrie Française", dieser neuen Liga, schwingt den knotigen Stock und springt mit den knickrigen Beinchen über die Steine. Seit er Frankreich von der Verräterbande befreien will, und täglich einen Gegner mit Schmutz bewirft, fühlt er sich wie Jung Siegfried, der Held. Dann und wann führt er, auf einen Wink der Dame, das frisierte Hündchen zur Seite, das in einem natürlichen Drange dasselbe tut, was er auf dem Wege der Polemik vollbringt. Wie jeder französische Badeort, hat auch Villers-sur-Mer ein Kasino. Zwei niedrige Holzbauten am Strande, die ein schmaler Konzertplatz trennt. Links der Lesesaal mit drei oder vier Zeitungen, ein paar illustrierten Heften, Billard und Schachbrett; rechts der Tanz- und Konzertsaal, in dem auch die Tische mit dem unvermeidlichen Pferdchenspiel stehen. Des Morgens üben hier einige Schülerinnen eilig und ohne Begeiste-

rung ihre Tonleitern. An zwei oder drei Abenden tanzen hier frisch gebadete Mädchen. Und nachmittags und abends sitzen auf dem schmalen Konzertplatz ein paar Badegäste und essen Eis, während die Geigen die schon genug gepeinigten Hugenotten zerkratzen.

Der Punkt, wo das Badeleben von Villers-sur-Mer wild, gewagt und zum Lasterleben wird, ist der Platz bei den „Petits Chevaux". Allabendlich, um neun Uhr erscheinen hier zwei alte Damen mit Kapottehut und Pompadour und setzen sich an den Tisch. Sie lächeln vertraut dem Croupier zu, der erst nach ihnen kommt und einen hölzernen Kasten mit der Kasse auf den Tisch stellt. Dann läßt sich jede der beiden alten Damen von dem Croupier ein Fünf-Frankstück in zehn Fünfzig-Centimesstücke umwechseln, der Croupier sagt: „Faites votre jeu! Rien ne va plus!" und das teuflische Spiel beginnt. Gewöhnlich drängt sich eine naseweise Kinderschar neugierig an den Tisch, und bisweilen kommen zwei oder drei zerstreuungsbedürftige Leute und riskieren den Einsatz von fünfzig Centimes. Aber ich habe einen unbestimmten Argwohn ... Es soll sparsame Familien geben, in denen der Kaffee sämtlicher Familienmitglieder mit einem Stück Zucker versüßt wird. Jedes Kind darf einmal an dem Zucker lecken. Ich hege den Argwohn, daß bei den „Petits Chevaux" in Villers-sur-Mer gewöhnlich nur mit einem einzigen fünfzig Centimesstück gespielt wird, das immer hin und her wandert und bald in diese, bald in jene Seele Süßigkeit träufelt. Dieses Seebad der ehrlichen Leute ist mir lieber als Trouville mit seinem Parfüm, als Cabourg mit seinem Luxus, als Ostende mit seiner — oft so falschen — Eleganz. Hier

stärken sich die Nerven und die Verdauung, hier werden die Menschen gesünder und bisweilen sogar besser. Hier erwacht die Freude an der Natur, das Interesse an den Mitmenschen. Man beobachtet, man prüft, und man erwärmt sich für jedes Detail. Man kennt bald die Leute, die auf demselben Strande wohnen, man weiß ihre kleinen Eigenheiten, man lächelt über ihre verzeihlichen Schwächen. Man kümmert sich mehr, als man das in der großen Stadt vermag, um seinen Nächsten und sein Weib. Man sagt: „Die dicke Dame mit der Warze hat heute am Klavier gesungen", und „der Herr, der immer mit der Nase schnüffelt, hat heute schon zweimal die Hosen gewechselt." Man fragt sich, ob das Vermögen des Villenbesitzers nebenan auf redliche Weise erworben worden, und gewöhnlich verneint man sich die Frage. Kurz und gut, man wird hier draußen in der freien Natur, fern von dem schlechten und verdorbenen Paris, ein guter Mensch, ehrbar unter den Ehrbaren. Das Leben in den stillen, harmlosen Orten züchtet solche Charaktere.

Die „Affäre Loizemant"

Die „Affäre Loizemant" taucht von Zeit zu Zeit in den französischen Blättern auf, ganz wie in Deutschland früher die „Affäre Ziethen" immer wieder auflebte, die nun, dank der Festigkeit und Ruhe der preußischen Justizbehörden, ja endgültig begraben scheint. Herr Loizemant war Steuerbeamter in dem Dorfe Ribemont; er wurde von den Geschworenen des Departements Aisne wegen Mordes zum Tode verurteilt, aber vom Präsidenten der Republik erst zu lebenslänglicher und dann zu vierjähriger Zuchthausstrafe begnadigt. Heute verlangen die Persönlichkeiten, die von seiner Unschuld überzeugt sind, die gänzliche Begnadigung und die Wiederaufnahme des Verfahrens, und man kann annehmen, daß sie ihr Ziel erreichen werden. Vielleicht — es ist nicht ganz sicher — kommt ein Unschuldiger in Deutschland schwerer ins Zuchthaus, als in Frankreich, aber in Frankreich kommt er leichter wieder heraus.

Herr Loizemant war, wie ich schon gesagt habe, Steuerbeamter in Ribemont, und er war kein ganz untergeordneter Steuerbeamter, sondern „Kommis" in der Abteilung der indirekten Steuern. Er war ein wohlerzogener, gebildeter, fleißiger Mann, war bei seinen Vorgesetzten sehr beliebt, besaß ein kleines Privatver-

mögen, bewohnte mit Frau und Tochter ein behagliches Haus, machte mit seiner Tochter fröhliche Radspazierfahrten auf den hübschen Ufern der Oise und lebte auch sonst sehr angenehm. Wie viele seiner Zeitgenossen und wie alle Franzosen, politisierte er gern, und da er ein aufgeklärter Mann war, so mochte er die Pfaffen nicht leiden. In jedem Dorfe und fast in jeder kleinen Stadt braucht die Bevölkerung einen Mitbürger, über den sie auf den Bänken in der Lindenallee sich entrüsten und in der Kneipe herfallen kann. Die Volksseele von Ribemont wendete sich ganz naturgemäß gegen Herrn Loizemant, der sich nicht nur für die Austreibung der Orden, sondern auch für die Eintreibung der Steuern interessierte.

Eines Tages wurde in Ribemont Madame Bouquer ermordet, die noch stattliche Gattin des Steuereinnehmers Bonauer und somit gewissermaßen die Vorgesetzte Loizemants. Madame Miel, die Gattin eines Ziegelbrenners, die im Hause des Steuereinnehmers als Aufwartefrau verwendet wurde, hatte, wie sie erzählte, kurz nach elf Uhr vormittags die Küche betreten und Madame Bouquer leblos auf dem Boden liegen sehen. Sie hatte angenommen, daß Madame Bouquer vielleicht nur von einer Ohnmacht befallen wäre, und hatte einen Nachbarn namens Braillon herbeigerufen, in dessen Beisein sie dann erst die ganze Schwere und Tragik des Ereignisses erkannt hatte. Die Behörden wurden benachrichtigt, die scharfsinnigen Vertreter des Gesetzes konstatierten, daß aus dem Schreibtisch des Steuereinnehmers 14,100 Franks verschwunden waren, und der Verdacht richtete sich gegen einen Landstreicher, den man auf

dem Bahnhof von Ribemont gesehen hatte und dessen verstörte Miene von der Dame am Büfett und von mehreren Reisenden bemerkt worden. Leider war dieser verdächtige Mensch trotz allen Nachforschungen nicht zu finden, er schien aus der Welt entrückt, ins Nirwana entführt zu sein, und nur wie eine Spukerscheinung beunruhigte er noch dann und wann die nächtlichen Träume der Büfettdame.

Mit der Aufhellung der dunkeln Angelegenheit, die in Ribemont und der ganzen Gegend eine begreifliche Erregung verursacht hatte, wurde der Untersuchungsrichter Jourdan betraut, ein Beamter, der bestrebt war, sich auszuzeichnen, und wie jeder strebsame Untersuchungsrichter vor keinem Verbrechen — das heißt natürlich, vor der Untersuchung keines Verbrechens — zurückschreckte. Herr Jourdan sah bald ein, daß der Landstreicher, den übrigens auch Madame Miel, die Aufwartefrau, schwer belastet hatte, nicht mehr gefunden werden würde, und darum verhaftete er statt dieses Verschwundenen eine Fischhändlerin, über die Madame Miel sich gleichfalls ungünstig geäußert hatte. Aber er mußte die Fischhändlerin schon nach zwei Wochen zu ihren Fischen zurücksenden und wäre nun völlig ratlos gewesen, wenn die öffentliche Meinung von Ribemont ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Diese öffentliche Meinung hatte seit langem den wahren Mörder der Madame Bouquer bezeichnet, und wo ein paar Bewohner des Ortes beieinander standen, wurde der Name „Loizemant" geflüstert. Und warum sollte Loizemant Madame Bouquer *nicht* ermordet haben? Er hatte Zutritt zu dem Zimmer, in dem der Schreibtisch stand,

er wußte, daß 14,100 Franks in dem Kasten lagen, und er hatte, was in Ribemont sehr bemerkt worden war, einige Tage nach dem Morde einen Fünfzigfrankschein gewechselt.

Herr Jourdan, der Untersuchungsrichter, verhaftete nun statt des Landstreichers, der unsichtbar blieb, und statt der Fischhändlerin, die wieder Weißlinge und Aale verkaufte, den Steuerbeamten Loizemant. Er besaß, als er ihn verhaftete, keinerlei belastendes Material, aber er vertraute auf seinen Stern und vielleicht noch mehr auf den Unstern, der so oft über verhafteten und der Justiz überlieferten Personen schwebt. Sein Vertrauen wurde auch nicht getäuscht, denn die Bewohner von Ribemont entwickelten einen großen Eifer in der Herbeischaffung von Schuldbeweisen, und besonders waren wieder die Aussagen der Aufwartefrau Madame Miel reich an „gravierenden Momenten". Und wenn allzu vorsichtige Personen zuerst noch an der Schuld Loizemants zweifeln wollten, so war doch kein Zweifel mehr möglich, als in dem Schuppen des Hauses, das die Familie Loizemant bewohnt und jetzt an einen Nachbar vermietet hatte, von zwei Maurern ein Paket von Fünfzigfranksscheinen gefunden wurde, die mit Stecknadeln zusammengeheftet waren und die Summe von 1450 Franks ergaben. Weder Herrn Jourdan, noch dem Staatsanwalt, noch den Geschworenen erschien es sonderbar, daß Loizemant diese Scheine in dem vermieteten Hause zurückgelassen, niemand fand es merkwürdig, daß die Scheine, die mehrere Wochen lang in dem feuchten Schuppen gelegen haben sollten, noch wie neu aussahen und daß die Nadeln nicht verrostet waren, niemand

wollte bemerken, daß ein Vorübergehender durch eine kleine Tür den Schuppen betreten und das Päckchen dort versteckt haben könnte. Die Schuld des Angeklagten galt für bewiesen, für unwiderlegbar bewiesen, und Loizemant wurde unter dem Beifall von Ribemont und Umgegend zum Tode verurteilt.

Es gibt leider noch verblendete Menschen, die sich vor den Gerichten und ihren Urteilen nicht ohne weiteres in stiller Ehrfurcht beugen und die selbst die heilige Justiz, diese Grundlage aller staatlichen Ordnung, anzutasten wagen. Einige dieser Menschen hatten den Prozeß Loizemant verfolgt, erhoben nach der Verurteilung einen gewaltigen Lärm, schrieben zahlreiche Zeitungsartikel und erreichten denn auch die teilweise Begnadigung Loizemants. Ein Mitarbeiter des „Matin", Jacques Dhur, der sich aus der Befreiung unschuldig Verurteilter eine schöne Spezialität gemacht, nimmt heute die Kampagne wieder auf und versucht, über die Rolle der Madame Miel, der Aufwartefrau, etwas Licht zu verbreiten. Diese Frau und ihr Gatte sind nach dem Prozesse von Ribemont fortgezogen, der Gatte hat Selbstmord begangen und in der Nachschrift eines zurückgelassenen Briefes hat er seiner Frau das Wort „Mörder!" zugerufen. Madame Miel behauptet, daß ihr Seliger damit nur habe ausdrücken wollen, sie habe ihn durch ihre Zanksucht in den Tod getrieben, aber vielleicht wird eine neue Untersuchung diese Behauptung widerlegen. Loizemant sitzt einstweilen im Gefängnis zu Melun, der Gefängnisdirektor behandelt ihn wie einen lieben Gast, und der Präfekt hat ihm ein Buch über Justizirrtümer mit der Widmung „Mut und

Hoffnung!" übersandt, was ein preußischer Regierungspräsident auch nicht tun würde.

Diese „Affäre Loizemant" ist im Grunde der ganz gewöhnliche, der typische Justizmord mit all dem üblichen Zubehör, mit den nachträglich erzeugten Beweisen und mit der „Volksstimme", die sich schmeichelt, „Gottes Stimme" zu sein. Interessant, für die entfernteren Zuschauer interessant, ist eigentlich nur die Figur des Untersuchungsrichters Jourdan — nicht, weil sie origineller als die ganze Angelegenheit wäre, sondern gerade, weil auch sie so gewöhnlich und nur allzu typisch ist. Wir alle kennen solche Untersuchungsrichter, solche Justizbeamten, die das Recht und die Wahrheit verkörpern sollen, und die nur eine unheimliche Verwirrung aller Rechts- und aller Moralbegriffe verkörpern. „Il me faut quelqu'un", „ich brauche einen . . .", nämlich einen Schuldigen, hat Herr Jourdan zu der Gattin Loizemants gesagt, und das Wort ist bezeichnend für den Geisteszustand einer ganzen Gattung staatlich besoldeter Ankläger. Man hat für die geistige Verfassung der Leute, die in den Kolonien ihr angebliches Herrenrecht mißbrauchen, das Wort „Tropenkoller" erfunden. Es gibt entschieden auch einen Justizkoller, und Herr Jourdan ist nicht der einzige, der von ihm befallen ist.

In Frankreich ist vor vier oder fünf Jahren eine Reform eingeführt worden, gegen die sich die preußische Justizverwaltung mit Händen und Füßen sträubt. Der Anwalt des Untersuchungsgefangenen wohnt in Frankreich jetzt jeder Vernehmung im Kabinett des Untersuchungsrichters bei und nimmt schon an der ganzen Voruntersuchung teil. Dem Steuerbeamten Loizemant

hat es freilich nichts genützt, daß sein Advokat zu dem Zimmer des Herrn Jourdan Zutritt hatte, aber die Statistik beweist, daß seit Einführung der Reform die Zahl der Untersuchungen, die im ersten Stadium eingestellt werden mußten, ungeheuer zugenommen hat. Glaubt man in Deutschland keinen Grund zu einer solchen Änderung zu haben? Niemand, der nüchtern darüber nachdenkt, kann begreifen, warum ein Stand, dessen Beruf es ist, Licht zu schaffen, durchaus in einem finsteren Keller arbeiten muß.

Ich möchte noch hinzufügen, was aus Herrn Jourdan geworden ist. Herr Jourdan, der auf eine Beförderung gehofft und seine ganze Kraft in den Dienst dieser guten Sache gestellt hatte, ist abgesetzt worden. Er hat geglaubt, daß ein strebsamer Untersuchungsrichter im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gehen muß, aber schlechte Menschen sind ihm in den Weg getreten. Herr Jourdan ist von diesen Vorgängen schmerzlich berührt, er versteht seine Zeit nicht mehr, und man sieht ihn im Geiste, wie er zürnend umhergeht und in begreiflicher Empörung ausruft: „Es gibt keine Gerechtigkeit!“

Frühlingsbilder

Zum ersten Male wieder seit Jahren haben wir einen richtigen Frühling, einen Frühling, der nicht zu heiß und nicht zu kalt ist, mit einem Wort: den berühmten Pariser Frühling. Im Bois und auf den Hügeln von Saint-Cloud und Meudon, in den Squares und den vielen öffentlichen Gärten, im Jardin du Luxembourg, im Parc Monceau, auf den Buttes Chaumont und in den Champs-Elysées leuchtet und schimmert in unerschöpflicher Fülle das helle, jugendfrische Grün, und auf den Quais an der Seine, auf den Boulevards und in all den breiten Avenuen spaziert man unter grünen, leicht im Winde bewegten Laubdächern. Es ist unbestreitbar ein sehr lieblicher Lenz.

Die Mütter, die auf dem linken Seineufer zu Hause sind, führen ihre Kinder in den großen Garten des Palais du Luxembourg. Unter den alten Bäumen, zwischen den geschwärzten Denkmälern längst vermoderter Königinnen nnd den noch säuberlich weißen Marmorbüsten Murgers, Baudelaires und anderer Poeten hopsen die kleinen Mädchen über das Springseil, bauen die kleinen Knaben aus den Gartenstühlen Eisenbahnzüge

und Burgen. Die Damen dieses soliden Stadtviertels, die Gattinnen der Professoren von der nahen Sorbonne und die Frauen der Kaufleute aus der Umgegend, sitzen plaudernd in harmonischen Gruppen beieinander und sticken Deckchen mit schwierigen und kunstreichen Mustern. An einer Stelle des Gartens spielen zwanzig oder dreißig ältere Herren, zufriedene Handwerksmeister, die in heiterer französischer Sorglosigkeit ihre Kundschaft warten lassen, ernst, würdevoll und in Hemdsärmeln Croquet, und zweihundert Gaffer, die an diesem Frühlingstage auch keinen Arbeitsdrang verspüren, machen ihre lobenden oder tadelnden Bemerkungen. Dann und wann kommt ein Student mit seiner stupsnasigen Freundin, die ihm hilft, Ovids „Liebeskunst" praktisch anzuwenden.

Wie in fast allen öffentlichen Gärten und fast allen Parkanlagen von Paris gibt es im Jardin du Luxembourg für die Kinder Karussells, Schaukeln, Kuchenbuden und einen Guignol. Der Guignol, das Kasperletheater, ist ein wenig aus der Mode, und die ewig gleichen Späße des Repertoires und die ewig gleichen Bewegungen der Puppen locken kaum noch die Zaungäste heran. Aber wenn der Regisseur des Puppentheaters die Trommel rührt, machen die unzähligen Kinder ringsumher im Garten noch vergnügtere Gesichter. Die kleinen Mädchen hopsen noch schneller über das Seil, das eine gute Großmutter dreht, die kleinen Knaben reiten Galopp auf den Gartenstühlen, die Hosenmätze stolpern, turkeln und trudeln eifrig durcheinander, und selbst die Babys in den Kinderwagen strampeln ausgelassen und beglückt. Von der Musik verlangt man in diesen Kreisen weniger Abwechselung als von der dramatischen Kunst.

Der Jardin du Luxembourg ist der Garten der Kinder und der Philosophen. Sainte-Beuve und Michelet promenierten, Erholung suchend, in diesen Alleen, und der alte Sylvestre Bonnard, dessen Abenteuer Anatole France geschildert, sitzt unter der Statue Margaretens von Navarra und hört zu, was die pietätlosen jungen Studenten schwatzen. Der Jardin du Luxembourg ist eine Welt für sich, er ist eine der tausend Welten, die zusammen Paris bilden. „In den entlegenen Provinzen", hat Rousseau gesagt, „muß man den Geist und die Sitten einer Nation studieren." Aber Paris selber umschließt heute so viele „entlegene Provinzen", daß jeder, der den Geist der Nation zu studieren wünscht, sich die weitere Reise sparen kann.

Man muß schon lange durch die Welt fahren, wenn man zwei Schauspiele finden will, die verschiedenartiger, einander fremder wären als ein Frühlingsnachmittag im Jardin du Luxembourg und ein Frühlingsmorgen im Bois. Um diese Morgen-, oder besser gesagt um diese Vormittagsstunden ist das Bois, das seinen Charakter mit jeder Tageszeit wechselt, das Paradies jener zahllosen Leute, die durch keine anderweitige Tätigkeit an der Befriedigung ihrer eleganten Neigungen verhindert werden. Die Equipagen sind am Morgen weniger zahlreich als vor der Dinerstunde, und das ungeheuerliche Wagengewühl, das sich am Sonntag und an den großen Renntagen stundenlang durch alle Alleen ergießt, darf man am Morgen nicht suchen. Aber dafür tritt am Morgen jedes einzelne Gespann, jede einzelne Figur deutlicher heraus, die Pferde traben freier, die Automobile sausen schneller, und ganze Schwärme von Reitern

und Reiterinnen galoppieren vorüber. Ein leichter Lufthauch kräuselt den langgedehnten See und schaukelt die Baumkronen auf den Ufern und die bunten Blumen auf der Insel; von den sauberen gelben Wegen und Fahrstraßen wirbelt noch kein Staub empor, und überall auf den grünen Blättern glitzern die Sonnenfünkchen wie die Silberpailetten auf einem Damenkleide.

In einer Allee des Bois, der sehr langen und breiten Allee de Longchamps, die gewöhnlich „Akazienallee" genannt wird, finden sich gegen elf Uhr die ehrenwerten Personen zusammen, die aus angeborener Neigung, oder aus praktischen Gründen Wert darauf legen, gesehen zu werden. Was um diese Stunde sich dort in Grazie produziert, ist weder die Pariser Gesellschaft noch selbst die höhere Pariser Demimonde, es sind zumeist nur Leute, die beweisen wollen, daß sie es nun auch so weit gebracht haben. In fürstlich bespannten Equipagen, in Automobilen, die jeden Kenner begeistern, sitzen zu schön frisierte Jünglinge mit parfümierten Schnurrbärten, Kollegen von Maupassants „Bel ami". Kaum flügge gewordene Sprößlinge der Millionärsfamilien und fremdländische Debütanten, für die das alles noch den Reiz der Neuheit hat, paradieren blasiert oder strahlend vor der Damenwelt. Mit langwehenden grünen und grauen Schleiern oder mit flatternden rotgelben Federbüschen am Hut, perlenbehängt, steif, sorgfältig auf den Effekt bedacht, lenken die Vertreterinnen des galanten Großbetriebes ihre Pferde vorüber. Andere, unnatürlich rosig wie Wachsfiguren, genießen die Natur in geschlossenen Wagen, und alle, die Rosselenkerinnen und die Figuren im Glaskasten, haben zwei, drei oder vier Hunde bei

sich, ausstellungsreife Musterexemplare von Hunden. Und hin und wieder kommt eine ganz Alte, die der Welt mitteilen will, daß sie auch noch da ist, die sich den Wagen und den Rest geborgt hat, und so arm ist, daß ihr nicht einmal ihre Zähne gehören.

Würden nicht vergnügte Reiter auftauchen, die aus anderen Teilen des Bois herantraben, würde nicht eine junge Dame mit einem kleinen Dreispitz auf dem Haupt, die nach Herrenart reitet, mit ihrem Diener vorübergaloppieren, würden nicht auf den Wegen zu beiden Seiten der Straße auch noch Leute promenieren, und würden nicht die Vögel singen, man könnte wahrhaftig glauben, in einem Marionettentheater zu sein, in dem alles mechanisch geregelt ist. Nur in Konstantinopel, an den süßen Wassern, wo die immer lächelnden Haremsdamen in ihren großen Kutschen herumfahren, hat man eine ähnliche Empfindung. Martial hat gesagt: „Zwei Drittel von Messalina liegen in Schachteln aufbewahrt." Die Akazienallee im Bois ist am Morgen bevölkert von Messalinen, und alle Schachteln sind dem Frühling zu Ehren ausgepackt.

* * *

Gar nicht weit vom Bois, dort, wo der Weg an den alten Stadtwällen entlang nach Neuilly hinüberführt, befinden sich eng nebeneinander zwei umzäunte Sportplätze, die beide über dem Eingang die fremdartige Aufschrift tragen: „Ratodrom". Es ist wirklich merkwürdig, welche Berufszweige sich in Paris herausbilden, und wovon die Leute mitunter leben. Die Besitzer der beiden „Ratodrome" verdienen ihr tägliches Brot, indem

sie Ratten einfangen und dann für die herrschaftlichen Hunde, die sich das leisten können, genußreiche Rattenjagden veranstalten.

Zu diesem Zweck ist ein nicht allzu großes Terrain mit einem Drahtgitter umgeben, das hoch und dicht genug ist, um ein Ausbrechen des Wildes zu verhindern. Höhlengänge und Wassergraben sollen dazu dienen, die Jagd noch spannender und interessanter zu gestalten, und es muß in der Tat ein schöner Moment sein, wenn aus dem Inneren der Höhle das Todesquieken der Ratte heraufdringt. In einem erfreulicherweise dicht umgitterten Stall schlug, als ich den Ratodrom betrat, gerade die Gattin des Direktors mit einem Stock auf einen Haufen, der aus Mist, Lumpen und stinkenden Pferdedecken zu bestehen schien. Die Decken bewegten und wölbten sich unheimlich, und überall huschten und raschelten feiste, feuchte, graue und schwammige Lebewesen hervor, die Ratten der Frau Direktorin.

Es fand sich zum Glück ein Mann aus der Nachbarschaft, ein Stück Stallmeister oder Wagenverleiher, der seinem Hunde ein Jagdabenteuer gönnen wollte. Dieser Hund war ein struppiger Pudel, ein trauriger und häßlicher Pudel mit gutmütigen, sentimentalen Augen. Sofort war es klar, daß dieser Hund einen unsagbaren Widerwillen gegen Rattenjagden empfand, daß ihm das ganze Institut verhaßt und das Vergnügen durchaus kein Vergnügen war. Er versuchte wiederholt, zu entwischen, wedelte unruhig mit dem Schwanz, senkte das Haupt, und litt ersichtlich an absoluter Appetitlosigkeit oder gar an einem übrigens begreiflichen Übelbefinden.

Indessen, der Hund mußte wider seinen Willen das

Vergnügen auskosten und wurde auf das Jagdterrain gesetzt, nachdem ein Angestellter vorher eine Ratte losgelassen hatte. Die Ratte, die betäubt und lichtscheu zu sein schien, und der Pudel, der immer unglücklicher aussah, blieben jeder auf seiner Seite und suchten verstört nach einem Ausweg. Aber der Hundebesitzer fühlte sich bei diesem Anblick in seiner Ehre gekränkt und trieb den Pudel vorwärts, der nun mit dem Mute der Verzweiflung auf die Ratte lossprang, sie beim Fell packte und mit schmerzlichem Gurgeln würgte. Der Kampf war nicht sehr lang gewesen und nicht sehr rühmlich, und der Pudel ließ die Ohren hängen wie jemand, der im tiefsten Inneren sich seiner Handlungsweise schämt.

Ich weiß nicht, warum mir bei diesem Schauspiel Tolstoi einfiel und eine Stelle aus „Krieg und Frieden", in der dieser größte aller Russen auseinandersetzt, daß die Armen sich immer sozusagen bewußtlos in den Kampf stürzen. Man redet ihnen immer ein, daß es ihr Jagdvergnügen sei, und jeder muß sich bei klarem Bewußtsein sagen, daß es eingeredetes Vergnügen ist. Aber während ich noch an Tolstoi und an „Krieg und Frieden" dachte, kam ich zur Porte Maillot, am Rande des Bois, und sah an einer Straßenecke eine jener Menschenmengen, die sich in Paris überall sammeln, wo einer der redseligen und amüsanten Marktschreier und Verkäufer seinen Standort gewählt hat. Einen Augenblick lang glaubte ich, daß der geschätzte Zeitgenosse, der ein Zahnpulver feilbietet und den Pariser Straßenjungen auf seinem hohen Podium die Zähne putzt, diese Menge versammelt habe. Doch das war, wie sich bald ergab, ein Irrtum.

Der Mann, der mitten in dem aufhorchenden Kreise stand, verkaufte, wie ich ohne lange Umschweife sagen möchte, ein Mittel zur Entfernung von Hühneraugen. Er hielt die übliche Ansprache, in der er betonte, daß die Geburts- und Geldaristokratie sich eifrig seines Mittels bediente, und daß die höchsten Persönlichkeiten sich flehend um seinen Beistand bemühten. Er hatte mehrere Stühle, auf denen verheißungsvoll einige ziemlich saubere Servietten lagen, vor sich hingesetzt und, nachdem er eine Weile lang gesprochen, forderte er die Umstehenden, die der Schuh drückte, eindringlich auf, Platz zu nehmen und sich die Operation gefallen zu lassen.

Eine Weile lang blieb alles stumm, und ein jeder blickte nur zweifelnd und unschlüssig auf seine Füße nieder. Dann löste sich, halb freiwillig und halb von dem Verkäufer gezogen, ein altes Weiblein aus der Menge, eines von jenen verschrumpelten alten Weiblein, jenen „petites vieilles", die Baudelaire besungen hat. Die Alte stellte das Körbchen, das sie am Arme trug, auf die Erde, setzte sich auf einen der Stühle und zog mit zittrigen Händen den armseligen Rock ein wenig hinauf. Und immer zaghaft, altersschwach und zittrig, streckte sie den Fuß vor sich hin, den dürren Ast, an dem in diesen warmen Frühlingstagen ein neues Knospen begonnen hatte.

Ich will nicht sagen, wie der Verkäufer den Fuß von jeder Hülle befreite, und was es dabei alles zu sehen gab. Vielleicht hatte dieser Fuß einmal in seidenen Schuhen getanzt, vielleicht war er auch einmal fein und graziös gewesen, aber es war nichts davon übrig ge-

blieben. Nach der alten Frau nahm ein alter Mann auf dem Operationsstuhle Platz, und die Menge, die herumstand, blickte halb belustigt zu und halb neidisch. Dreihundert Schritte davon, im Bois, jagten die Equipagen und Automobile, gaben der Luxus, der Reichtum und die Eitelkeit eine glänzende Festvorstellung. Und die milde Frühlingssonne, die wie jede gute Regierung sich eines allgemeinen Wohlwollens befleißigt, streichelte unparteiisch die Pausbacken der Kinder, die Perücken der Messalinen und die großen Füße der kleinen Leute.

Die Nachtseiten

Es war in Paris seit mehreren Jahren nicht so kalt . . . Zum ersten Male seit vier Jahren gibt es eine ordentliche Eisbahn auf den Seen im Bois und auf dem Teich im Jardin du Luxembourg. Sogar die Seine macht Miene, zuzufrieren — und das Quecksilber im Thermometer fällt. Wenn man nachts durch eine der breiten Avenuen heimwärts schreitet, jagt ein nichtswürdiger, eiskalter Wind heran und packt den Wanderer unangenehm an der Gurgel.

Zusammengekauert, zusammengerollt wie arme frierende Katzen oder mit dem scharfkantigen, ausgemergelten Rücken gegen die Wand gelehnt, sieht man unter den Torbogen, an den Häusermauern, in Erstarrung, im Betäubungsschlaf hindämmernde Gestalten. Sie scheinen zusammengebrochen, auf der Flucht vor dem Winterwind. Mein Gott, man ist nicht überrascht, sie zu sehen, denn man sieht sie in jeder Nacht. Aber bei zwölf Grad Kälte gewinnt das Bild eine so besondere Totentanzstimmung!

In Berlin hat man verstanden, daß auch der Nicht-steuerzahler das Recht auf einen Platz am Ofen hat. Man hat die Wärmehallen gegründet — eine aus-gezeichnete, vernünftige und praktische Gründung. In Paris ist man noch lange nicht so weit. Bei Tage können die Obdachlosen sehen, wo sie bleiben. Sie stehen frierend und jammervoll vor den Cafés, den Hotels, den Läden, sie drängen sich zu den Öfen in den Omnibuswartehallen, sie treiben sich im Inneren der Bahnhöfe herum, oder im Musée du Louvre, wo sie zu den Bettlerbildern des Höllen-Breughel das traurige Vis-à-vis bilden. Nachts liegen Hunderte und Tausende so unter den Torbogen, in den Winkeln, hinter irgend einer Mauer, die einen kleinen Schutz gegen den Wind bietet. Die städtischen Nachtherbergen können nur einen geringen Teil der Obdachlosen aufnehmen. Die meist von katholischen Vereinen gegründeten privaten Unter-nehmungen, wie das „Oeuvre de l'Hopitalité de nuit", genügen noch weniger. Und beim „Père Fradin" in der Rue St. Dénis und in ähnlichen „Hotels" kostet der Eintritt zwanzig Centimes. Man hat nicht immer gleich zwanzig Centimes!

In einem sehr hübschen, sehr lesenswerten Buche „Paris" (Leipzig, Dieterich) hat Herr Walter Gensel mit großem Fleiße alles zusammengestellt, was einem Paris-Besucher von Nutzen sein kann. Herr Alfred Sohn, der Sohn des alten Sohn, hat diese Paris-Schilderungen mit künstlerischen Zeichnungen begleitet. In dem Kapitel über „Arme und Bettler" gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über das Walten der öffentlichen und privaten Wohltätigkeit in Paris.

Er bemerkt, daß die „Assistance publique", die große Wohltätigkeitsbehörde, die über allen diesen Anstalten und Stiftungen als Verwalterin thront, jährlich durchschnittlich fünfzig Millionen einnimmt und verausgabt, darunter achtzehn Millionen, die sie von der Stadt erhält, drei und eine halbe Million aus der Lustbarkeits- oder Theatersteuer, der Rest aus den Zinsen großer Schenkungen und ihrem Einkommen aus liegendem Besitz. Herr Gensel bemerkt weiter, daß die „Assistance publique" im Jahre 1895 dreimalhunderttausend Frank für Nachtherbergen ausgegeben hat.

Das klingt alles sehr schön, und die „Assistance publique" sieht da wirklich wie eine segenspendende, glückverbreitende Weihnachtsfee aus. In Wahrheit ist sie ein altes habgieriges Weib, das zunächst daran denkt, selber fett zu werden, sich selber zu mästen. Vor zwei Jahren, als die Frage gerade aktuell war — es war wieder einmal eine Familie verhungert — hat Marcel Prévost „Madame l'Assistance" geschildert: „Diese Behörde ohne Ordnung, ohne Kontrolle, ohne Sparsamkeit, die ein so ungeheures Budget verschlingt und so wenig Gutes leistet, macht den Eindruck einer dicken Eiterbeule, die aus dem Jammerbilde von Paris hervorgewachsen ist." Das ist nicht sehr galant, aber es ist nur gerecht.

Diese „Assistance publique" verfügt über eine Armee von Beamten. Eine ganze Bureaukratie der Wohltätigkeit! Die „unbesoldeten Ehrenämter", die man in Berlin kennt, existieren hier nicht. Man kann sich denken, welch eine Summe im Jahre für die Gehälter dieser Beamtenschaft draufgeht! Weiter: Die Organi-

sation der „Assistance“ ist mehr als mangelhaft. In jedem der zwanzig Pariser Arrondissements gibt es nur ein Bureau. Das ist viel zu wenig — denn namentlich in den ärmeren Arrondissements ist es natürlich unmöglich, daß eine Zentralstelle die Bedürfnisse der Arrondissementsbewohner kennt und dauernd diese dichtgesäte notleidende Bevölkerung überwacht. Was kann ein Berliner Bezirksvorsteher, wenn er nur den Wunsch und das Talent zum Helfen hat, in seinem kleinen Kreise wirken! Die Herren der Pariser Zentralstellen mögen die besten Wünsche und das größte Talent besitzen — sie stehen einer Aufgabe gegenüber, die der eifrigste Philanthrop nicht erfüllen könnte.

Es liest sich sehr schön: „Die ‚Assistance publique‘ verausgabt jährlich 300000 Frank für Nachtherbergen.“ Es liest sich sehr schön — sehr beruhigend — aber wenn man des Nachts durch die Pariser Straßen geht, stolpert man beinahe über die armen Teufel, die halb erstarrt auf der Straße sitzen. Und man ist gar nicht mehr beruhigt. Man sagt sich auch, daß solche Zustände absolut nicht nötig sind. Man sagt sich, daß durchaus möglich wäre, allen Obdachlosen im Winter ein Nachtquartier in irgend welchen Hallen oder Baracken zu verschaffen. Gewiß, die Armut ist in Paris viel größer als in Berlin, aber auch der Reichtum ist viel größer. In einer Stadt, wo der in Amerika vergoldete Marquis de Castellane einen „Wohltätigkeitsbazarpalast“ für eine Million baut, sollte man auch Wärmehallen bauen können. In einer sentimentalen Regung hat sich neulich der — nebenbei gesagt sozialistische — Gemeinderat mit der Frage beschäftigt. Man hat sehr menschenfreund-

liche Reden gehalten und schließlich beschlossen, täglich einige Hundert Eintrittsmarken für die privaten Nachtherbergen zu verteilen. Dann ist man zu interessanteren Dingen übergegangen. Von den Leuten, die nachts auf der Straße sitzen, wird nicht mehr gesprochen. Man erträgt nichts so leicht wie die Leiden der anderen.

* * *

Es geht in Paris eine Sage: die Sage, daß zu nächtlicher Stunde, ehe das erste fahle Morgenlicht die Gespenster verscheucht, in der Gegend der Hallen, in den Spelunken und bei den Weinwirten, im „Chat qui pelote" und im „Chien qui fume", ein fröhliches Prasserleben herrscht — ein ausgelassenes, bizarres Treiben, in dem sich die befrackten Epikuräer der Boulevards und die „starken Männer der Halle" verbrüdern, die Damen der hohen Eleganz und die Frauenzimmer der tiefen Gosse verschwestern. Diese Sage geht in Paris. Eine Sage wie viele andere ... Ein gutmütiger Nachtschwärmer traktiert in einem Austernrestaurant drei oder vier schläfrige Weibsbilder mit Sekt; eine Gesellschaft von mehr lärmenden als lustigen Soupergästen, die den angebrochenen Abend würdig beschließen wollte, läßt sich im „Rauchenden Hund" von einem armseligen Individuum eintönig sentimentale Lieder singen; das sind die nächtlichen „Orgien" in der Gegend der Hallen. Sehr bescheidene Sinnesfreuden und höchstens Freuden des Stumpfsinns.

Es gibt anderes im Hallenviertel zu sehen. Mit einigen Londoner Freunden, die etwas „nächtliches Paris" genießen wollten, bin ich neulich wieder in das

alte „Caveau" hinabgestiegen. Das „Caveau" ist eine Kneipe in der Rue des Innocents, dicht bei den Hallen. Man tritt zuerst in einen Raum, der sich wenig von den Lokalen aller „marchands de vin" unterscheidet. Es ist drei Uhr, und der Raum ist gefüllt. Dicke Marktfrauen, in große wollene Tücher gewickelt, breitschultrige Fleischer in blauen, über den Anzug geworfenen Hemden, Fischhändler in weißen Hemden sitzen an den Tischen und löffeln die warme Suppe aus. In einer Wand sieht man eine Öffnung; hinter der Öffnung führt eine Wendeltreppe in eine ungewisse Tiefe. Die Treppe ist so schmal, daß gerade eine Person mit Mühe und Not sich von Stufe zu Stufe hinunterzwängen kann. Man muß sich bücken, um nicht mit dem Kopf gegen die steinerne Decke zu stoßen. Von unten, aus der Tiefe, kommt etwas wie Gesang.

Wenn man unten angelangt ist, steht man in einem dunstigen, qualmigen Kellerraum. Ein paar rötlich rauchige Wandlaternen beleuchten den Schauplatz. Der Keller ist durch breite vierkantige Pfeiler in mehrere Gewölbe geteilt, und in jedem Gewölbe sitzen an bierbeschmutzten Tischen und manchmal auf den Tischen Individuen beiderlei Geschlechts. Aber man sieht weder die rundlichen Marktfrauen (sie kämen gar nicht durch das Treppenloch) noch die Fleischer und Fischhändler. Die Gesellschaft hier unten ist meist weniger solide. Zuhälter, Frauenzimmer mit auf die Stirn geklebten Ringellöckchen und einige Lastträger aus den Hallen, die hier im Warmen bei einem Glase Bier den Morgen erwarten — denn das „Caveau" bleibt die Nacht hindurch geöffnet.

Dicht neben dem Treppenaufgang sitzen zwei Polizisten — schläfrig, halb eingenickt. Ich glaube, daß man auch ohne sie nur wenig zu befürchten hätte. Der Fremde wird in diesen Lokalen gewöhnlich zwar mißtrauisch, aber doch respektvoll angesehen. Allerdings — wenn die Sache einmal schief ginge — — das Entrinnen aus der Höhle des Polyphem wäre ein Kinderspiel gegen das Entrinnen aus diesem Kellerloch!

Ein Droschkenkutscher, der seine Jacke ausgezogen hat, steigt auf einen Stuhl und singt Lieder. Erst einige Lieder von Liebe und Untreue und dann einige patriotische. Ein Lied, in dem die Verbrüderung mit Rußland gefeiert wird. Und die ganze Kellergesellschaft brüllt den Refrain nach. Die, die kein Bett haben, wärmen sich am Patriotismus!

Durch die frierende Nacht gingen wir nach der nahen Rue St. Denis. Ich fragte einen Polizisten nach der Herberge des Vater Fradin. Zufrieden, eine kleine Zerstreuung zu haben und sich Bewegung machen zu können, kam er mit. Als wir vor einem hohen, dunklen Hause standen, pochte er mit der Faust gegen die hölzerne Tür. Ein wütendes Hundegebell, dann eine Stimme hinter der Tür: „Wer da?" — „Ein paar Herren, die Ihre Herberge sehen wollen. Halten Sie Ihren Hund fest!"

Ich habe früher andere, ähnliche Pariser Nachtherbergen besucht. Die größte von ihnen, das „Château Rouge", ist inzwischen verschwunden. Sie gleichen einander — sie sind alle gleich schauerlich — es herrscht in allen das gleiche Elend, in allen der gleiche penetrante Armutsgeruch. Bei Fradin dürfen nur Männer übernachten. Sie sitzen, eng aneinander gedrängt, auf

den Bänken, den Kopf auf die Tischplatte gelegt, oder sie liegen auf dem Boden oder auf den Kellerstufen — denn die Herberge besteht aus einem „Rez de Chaussée", und mehreren Kellern. Sie zahlen zwanzig Centimes Eintrittsgeld und zwanzig Centimes für eine Suppe. Diese Preise sind mehr als zu hoch.

Auf dem Rückwege erzählte mir der freundliche Polizist, daß der Vater Fradin in einem Bretterschuppen dicht bei den Hallen angefangen. Er ist allmählich ein so reicher Mann geworden, daß er das Haus in der Rue St. Denis hat kaufen können. Nächstens wird er seine sehr hübsche Tochter verheiraten — sie bekommt, sagte der Polizist, hunderttausend Frank Mitgift und später das Doppelte.

Es war noch keine von den allerkältesten Nächten. Immerhin, es wehte ein hübscher Winterwind. Überall auf der Straße lungerten die Ärmsten der Armen — die, welche weder ins „Caveau" noch zum Vater Fradin gehen können. Auf dem Damm längs den gigantischen dunklen Hallen hielten die mit Bergen von Gemüse beladenen Marktwagen. Sie hielten in endlosen Zügen in allen Straßen, die zu den Hallen führten. Auf dem Bürgersteig waren in großen Bataillonen die grünen, weißen und blauroten Kohlköpfe aufgereiht. Die „Starken der Halle" — breitschultrige Männer mit malerischen roten Zipfelmützen — luden immer neue frisch duftende Waren ab. Neben einem Kohlenbecken verzehrten die Händler eine Zwiebelsuppe, die ein Koch aus einem großen Kessel schöpfte. Die Wagen der Fischhändler, der Fleischer kamen heran. Ein Auktionator versteigerte in einem Kreise schlecht gelaunter, noch

schlaftrunkener Schankwirtinnen Körbe voll Champignons.

Und es war ein fataler Kontrast — all diese hungrigen armen Teufel, die aus dem Dunkel der Nacht herüberguckten, und diese ungeheure Fülle von Eßwaren. Der ironische Zufall will, daß nirgends in Paris so viel gehungert wird wie gerade in dem Viertel, wo es am meisten zu essen gibt.

Die hunderttausend Frank des Doktor Doyen

Seit nunmehr anderthalb Wochen sind die französischen Ärzte und die Gelehrten der medizinischen Wissenschaften in gewaltiger Aufregung. Man sieht Chirurgen, die nur noch bemüht sind, sich gegenseitig zu zerfleischen, und täglich findet man in den Morgenblättern offene Briefe und offene Erklärungen, die von berühmten Medizinmännern stammen und eigentlich wie manche Arzneiflaschen die Aufschrift tragen müßten: „Vorsicht! Gift!" Diese Erregung und dieser Hader sind verursacht durch einen Ausländer, durch den amerikanischen Millionär Crocker, der, wie schon kurz berichtet worden, von dem Doktor Doyen 100000 Frank oder doch einen Teil dieser Summe zurückverlangt und den Beistand der französischen Gerichte anruft. Man steht hier vor einem nicht alltäglichen und höchst interessanten Schauspiel: ein praktischer Arzt hat das Malheur gehabt, an einen Amerikaner zu geraten, der mindestens ebenso praktisch zu sein scheint.

Der sogenannte „Tatbestand", der bisher keineswegs ganz klar war, wird von dem amerikanischen Arzte Gros

jetzt recht anschaulich und auch ziemlich überzeugend geschildert. Frau Crocker, die Gattin eines ungeheuer reichen Mannes aus San Franzisko, litt an Krebs und war in Cannes von Sir Arthur Frip, einem der Leibärzte des Königs Eduard, erfolglos operiert worden. Eines Tages vernahm Herr Crocker, daß der Doktor Doyen in Paris ein Krebsserum entdeckt haben wollte, er reiste mit seiner kranken Gattin nach Paris, suchte Doyen auf, und Doyen erklärte ihm: „Mein Serum heilt den Krebs." Doyen machte der Amerikanerin persönlich drei Einspritzungen und ließ ihr durch seine Assistenzärzte noch sieben andere machen, verlangte aber gleich in den ersten Tagen ein Honorar von 100000 Frank und drohte, die Behandlung einzustellen, wenn diese Summe nicht sofort bezahlt würde. Herr Crocker zahlte, nachdem sich Doyen schriftlich verpflichtet, keine anderen Summen zu fordern; aber als dann das Befinden seiner Gattin nicht besser, sondern täglich schlechter wurde, verzichtete er auf Doyens weitere Bemühungen. Die Kranke wurde noch sechs Wochen lang in dem Villenorte Bellevue bei Paris von ihrem Landsmann, dem Doktor Gros, gepflegt und starb bald darauf in ihrer amerikanischen Heimat, in die man sie auf ihren Wunsch zurückgeführt hatte. Der Witwer ist ein Amerikaner und fordert sein Geld zurück; er ist auch ein Gentleman und will es dem Institut Pasteur überweisen.

Die Figur des Doktor Doyen wäre ungemein geeignet, als Pariser Romanfigur zu dienen, und weilten Octave Feuillet und Alphonse Daudet noch unter den Lebenden, so wäre der berühmte Chirurg vielleicht schon in einem Salonroman porträtiert. Der Doktor Doyen

ist heute ein Lebemann in den besten Jahren, er ist elegant, sehr weltkundig und hat über mancherlei Dinge ganz ultramoderne Ansichten. Man erinnert sich, wie er mit kühnem Schnitt die zusammengewachsenen Zwillinge Rodica und Doodica trennte, die leider die Operation nicht lange überlebten, und wie halb Paris und ein Kinematograph dieser Trennungsszene beiwohnten. Daß der Doktor Doyen ein geradezu genialer Chirurg ist, bestreiten übrigens nicht einmal seine zahllosen Neider und Widersacher: er öffnet einen Körper so leicht, wie ein anderer ein Ei öffnet, er zerlegt einen lebendigen Menschen mit wenigen Schnitten in seine Teile und soll auf dem Operationstisch mit fabelhafter Gewandtheit das Unterste nach oben kehren. Er ist kaltblütig wie Napoleon und sieht, solange er wenigstens nicht der Hauptbeteiligte ist, dem Tode mit großer Furchtlosigkeit ins Auge.

Vielleicht würde der Doktor Doyen trotz all seiner Geschicklichkeit nur als ein bedeutender Arzt und nicht als ein Genie gelten, wenn er still und hausbacken wie ein gelehrter Stubenhocker leben würde, und wenn man nicht allerlei anderes von ihm wüßte. Wer sich in seinen Berufskreis einschließt, wer ganz in seinem Berufe aufgeht, ist gewöhnlich nur ein Talent, und genial wird zumeist nur der genannt, der auch außerhalb seines Berufes von sich reden macht. Der Doktor Doyen macht von sich reden; gewiß nicht absichtlich, aber unwillkürlich und aus hundert verschiedenen Gründen. Im Mittelalter behaupteten abergläubische Personen, man müsse seine Hände in Blut tauchen, um eine besondere Lebenskraft zu gewinnen, und wirklich scheint die Be-

rührung mit dem Blute dem Doktor Doyen ganz ausgezeichnet zu bekommen. Dieser merkwürdige Mann ist auch Besitzer einer vielbegehrten Champagnermarke, der „Marke Doyen", er hat auch in politischen Wahlen kandidiert und liebt es, nach vollbrachter Tagesarbeit in heiterem Spiel die Göttin des Zufalls herauszufordern. Und diese Göttin ist nicht die einzige, die ihn interessiert: ganz wie der menschliche Körper hat der Strudel des Pariser Lebens für ihn keine Geheimnisse, und er gehört keineswegs zu jenen Personen, die von den Speisen nicht essen mögen, weil sie allzu genau wissen, wie es in der Küche aussieht. Aber vor allem liebt der Doktor Doyen, der alle Züge eines ritterlichen Heißsporns hat, die Fechtkunst, und man weiß, daß er nicht nur den sensationellen Zweikämpfen beiwohnt, sondern auch selbst ein Meister im Degenfechten ist. Immer, wenn ich höre, daß er sich so eifrig im Gebrauch dieser Mordwaffen übt, fällt mir die Geschichte von dem Landarzt ein, der seine Patienten mit einem Jagdgewehr unter dem Arm zu besuchen pflegte, und den eines Tages ein alter Bauer fragte: „Fürchten Sie, ihn sonst nicht tot zu kriegen?"

Nun hat der Doktor Doyen, wie er glaubt und behauptet, auch jenes Krebsserum entdeckt, nach dem die größten Gelehrten der Welt bisher vergeblich geforscht. Man kann nicht daran zweifeln, daß der Doktor Doyen die Fähigkeit besäße, eine für die ganze Menschheit segenbringende Entdeckung zu machen, und man begreift nur nicht recht, wie er noch Zeit für solche Arbeiten gefunden hat. Leider hat er sich über die Zusammensetzung seines Serums bisher nicht klar geäußert, und

schon im Jahre 1903 ist es deswegen auf dem Chirurgenkongresse zwischen ihm und dem Professor Pozzi zu einem ziemlich unfreundlichen Wortwechsel gekommen. Der Professor Pozzi fragte: „Warum hat Herr Doktor Doyen nicht die Zusammensetzung und die Herstellungsart seines Serums veröffentlicht? Er würde es dann den Gelehrten der ganzen Welt ermöglichen, seine Entdeckung zu prüfen, und dieser gewaltige Fortschritt würde nicht nur den Kranken in seiner Klinik und seinen eigenen Patienten, sondern der ganzen Menschheit nützen können." Der Doktor Doyen antwortete, daß er sein Serum allen Ärzten zur Verfügung stellte, die Herstellungsmethode aber nicht preisgeben wollte, und er behauptete, daß das Institut Pasteur ganz ähnlich handelte, was Pozzi dann energisch bestritt. Man trennte sich damals in ziemlich zorniger Stimmung, man bezeugte sich gegenseitig ein möglichst geringes Maß von Hochachtung, und der Professor Pozzi soll im Kreise der Kollegen das Serum als die „neue Marke Doyen" bezeichnet haben.

Dieser alte Streit ist nun also, dank dem Amerikaner Crocker, wieder entbrannt, und die Frage, ob der Doktor Doyen sein Serum monopolisieren darf, und ob dieses Serum etwas taugt, wird ebenso erregt erörtert wie die Angelegenheit der 100000 Frank. Alle Würdenträger der Medizin, alle Professoren der medizinischen Fakultät, alle Mitglieder der Akademie, der Professor Deboye, der Professor Poirier, der Professor Pozzi, der Doktor Rochard und der Professor Segond treten gegen den Doktor Doyen auf, und einige gehen so weit, zu behaupten, daß der Doktor Doyen gegen das franzö-

sische Geheimmittelgesetz verstoßen habe. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung schreibt im „Matin" ein Arzt, der seinen Namen nicht nennen will: „Entweder, das Serum des Doktor Doyen ist wirksam, und was soll man dann von einem Arzte denken, der ein Mittel zur Unterdrückung der fürchterlichsten Krankheit besitzt und sich weigert, es seinen Mitmenschen zu verraten? Oder aber, das Serum ist unwirksam, und was soll man dann von einem Arzte halten, der vom Verkauf eines wertlosen Medikamentes lebt?" Drei oder vier Freunde und Bewunderer des Doktor Doyen dagegen sehen in all diesen Angriffen nur eine Kabale eifersüchtiger Kollegen, und der höchst temperamentvolle Doktor Dumont erklärt: „Die Bonzen der Chirurgie fallen über Doyen her, weil sie ihn beneiden."

Der Doktor Doyen, der es nicht liebt, daß seine Klienten ihm etwas schuldig bleiben, ist auch seinen Gegnern nichts schuldig geblieben. Der große Chirurg hat bereits zahlreiche Interviewer empfangen und nebenbei noch die Zeit gefunden, zwei lange Artikel zu schreiben, die das „Journal" veröffentlicht hat. Er sagt, daß keiner seiner Widersacher sich die Mühe gemacht hat, in seine Klinik zu kommen und die Wirkung des Serums zu prüfen, und er behauptet, daß auch die Professoren Richet, Chantemesse, de Blaeff, Koch und einige andere nie ihre Rezepte preisgegeben. Aber der Doktor Doyen bewegt sich nicht nur in solchen wissenschaftlichen Erörterungen, er ist ein Fechter, ein Draufgänger, und er sagt in seinem zweiten Artikel zu Pozzi: „Sie möchten auch gern Serum fabrizieren? Aber lieber Kollege, dazu bedürften Sie eines ganz neuen Studiums" . . .

und etwas weiterhin: „Wenn Herr Pozzi glaubt, man müßte seine bakteriologischen Entdeckungen abwarten, um die Serotherapie des Krebses zu begründen, so könnte man noch lange schlafen.“ Der große Chirurg sagt noch allerlei Ähnliches.

Vielleicht haben auch diese beiden so scharf zugespitzten Artikel die Angriffe, die gegen den Doktor Doyen gerichtet werden, nicht völlig entkräftet. Aber wenn nicht in medizinischer Hinsicht, so waren sie doch in mythologischer Beziehung interessant, denn zum ersten Male begriff man beim Lesen dieser beiden Artikel so recht, warum Äskulap, der Gott der Arzneikunst, stets in Begleitung einer Schlange dargestellt wird.

* * *

Die Frage, ob die Entdeckung des Doktor Doyen irgend eine Bedeutung besitzt, kann natürlich nur von den medizinischen Gelehrten entschieden werden. Zu der Frage, ob der Doktor Doyen von dem Amerikaner Crocker bei Beginn der Behandlung 100000 Frank fordern durfte, können sich auch die Laien äußern, und sogar Personen, von denen nie ein Arzt 100000 Frank verlangen oder erhalten wird, dürfen über diese Angelegenheit mitreden. So hohe Honorare sind bekanntlich nicht gerade üblich, und sie sind auch sehr selten in Paris, wo das Honorar für schwere Operationen gewöhnlich 5000, bisweilen 10000 und nur in Ausnahmefällen auch 20000 Frank beträgt. Aber es ist doch schon vorgekommen, daß einem Arzte auch 100000 Frank und noch mehr gezahlt wurden: Professor Kußmaul, der für vierundzwanzig Stunden nach Paris kam, um

den Sohn des Barons Hirsch sterben zu sehen, erhielt 100000 Frank, ein Amerikaner Mac Berney soll für eine Blinddarmoperation 350000 Frank erhalten haben, der Doktor Galezowski erhielt 100000 Frank und die Reisekosten, als er in Teheran eine persische Prinzessin operierte, und der Zar hat dem Arzte, der den Thronfolger in Empfang nahm, angeblich 250000 Frank verehrt. Allerdings hatten, wie man sieht, all diese reichbelohnten Ärzte entweder lange Reisen zurückgelegt oder sich ihren Patienten doch sehr gründlich gewidmet.

Herr Crocker in San Franzisko besitzt, wie von Eingeweihten und besonders von Uneingeweihten behauptet wird, ein Vermögen von 400 Millionen. Ich weiß nicht, auf welche Weise und durch welche Spekulationen er diesen etwas übertriebenen Reichtum erworben hat, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er ihn einzig dem Rezepte seines berühmten Landsmannes Franklin verdankt: „Gib immer einen Pfennig weniger aus, als du verdienst!" Man darf auch annehmen, daß Herr Crocker leichter auf 100 000 Frank verzichten kann als ein armer Bureaubeamter auf zehn Frank, und man kann sich mit gleichem Rechte sagen, daß Herr Crocker gewiß schon häufig in San Franzisko, an der Riviera oder in Paris 100 000 Frank zur Befriedigung irgend einer Laune geopfert haben dürfte. Ich für mein Teil gestehe also, daß ich nicht einsehe, warum Herr Crocker nicht auch 100000 Frank zahlen soll, wenn es sich um das Wohl und Wehe seiner Gattin handelt, und ich sehe ebensowenig ein, warum man solche Einnahmen nur den amerikanischen Spekulanten und nicht einem hervorragend tüchtigen Arzte gönnen will. Die meisten Pariser Ärzte,

und sogar die „Bonzen", haben denn auch erklärt, daß man 100 000 Frank annehmen und von amerikanischen Millionären selbst fordern dürfe, und das war sehr verständig und besonders sehr vorsichtig.

Aber der Fall, um den es sich heute handelt, der Fall des Doktor Doyen, liegt doch nicht ganz so einfach. Herr Doyen hat der Amerikanerin drei Serumeinspritzungen gemacht und hat ihr sieben andere machen lassen, und diese Einspritzungen mit dem mysteriösen Serum haben nicht den geringsten Erfolg gehabt. Hat er Herrn Crocker vorher wirklich gesagt: „Mein Serum heilt den Krebs", wie Herr Crocker und der Doktor Gros das erzählen? Herr Doyen wird sich schwerlich mit so plumper Klarheit ausgedrückt haben, er hat vermutlich nichts versprochen und hat sich jener Feinheiten der französischen Sprache bedient, aus denen wie einst aus den delphischen Weissagungen der Gläubige heraushört, was er zu hören wünscht. Der große Chirurg hat auch die Vorausbezahlung der Summe gefordert und mit Einstellung der Behandlung gedroht, was in Paris, wie der Doktor Segond erklärt, durchaus nicht üblich ist. Seine gefeierte chirurgische Kunst hat der Doktor Doyen für die Rettung der Kranken nicht aufgeboten, und sein Messer hat er nur gebraucht, um es dem Amerikaner auf die Kehle zu setzen.

Ein Freund des großen Chirurgen erklärt: „Herr Crocker hat 100000 Frank auf eine Karte gesetzt, das Glück ist ihm nicht hold gewesen, und nur ein unanständiger Spieler verweigert die Bezahlung." Dieser aus dem Spielsaal entlehnte Vergleich ist sicher ganz im Sinne des großen Chirurgen, der in solchen Dingen so

gut Bescheid weiß, aber er ist weder sehr taktvoll noch besonders geschickt. Wenn man einen Augenblick in dieser Spielhausatmosphäre verweilen will, die sich hier so sonderbar mit der Atmosphäre der chirurgischen Klinik vermischt, so muß man sagen, daß die Partie zwischen Herrn Crocker aus San Franzisko und dem Doktor Doyen aus Paris doch ein wenig ungleich war, denn Herr Crocker kannte nicht die Karten, und der Doktor Doyen kannte sie genau. Der große Chirurg wußte, daß Frau Crocker unrettbar verloren war, er wußte, daß sein Serum ihr nicht das mindeste helfen würde, und weil er das wußte, verlangte er so schnell sein Geld. Er hatte völlig klar gesehen, nur nicht in einem Punkte: er hatte nicht erwartet, daß das Spiel noch ein Nachspiel haben könnte.

Der Ruf, den der Doktor Doyen sich als Operateur erworben hat, wird durch diese Affäre nicht angetastet. Der Doktor Doyen bleibt nach wie vor ein sehr bedeutender Arzt, und es kann sein, daß er wirklich ein Genie ist. Aber wenn er mit Recht die Dieffenbach, Langenbeck, Heurteloup, Liſter und Billroth seine Lehrer nennen darf, so würde er doch sehr pietätlos und ungerecht handeln, wollte er nicht eines anderen Mannes gedenken, eines Mannes, der ihm gleichfalls Lehrer und Vorbild gewesen. Dieser Mann, dieser Vorgänger des Doktor Doyen, ist Shylock, der gelegentlich auch geneigt war, ein Pfund Fleisch herauszuschneiden, und der auch ein großer Chirurg war.

Meeting

(Februar 1905)

In einer schmalen Straße, nicht weit von der Place de la République, befindet sich ein Ballsaal, der Tivoli-Vauxhall heißt, und in dem schon manches Herz und manche Fensterscheibe zerbrochen wurden. In diesem Saale werden seit vielen Jahren all die großen, revolutionär gefärbten Volksversammlungen abgehalten, für die man aus Furcht vor schmerzlichen Sachbeschädigungen die eleganteren Säle und Hallen nicht hergibt. Tivoli-Vauxhall prunkt nicht mit solcher Eleganz; es ist ein riesiger kahler Schuppen mit einem niedrigen, verqualmten Glasdach, das von zwei Seiten her zur Mitte giebelförmig aufstrebt. Breite, durch hölzerne Geländer eingeschlossene Erhöhungen, für die das Fremdwort „Estraden" zu vornehm klingt, sind ringsherum aufgezimmert und gestatten an Ballabenden den Zuschauern und den erfrischungsbedürftigen Tänzern, das frohe Getriebe zu überblicken. An der einen Wand dient eine umgitterte viereckige Tribüne den Rednern oder der Musik. Und die elektrischen Lämpchen, die

an Schnüren unter dem niedrigen Glasdach hängen, sind in armseligen, verstaubten und schon halb zerrissenen Papierblumen verborgen.

In dieser wüsten und äußerst ungemütlichen Halle veranstalten die französischen und russischen Sozialisten und Revolutionäre das gewaltigste der vielen Meetings, mit denen sie gegen Knutentum und Zarismus protestieren. Das Meeting ist für halb neun Uhr einberufen, um acht Uhr ist der Saal schon recht genügend gefüllt, und draußen in den Straßen schieben sich, scheinbar aus der weitesten Ferne her, zwischen zwei Reihen von Polizisten und republikanischen Garden langsam Tausende von Männern und Frauen heran, von denen immer nur eine kleine Gruppe nach der anderen durch die schmale Tür hineingelassen wird. Man hat, um mehr Raum zu schaffen und wohl auch aus anderen Gründen, alle Tische und Stühle und alles bewegliche Eigentum fortgebracht, und wer sitzen will, setzt sich auf die Geländer, die Mauervorsprünge und die ungeheizten eisernen Öfen. Die Tribüne ist bereits von einer so dichten, so festgefügten und so widerstandskräftigen Menschenmauer umgeben, daß die Redner und die Ehrengäste kaum hinaufgelangen können, und daß einige wirklich genötigt sind, ihre Bemühungen aufzugeben. Zwei- oder dreihundert Personen haben die Tribüne erklettert und turnen und balancieren am Rande und auf dem Geländer. Und ganz hinten an der Wand, über der Tribüne, dort, wo das schräge Glasdach am tiefsten hinuntersteigt, stehen mit gekrümmten Körpern auf einem Mauersims eine pudelköpfige junge Russin und ein russischer Student, die einander fest umklammern, ihre

Hüte in der Hand halten und wie unselige Karyatiden die Decke auf dem Kopfe zu tragen scheinen.

Um halb neun Uhr ist der Saal bis ins letzte Winkelchen vollgestopft, man steht Leib gegen Leib gepreßt, was nicht immer angenehm ist, man kann kein Glied mehr rühren, und die Sache fängt an, etwas beängstigend zu werden. Es gibt in dieser gewaltigen Halle nur eine einzige geöffnete und ungewöhnlich schmale Tür (denn eine breite und bequeme Nottür, über der die tröstende Aufschrift prangt: „Notausgang bei Feuersgefahr", ist mit zwei Schlüsseln und sechs Riegeln sorgfältig verschlossen), und wenn hier eine Panik ausbricht, so ist zweifellos die ganze Bewegung mit achttausend ihrer Anhänger in wenigen Sekunden erstickt. Man kann auch die peinliche Empfindung nicht los werden, daß dann manches Messer und mancher Revolver nachdrücklich mitspielen, und daß nicht die sozialistische Brüderlichkeitslehre, sondern die anarchistische Lehre vom Rechte des einzelnen, vom Rechte des Individuums, hier triumphieren würde. Gewiß sind die meisten, die weitaus meisten Gestalten im Saale ungemein sympathisch und oft erquickend und rührend in ihrem kräftigen Selbstbewußtsein, in ihrem läuternden Haß und ihrer gläubigen Begeisterung. Aber daneben sieht man auch andere, die der Verwirklichung ihrer Ideale wahrscheinlich auf ziemlich dunkelen Wegen nachstreben, und die dem arglosen Menschenfreunde, der ihnen den kleinen Finger reichen wollte, vielleicht noch mehr nehmen würden als nur die ganze Hand.

Es gibt unter den achttausend Personen im Saale wohl reichlich zweitausend oder dreitausend Russen und

Russinnen. Diese Ausgewanderten und Landesflüchtigen leben im Quartier Latin und im Quartier Montparnasse, in der Gegend der Boulevards Montparnasse und Raspail, und sie haben dort ihre eigenen Cafés und Restaurants, ihre eigenen Hörsäle und Bibliotheken. Sie fühlen sich hier frei, sie sind trotz der „Allianz" nicht gehetzt und nicht bedroht, und kein Minister der Republik würde es wagen, sie mit billigen Witzeleien zu verhöhnen. Zu dem Meeting im Tivoli-Vauxhall sind sie gekommen wie zu einem Ehrenfest — in einer gewissen Weihestimmung und auch ein wenig geschmeichelt, wie Statisten, die auf einer großen Bühne erscheinen dürfen und immer glauben, das Publikum sehe nur auf sie. Die einen tragen Tuchmützen, die anderen Schildmützen und noch andere Pelzmützen, ein paar haben in dieser Siedehitze den Rockkragen hochgeschlagen, viele haben die echte breite Russennase, die vorstehenden Backenknochen und strohgelbe Bärte, und einzelne haben ihre Haare ganz lang wachsen lassen, wie Gorki, oder sich Apostelköpfe zurechtgemacht. Die Studenten haben fast immer eine Freundin mitgebracht, eine kleine Russin, die ihr Haar über die Ohren gelegt hat oder es wild auf die Schultern fallen läßt, und man kann beobachten, daß gerade diejenigen Studenten, die am wenigsten dem üblichen Eroberertypus ähneln, daß gerade die jungen Männer mit stillen, ruhigen Bewegungen, ernsten Studiergesichtern und Brillen vor den kurzsichtigen Augen die hübschesten Begleiterinnen haben. Ganz nahe bei mir steht, zärtlich und vertrauend an einen dieser Brillenträger geschmiegt und die Hände in den Taschen des grauen Sackpaletots vergrabend, ein sehr schönes Mädchen

mit gelblichem Teint, tiefschwarzen Augen, dunkelbuschigen Brauen und einem leichten schattigen Flaum auf der Oberlippe. Und bei fast all diesen „faux-ménages“, bei fast all diesen ungetrauten Paaren findet man jenen Ernst der Lebensauffassung, jene Nachdenklichkeit und jene Bravheit der Gesinnung, die ein schwadronierender Junker nicht zu begreifen vermag, und die nicht nur den Reiz, sondern auch gleichsam den Kitt dieser russischen Wanderkolonien bilden.

Dann sind da, eng zusammengepfercht, all die anderen: Pariser Arbeiter in blauen Leinenhosen oder in Sammethosen, lange, hellblonde Herren aus Finnland mit rundwangigen blonden Damen im Pelz, junge Kaufleute und kleine Bürgersfrauen, die sich ängstlich an ihre Gatten drängen, Jünglinge mit Künstlerschleifen, Senkgruben-Ausräumer mit blanken Anzügen aus Wachsleinwand, alte Handwerker mit der Pfeife im Munde, schnapsduftende, schiefblickende Burschen, vier Engländerinnen mit einem knabenhaften Beschützer. Dazwischen sieht man all die Ritter der Tat, all die berufsmäßigen Revolutionäre, an denen Paris so reich ist, und die stets auf der Lauer zu liegen scheinen: die einen ruhig, intelligent, mit ironischer Überlegenheit, und die anderen blaß, nervös überreizt mit verzerrten Zügen und heftigen Bewegungen. Der Fremde, der nach Paris kommt, erblickt zuerst nur die Welt des Vergnügens und des Luxus und ist immer erstaunt, wenn er dahinter eine zweite Welt, die Welt der spießbürgerlichen Behäbigkeit und der Arbeit entdeckt. Aber hinter dieser zweiten Welt gibt es eine dritte und vierte, und im Verborgenen, nur an besonderen Tagen sichtbar, wartet dort immer

eine kampfbereite Armee der Revolution, deren Freischärler und Vorposten und Dilettanten bis in die Salons des Bois de Boulogne-Viertels gedrungen sind.

Auf der Tribüne sitzen, gleichfalls dicht aneinander gepökelt, die Sozialistenführer Vaillant, Jaurès, Allemane und Pressensé, ein paar Günstlinge der revolutionären Gruppen und drei oder vier russische Versammlungsgrößen. Fast all diese Herren scheinen von einem guten Diner zu kommen; der alte Vaillant im musterhaften Gehrock hat die Hände auf dem sanft gewölbten Bäuchlein gefaltet, der breite Jaurès mit seinem fleischigen, glänzenden Gesicht strotzt von Gesundheit, Pressensé und der Russe Roubanowitsch strotzen nicht minder, und diese ganze Tribüne hat nichts sehr Erschreckendes. Sind die Herren noch in der Verdauungsstimmung? ... Sie zögern, das Redeturnier zu eröffnen, und die Menge in dem Riesenschuppen muß sich selber einen Zeitvertreib erfinden. In einer Ecke wird die „Internationale" gesungen, die schwungvolle Melodie, die den alten patriotischen Sang der „Marseillaise" ersetzt hat, wogt durch den weiten Raum, und als sie verklungen ist, kommen die Rufe: „Nieder mit dem Zaren!" „Nieder mit den Tyrannen!" „Mörder!" an die Reihe, und mehrere Minuten lang schreit man im Takte: „Houh, houh, assassins! Houh, houh, assassins!" Endlich erhebt sich der alte Vaillant und beginnt seine Rede, der dann viele andere Reden folgen, und so oft ein anderer geredet hat, ruft die Menge: „Jaurès! Jaurès!" und bei jeder passenden Stelle: „Nieder mit Delcassé!" „Nieder mit dem Zaren!" „Assassins!" Alle Redner sprechen erheblich wilder, als sie aussehen, und der feiste

Preſſenſé ſagt mit harmloſer Miene und liebenswürdiger Geläufigkeit die furchtbarſten Dinge. Und das kleine, feine, ſanfte Glöcklein der Kirche von Saint-Germain-Auxerrois fällt mir ein, das mit ſeinem lieblichen Läuten das Signal zur Bartholomäusnacht gegeben hat.

Die ſchmale Tür iſt nicht geſchloſſen worden, und ununterbrochen fluten neue Geſtalten in den Saal. Ich weiß nicht, wo ſie bleiben, aber ſie finden einen Riß, eine Lücke in dem feſtgeballten Menſchenhaufen und ſchieben und drängen ſich durch. Sie werfen einen Blick auf die Tribüne und fragen: „Hat Jaurès ſchon geſprochen?“ Bis ein hagerer Arbeiter mit gereizter Stimme ſie anſchreit: „Ihr mit eurem Jaurès! Die Prinzipien ſollt ihr hochhalten und nicht die Perſonen!“ Ein jüdiſcher Arbeiter aus Rußland, der ein rotes Bärtchen hat und ſo ſchief iſt, als wäre er erſt nach links und dann plötzlich nach rechts gewachſen, beſchwert ſich, weil man ihm auf die Füße getreten, und murmelt entrüſtet in unkorrektem Deutſch: „Franzoſen mit die rote Hoſen! Franzoſen mit die rote Hoſen!“ Von Zeit zu Zeit heißt es: „Platz für eine Kranke!“ und während man ſich windet, um Platz zu machen, wird ein ohnmächtiges weibliches Weſen hinausgeſchleift. Ein altes Frauenzimmer, das gewiß mit einer ſchönen Seele, aber auch mit Brille und kurzgeſchnittenen Haaren behaftet iſt, packt meinen Arm wie eine Ertrinkende, und der Blick aus ihren Rehaugen ſcheint zu ſagen: „Wir ſind ja alle Brüder und Schweſtern!“ Und es iſt mir ein beruhigender Gedanke, daß wir nicht mehr als Brüder und Schweſtern ſind.

„Vive Jaurès! Vive Jaurès!“ ruft die Menge, und

Jaurès spricht. Ich habe für Jaurès die denkbar höchste Bewunderung, ich halte ihn für das machtvollste Talent unter den zeitgenössischen Rednern, für ein Talent, dem wir absolut nichts Ähnliches an die Seite zu stellen haben, aber bisweilen gefällt er sich einfach im Auftürmen volltönender Phrasen, und dann erinnern seine Perioden an die modernen, von freigebigen Millionären gebauten Museen in Athen, die außen so pompös und im Innern so leer sind. An diesem Abend spricht er in seiner schlechteren Manier, er ist nicht das kleine Glöcklein von Saint-Germain-Auxerrois, er ist eine große Posaune, aber die betäubenden Töne bilden nur ein ziemlich banales Musikstück. Er spricht von der französischen Revolution, vom Proletariat, von der Völkerversöhnung, von den Unterdrückern, aber diese Redeblumen scheinen ein wenig welk, wie die Papierblumen unter der Saaldecke, und der dramatische, allzu dramatische Tonfall klingt nicht echt. Die Menge applaudiert, wie sie stets applaudiert, wenn der beliebte Heldenspieler im Theater die Stimme erhebt, und nur der schiefe Mißvergnügte knurrt hinter mir unwirsch: „Franzosen mit die roten Hosen!", denn er versteht von all den Reden kein Wort. „Ein Regen von Blut," ruft Jaurès, „ist in der finsteren Nacht zur Erde niedergegangen!" . . .

Im Grunde, was soll er sagen? Die gewaltigsten Redner können nicht so laut zum Himmel schreien wie die Dinge selber. Alle Rhetorik der Welt vermag nicht so eindringlich und beredt zu sein wie der stumme Ernst der jungen Russen und Russinnen im Saale, wie der Enthusiasmus der jungen russischen Intelligenz, die

heute auf den Wogen einer revolutionären Bewegung ihr Ideal zu erreichen hofft. Jaurès beginnt den letzten Teil seiner Rede, und während er sich dem Ende nähert, nähere ich mich dem Ausgang. Und wie ein Schleppdampfer ziehe ich das Frauenbild mit dem kurzen Haar und der schönen Seele hinter mir her, dieses rührende Wrack, das wohl auch noch einem still erträumten Ideal entgegensteuert.

Die kleinen Pferde

Die kleine Stadt Enghien, die man mit dem Schnellzuge von Paris aus in zwölf Minuten erreicht, nennt sich „Badeort" und „Kurort", weil sie, wie allgemein versichert wird, eine Schwefelquelle besitzt. Die Schwefelquelle ist gewiß sehr heilsam, und die Stadt ist sehr hübsch. Durch die Gittertüren in den dunkelgrauen Parkmauern sieht man behagliche Villen, die freilich ein wenig altmodisch erscheinen, und große Gärten, die freilich ein wenig dumpfig und muffig sind. Hat man eine Anzahl dieser Villenstraßen durchwandert, so kommt man zu einem See, zu einem ziemlich breiten und sehr langen See, dessen mit Landhäusern, Gärten und alten Bäumen besetzte Ufer schnurgerade Linien verfolgen, und dessen vier rechte Winkel so genau bezeichnet sind, daß sie das Herz eines Geometrielehrers erfreuen müssen. Vielleicht war eben wegen dieser Geradlinigkeit und dieser Rechtwinkligkeit des Sees die Stadt Enghien bis vor kurzem ein Lieblingsaufenthalt jener alten, weniger in London als im Auslande bekannten Engländerinnen, die so aus geraden Linien und Winkeln, aus Hypothe-

nusen und Katheten zusammengesetzt scheinen, daß man den ganzen pythagoreischen Lehrsatz an ihnen beweisen kann.

Außer den betagten englischen Damen lebten und leben in Enghien mit Vorliebe die deutschen Kaufleute, die von hier aus das Stadtviertel an der Gare du Nord, das Stadtviertel, in welchem der deutsche Kommissionshandel residiert, sehr schnell erreichen können. Auch alte Pariser ziehen noch gern im Sommer nach Enghien, während die jüngere Generation diese Gegend im Norden ein wenig meidet und den heiteren Westen, Asniere und Saint-Cloud, Ville d'Avray und Marly und Saint-Germain und die zahllosen anderen Orte, mit denen das grüne Land dort bedeckt ist, bevorzugt. Eine Sage behauptet, daß es in Enghien und Montmorency feucht sei. Und die jüngere Generation fürchtet den Rheumatismus.

Seit langer Zeit besitzt Enghien einen Schatz, der gewiß immer ergiebiger war als die Schwefelquelle, wenn er auch von den eigentlichen Bewohnern des Ortes, den englischen Damen, den deutschen Kaufleuten, den alten Rentiers, nicht übermäßig geschätzt wird. Enghien besitzt ein Kasino, in dem das Spiel der petits chevaux gespielt werden darf. Roulette, petits cheveaux und andere Hasardspiele, die in Frankreich im allgemeinen verboten sind, gehören infolge eines besonderen Dekrets in allen französischen Badeorten zu den erlaubten Dingen. Jedes Badenest in der Normandie und der Bretagne, jedes „petit trou pas cher" hat sein Kasino und seine „kleinen Pferde". Enghien mit seiner Schwefelquelle ist ein Badeort und

hat ein Anrecht auf die „petits chevaux“. Man kann sogar ruhig behaupten, daß die Schwefelquelle in Enghien nur entdeckt worden ist, damit die andere Quelle, die Quelle, aus der das Kasino sich nährt, geöffnet werden dürfe.

Das Kasino von Enghien wurde seit vielen Jahren von den Parisern fleißig besucht. Man fuhr am Sonnabend nachmittag hinaus, gondelte auf dem See und jagte dem Glücke abwechselnd im grünen Walde und auf dem grünen Tische nach. Die kleinen Pferde galoppierten an jedem Abend über das kreisrunde Feld, der Croupier rief an jedem Abend eintönig die Nummern der gewinnenden Pferde aus, und die Frankstücke flossen mit gleicher Eintönigkeit in die Kassen der Spielbank. Aber das alles war noch, wenn auch nicht harmlos, so doch ein bißchen provinzial. Das Kasino sah gerade so altmodisch aus wie ganz Enghien, und auch der Schwefelgeruch der Quelle war nicht stark genug, um den wahren Höllenzauber zu erzeugen. Da fanden sich zum Glück intelligente Leute, die rechtzeitig erkannten, daß mit einer Spielbank in der Nähe von Paris Millionen zu verdienen wären, vorausgesetzt, daß man nicht in ihr spielte. Sie zeichneten eine schöne Summe, und der Architekt zeichnete schöne Baupläne und baute ein neues, ein glänzendes und originelles Kasino. Die Mauern und Bauzäune in Paris wurden mit riesigen Reklameplakaten beklebt, Wunderdinge wurden versprochen, und bald beschäftigte der Gedanke an die „kleinen Pferde“ die Gemüter. Wie der gläubige Muselmann in jeder Bedrängnis sich gelobt, nach Mekka zu pilgern, so flüstert der Lehrling, der mit dem Mädchen seiner Wahl

den Inhalt der Portokasse verjubelt hat, heute diesen einen Namen: Enghien.

Das neue Kasino steht auf dem Platze, wo das alte gestanden hat, am See. Es hat die Form eines Schiffes, das zwischen Felsen — zwischen künstlichen Felsen — liegt und mit dem Bug in den See hinaus ragt. Unten, in den Felsen, befindet sich der reizendste Theatersaal, der je gebaut wurde — ganz hell, lichtgrün und gelb und weiß, mit leicht geschwungenen modernen Linien, die nicht das Gewaltsame des üblichen „Modernen Stils" haben, und mit hängenden Logen, die wie aus Tropfstein gebildet scheinen und unsagbar graziös sind. Die ersten Pariser Künstler treten auf der kleinen Bühne auf, genau wie im Theater von Monte Carlo.

Man kann auf der Terrasse des Kasinos dinieren, oder hoch oben auf dem Dache, auf der „Kapitänsbrücke". Man sitzt dort zwischen Masten und zwischen Schornsteinen, und die Geländer sind aus Schiffstauen zusammengeknüpft. Daß die Kellner Matrosenkleidung tragen, ist nicht sehr geschmackvoll und nicht einmal „echt", da auf einem Schiffe ja nicht die Matrosen zu servieren pflegen. Das einzige, was dort oben in keinerlei Beziehung zu dem Meere und seinen Bewohnern steht, ist die Krebssuppe.

Das Essen ist übrigens im großen ganzen erträglich. Aber während man so auf dem Dache des Kasinos sitzt, genießt man noch etwas anderes, etwas Wunderschönes. Man überblickt das Tal mit seinen Villen und Gärten — unten am Fuße des Kasinos die Anlagen mit ihren gelben Kieswegen und dem klaren, ruhigen See mit seinen langsam gleitenden Gondeln — im

Norden, jenseits des Städtchens die dunkelgrünen Waldhöhen von Montmorency, diese Hügelreihen, die sich teilen und den Blick auf andere grüne Hügel vergönnen. Auf den Veranden der Landhäuser jenseits des Sees flimmern schon die Lampen und die Windlichter. Hohe Bäume senken die Kronen zueinander und bilden dunkle Bogenpforten. Der weiche Abendduft umwebt dieses Panorama, das den ganzen Charme und die ganze Grazie der französischen Landschaft hat. Und ein silberner Mond taucht etwas vorzeitig an dem erst leicht dunkelnden Himmel auf, wie ein Gast, der sich in der Stunde geirrt hat und sich einfindet, bevor noch die Lichter brennen.

In dem Spielsaal zu Enghien, den man ohne weitere Zeremonie direkt vom Garten aus betritt, sind zwei jener Spiele aufgestellt, die man allgemein unter dem Namen „Les petits chevaux" kennt. Zu jedem der beiden runden Tische, auf denen die neun numerierten kleinen Pferde im Kreise umhergaloppieren, gehören vier lange Tische mit numerierten Flächen. Bleibt das Pferd, das die Nummer drei trägt, dem Ziele zunächst stehen, so erhalten bekanntlich die Leute, die einen Frank auf die Fläche Nummer drei geworfen, acht Frank ausgezahlt. Sie erhalten, obwohl es neun Pferde gibt, nur acht Frank für einen Frank, so daß also die Bank, die alle verlorenen Gelder einstreicht, auch einen Frank von jedem Gewinne einkassiert. Man kann auch „Pair" und „Impair" spielen, aber die Bank zahlt das „Impair" nicht aus, wenn die Nummer fünf gewinnt. Mehr als vier Frank darf ein Spieler auf eine einzelne Nummer nicht setzen.

Die Majorität des Publikums, das sich im Spielsaale um die Tische drängt, ist sehr verschieden von dem Publikum, das an den Tischen oben diniert. Die meisten der Spieler dürften in Paris bei irgend einem billigen marchand de vin, in einer Destille, in einem Café, wo das weinbefleckte Tischtuch nie gewechselt wird, gegessen haben, ehe sie nach Enghien hinausgefahren sind. Geschminkte junge Koketten, die ein kurzes Sportkostüm tragen, weil das flott erscheint und weil sie sonst nichts anzuziehen haben, drängen sich pompös und wichtigtuerisch mit blassen Ladenschwengeln vorbei, die hier die eleganten Herren spielen. Bessere Zuhälter stehen neben schlechteren Buchmachern, abgemagerte, verlebte Jünglinge neben dicken, alten Kuppelweibern. Die Habitués der kleineren, anrüchigen Sportplätze bei Paris — nicht die Habitués des teueren Sattelplatzes, sondern die Habitués der billigen „pelouse" — geben sich hier ein Stelldichein. Immer andere strömen durch das Gartenportal herein, und unwillkürlich denkt man an die großen, unheimlichen Röhren, die vor Paris den ganzen Kloakeninhalt, den ganzen Unrat in die Seine speien.

Alle diese Leute suchen an die Spieltische zu gelangen, und alle werfen ihr Frankstück oder auch ihr Zweifrankstück auf eine der grünen Flächen. Einige blicken lächelnd, überlegen, wie gleichgültig auf die galoppierenden Pferde, die meisten aufgeregt, nervös und schwitzend. In einer Ecke entsteht ein Streit — irgend ein Individuum behauptet, gewonnen zu haben, und der Croupier hat den Einsatz nicht gesehen. Solche kleinen Szenen wiederholen sich sehr oft. Und die in ihrem Besitz und

vor allem in ihrer Ehre Gekränkten fuchteln mit den Armen und nennen das vornehme Etablissement eine Räuberbude.

Man sieht besonders unter den Personen, die vom Beginn des Spieles bis zum letzten „Rien ne va plus" des Croupiers nicht von ihrem Stuhle weichen, sehr viele, die an die bekanntesten Typen von Monte Carlo erinnern. Die alte Dame ist da, die ihre Ledertasche vor sich hingestellt hat und ganz geschäftsmäßig und mit großer Ruhe spielt. Der alte pensionierte Offizier ist da, mit den eingefallenen Backen, mit dem langen wirren Schnurrbart und den zitternden Händen, die immer noch ein Frankstück auf die Nummer acht schieben. Noch andere sind da, die man glaubt, schon an den Tischen von Monte Carlo gesehen zu haben. Aber es sind doch nicht dieselben Gestalten, und nur die Leidenschaft und der Spielerwahnwitz haben ihren Augen das gleiche stechende, unruhige Feuer, ihren Händen das gleiche nervöse Zittern gegeben, haben die Wangen ganz ebenso gehöhlt und die Rücken ganz ebenso gebeugt.

So widerwärtig die Atmosphäre in Monte Carlo auch ist, sie ist heiter und frisch, verglichen mit der Atmosphäre in dem Spielsaal von Enghien. In Monte Carlo wird wenigstens eine äußerliche Wohlanständigkeit gewahrt, in Enghien ist man mitten in einer Spelunke. Die Brillanten, die in Monte Carlo ausgebreitet werden, mögen ja zu dreiviertel falsch sein, aber sie wirken immerhin angenehmer als das Elend, das in Enghien ausgebreitet wird und echt ist. In Monte Carlo blendet das Gold, das über die Tische rollt, über all die verborgene Not hinweg, in Enghien

aber sieht jedes der schäbigen Frankstücke so aus, als wäre es das letzte Frankstück eines armen Hungerleiders. In Monte Carlo erschießen sich die Leute, die ihr Geld verspielt haben, unten am Strande, in Enghien aber hört man sie rechts und links von ihrem Unglück erzählen. Diesen kleinen Leuten, die sich plötzlich zu Spielern entwickelt haben, diesen Sonntagsjägern des Glückes fehlen noch die Routine, die Kaltblütigkeit und das Talent, eine lebemännische Indifferenz zu heucheln...

In dem Schnellzuge, der, ohne anzuhalten, die Gäste des Kasinos in zwölf Minuten nach Paris zurückträgt, fuhr ich gestern abend mit zwei jungen Burschen zusammen, denen man ihrem ganzen Aussehen nach ohne weiteres das Zeugnis sittlicher Unreife hätte ausstellen können. Sie nahmen während der Fahrt immer wieder ihre paar Frankstücke aus der Westentasche, berechneten Gewinn und Verlust, sprachen davon, wie sie hätten spielen sollen, und wie sie am nächsten Tage spielen würden, und zählten dann aufs neue die wenigen erbärmlichen Geldstücke, die sie mit nach Hause brachten. Im ganzen Zuge, in allen Waggons wurde in diesem Augenblick wahrscheinlich so debattiert, das Verlorene beklagt, das Gerettete gezählt. Mitten in der gleichmäßigen Stampfmelodie, mit der die Wagen vorwärts flogen, konnte man glauben, das Klingen und Klappern all der mageren Frankstücke zu hören, die aus einer Hand in die andere und in die Westentasche zurückglitten.

Moralisten und andere Störenfriede verlangen heute, daß die Regierung den Spielsaal in Enghien schließe. Was in Trouville, in Cabourg und in anderen Badeorten vielleicht ein zulässiges Vergnügen sei, sei in

Enghien, vor den Toren in Paris, ein Unfug und eine Gefahr. Schon kämen am Sonntag die Arbeiter und verlören auf den grünen Tischen ihren Wochenlohn. Es sei Zeit, daß man der Spielbank zurufe: „Rien ne va plus!“ und „das Spiel ist aus!“

Es ist sehr möglich, daß diese Moralisten recht haben, aber es ist auch sehr traurig. Es ist sehr traurig, daß man die Menschen durch immer neue Verbote gegen ihre eigene Unvernunft schützen muß, und daß sie nicht ohne Vormund und Aufpasser existieren können. Es ist ein Triumph der Technik, daß man jetzt im Schnellzuge in zwölf Minuten von Enghien nach Paris fahren kann, aber die geistige und moralische Entwickelung der Fahrgäste hat mit der technischen nicht gleichen Schritt gehalten. Die Menschheit hat enorme Fortschritte gemacht; und nur die Menschen sind ein wenig zurückgeblieben.

Familienpensionat

Es hat von Zeit zu Zeit einen Minister gegeben, einen guten und tugendhaften Minister, der seine Mitbürger von der Spielleidenschaft heilen wollte und den Pariser Spielklubs mutig den Krieg erklärte. Diese guten und tugendhaften Minister sind verschwunden, die Spielklubs sind kaum noch zu zählen, und es mag leichter sein, den Sand der Sahara in Schubkarren fortzuschaffen, als das Glücksspiel in Paris zu verhindern. Eine solche Verbreitung der Spielsucht muß den Moralisten bekümmern, der unter den Verfehlungen seiner Zeitgenossen noch schwerer zu leiden pflegt, als unter den eigenen. Aber Athen wäre vielleicht nicht Athen gewesen, wenn nur Plato und Sokrates in seinen Mauern gelebt hätten, und Plato und Sokrates hätten die Tugend nicht lehren können, hätte Athen nicht gesündigt.

Die Pariser Spielklubs, so vollkommen sie auch sein mochten, litten bisher an einer bedauerlichen Eigentümlichkeit, die den Besuchern der Spielhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts nicht bekannt war. In den Tagen,

da François Regnard seine berühmte Komödie „Der Spieler" schrieb, und in den Tagen der „Régence", des Palais Royal und der Halsbandaffäre wurden die Damen in den Spielsälen geduldet, und erst nach der Revolution, oder noch später, vertrieb man Eva auch aus diesem Paradiese. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Damen, die nach der Spielsaal-Atmosphäre Verlangen tragen, bis nach Monte Carlo und Nizza oder doch bis zu den französischen Badeorten reisen müssen, und so hat man nur human und einsichtsvoll gehandelt, als man jetzt in Paris auch eine Anzahl Spielklubs „mit Damen" gegründet. Diese Klubs haben keinerlei Ähnlichkeit mit jenen Frauenbünden, in denen das schöne Reformkleid vorherrscht, und sie erinnern auch weder durch ihre Ziele noch durch ihr Publikum an den Berliner Lyzeumklub, der so hohen und edlen Aufgaben gewidmet ist. Sie sind, wie man ohne weiteres bekennen darf, keine Pflanzstätten der Kultur, aber für die Frauenbewegung haben auch *sie* eine Bedeutung, denn sie vertreten in ihren Statuten den Grundsatz: das Weib ist die Partnerin des Mannes.

Es gibt nun in der Gegend der Gare Saint-Lazare einen „Cercle", der die Blüte der Demimonde mit einem kleinen Bakkarat erheitert, und den eine reifere Dame mit den Ersparnissen ihrer Karriere gegründet hat. Es gibt einen Klub in der Nähe des Bois, der wegen winziger Unregelmäßigkeiten für eine Weile geschlossen ist, und es gibt noch einige andere Spielhäuser, die den schlechteren Spielklubs der Riviera so ungefähr gleichen. Aber zwischen diesen banalen Instituten, in denen die leichtsinnige Weiblichkeit eintönig dem Glücke

nachjagt, habe ich vor kurzem ein Haus entdeckt, das einen ganz eigenen Charakter besitzt, und in dem die guten Geister sich mit den bösen begegnen. Wer den Wunsch hegt, diesen Klub zu besuchen, muß natürlich die Forderungen des Gesetzgebers erfüllen und Klubmitglied werden, aber Harun al Raschid hat, als er die Sitten seiner Untertanen studieren wollte, noch weit Ärgeres tun müssen. Die kleine Formalität wird übrigens leicht und schmerzlos erledigt, und ehe man noch Zeit hat, es sich zweimal zu überlegen, ist man schon aufgenommen und feierlich eingeführt. Die Wege des Lasters sind entschieden weit glatter und bequemer als die Pfade der Tugend.

Das Haus am Rande des Bois de Boulogne, das jetzt den Spielklub beherbergt, war früher ein Familienpensionat. Seit es neuen und glänzenderen Bestimmungen geweiht ist, sind die englischen und amerikanischen Fräuleins, die früher hier nisteten, erschrocken geflohen, aber etwas wie ein Duft von Tee, Veilchenseife, Unschuld und Benzin ist in den Räumen zurückgeblieben. Die alte Pensionatseinrichtung ist noch durch keine modernen Klubmöbel ersetzt, an den Wänden hängen noch die sentimentalen Kupferstiche mit ihren züchtigen Julien und platonischen Romeos, auf den eingedrückten Lehnsesseln liegen noch die gehäkelten Deckchen, und im Salon steht neben einer reizlosen Blattpflanze das vielgeprüfte Klavier. Alles in diesem Hause ist geblieben, wie es war, und nur ein großer grüngedeckter Spieltisch, der etwas abseits in einem der Zimmer lauert, verrät den Wandel der Zeiten und der Sitten. Aber dieser große Spieltisch erscheint an dieser

Stätte so fremd wie Mephistopheles im Kämmerlein Gretchens, und man glaubt noch immer, in einem Familienpensionate zu sein, in einem spießbürgerlichen Pensionate für platonische Romeos und züchtige Julien.

Als ich das ehrbare Haus betrat, führte mich die Leiterin des Institutes, die lady patroness, in den Speisesaal. Man dinierte an kleinen Tischen, die anmutig mit Veilchen bestreut waren, und man dinierte nicht nur ausgezeichnet, sondern auch auf Kosten der Allgemeinheit. Die vierzig oder fünfzig Herren und die vier oder fünf Damen, die hier ihren Magen versorgten, waren nicht gerade die Elite, nicht die „Creme" oder der „Gratin" der Gesellschaft, aber es ist ja klar, daß die Millionäre davor zurückschrecken, von der Freikost eines Spielklubs allzu häufig Gebrauch zu machen. Von den männlichen Klubgästen schien nur eine Minorität in Frankreich geboren, die Mehrheit kam aus der Fremde, aus Italien, aus Spanien, aus Österreich und aus den Balkanstaaten, und diese Ausländer schienen beglückt, hier ein Heim und einen Mittagstisch gefunden zu haben. Es gab unter ihnen junge Kaufleute, entlassene Beamte, zweifelhafte Grafen und bescheidene Börsenmänner, und die meisten schienen nur hier zu sein, weil sie sich den „wilderen", nur von Herren besuchten Spielklubs noch nicht, oder nicht mehr gewachsen fühlten. Die vier oder fünf Damen sprachen mit der lady patroness vom Theater und den Moden und hielten sich taktvoll von jeder Berührung mit der Herrenwelt zurück. Und eine angenehme, wohlige Stimmung herrschte in dem Raum, die Veilchen und die Fischsauce dufteten,

und alle Anwesenden aßen die vom Spielgewinn gezahlten Speisen mit Appetit und ohne Reue.

Nach dem Diner veränderte sich das Bild, weil nun die eigentlichen Klubgrößen eintrafen. Das männliche Element allerdings blieb, wie es vorher gewesen war, und man sah nicht einmal jenen Typus des „Bel ami", jene interessanten Gestalten, die halbe Zuhälter und halbe Gentlemen sind, und die in Paris so massenhaft herumwimmeln. Aber die Damen, die jetzt erschienen, gehörten zur Aristokratie ihres Reiches, zu den Spitzen der schlechten Gesellschaft, und obwohl die Otero, die sonst regelmäßig zu kommen pflegt, gerade an diesem Abend ausblieb, gab es bald sehr viel Glanz und auch sehr viel Schönheit. Die Damen erschienen in berauschenden Pelzmänteln, mit langen Perlenketten und reizenden Hüten, aber die ruhige und diskrete Eleganz ihrer Toiletten zeigte deutlich, daß sie hier keineswegs auf Eroberungen ausgingen. Sie kamen, weil sie einen freien Abend hatten, und weil ihre Freunde durch ein lästiges Diner oder durch andere Verpflichtungen zurückgehalten waren, und sie kamen um so lieber, und sie fühlten sich um so freier, weil die Zusammensetzung des Herrenpublikums jeglichen Nebengedanken ausschloß. Sie bewegten sich zwischen diesen Klubherren wie Primadonnen zwischen Statisten, und sie lächelten gutmütig, wenn irgendein armer Verlierer am Spieltische seine Mißstimmung zu erkennen gab.

Man spielte ein Spiel, das ich nicht leiden kann: jenes verwässerte Bakkarat, das „Chemin de fer" genannt wird. Der Croupier nahm fünf Prozent für die Hauskasse, und in einer Ecke des Zimmers wurden die

roten und weißen Spielmarken eingewechselt. Es zeigte sich, daß die Damen weit mehr Mut und Kapitalkraft besaßen als die Herren, und so war es gar kein Wunder, daß sie hartnäckig vom Glücke begünstigt wurden. Besonders eine sehr schöne schwarzäugige Frau sah die hundert Frank, die sie regelmäßig einsetzte, ganz ebenso regelmäßig verdoppelt, und jedesmal zog sie dann die weißbehandschuhte Rechte aus dem großen Pelzmuff, der vor ihr lag, und holte mit einer langsamen, graziös phlegmatischen Geste die gewonnenen Spielmarken heran. Chamfort zitiert ein Wort des berühmten Spielers Fox: „Zwei große Freuden bietet das Spiel, nämlich die Freude des Gewinnens und die Freude des Verlierens.“ Hier im Spielsaale war die erste dieser Freuden fast ausschließlich den Damen beschert und die zweite den Herren.

Das „Chemin de fer“ und der ewige Zuruf „Je donne!“ wirken auf die Dauer einschläfernd, und glückliche Frauen sind nur dann amüsant, wenn man Erlaubnis hat, an ihrem Glücke ein wenig teilzunehmen. Ich verließ der Abwechselung halber den Spielsaal und vernahm bald weiche, melodische Klänge, die aus dem Salon — aus dem Salon mit dem Klavier und den rührenden Kupferstichen — auf den Korridor hinausdrangen. Dort auf den Fauteuils mit den gehäkelten Decken saßen Personen beider Geschlechter, andere Personen lehnten schweigend den Rücken gegen die Wände, und während eine gealterte Operettendiva die Klaviertasten bearbeitete, sang vor der Blattpflanze ein junger Mann die gemütvollste der Weisen. Er sang „L'étoile de l'amour“, ein bekanntes Montmartre-Lied, das mit

den Worten beginnt: „Un poète m'a dit“ und von einem Sterne handelt, auf dem die Liebe nie ausstirbt, und immer, wenn er an die Endzeile kam: „Où on s'aime toujours!“ blickte er wie ein sterbender Schwan in die Höhe, und seine Stimme zitterte ergreifend. Die zweifelhaften Grafen, die entlassenen Beamten und die bescheidenen Börsianer rings im Kreise stützten nachdenklich das Kinn, und die Damen träumten von diesem Stern der Liebe, wie nur die Unschuld zu träumen vermag. „Où on s'aime toujours!“ trillerte der zerschmelzende Sänger. Und durch die offene Tür kam der Zuruf der Bakkaratspieler: „Je donne!“

Dieses Gemisch von Gemüt und Glücksspiel ist ebenso reizvoll wie sonderbar, und immer wieder habe ich an jene Rosalie Michon in Dumas „Francillon“ denken müssen, die ihre Freunde mit Liebe und Kamillentee bewirtet. Der Champagner, der in den Soupierlokalen fließt, ist sehr oft, wie man in Paris sagt, nur „für die Galerie“, und heimlich lechzt die Seele nach einem behaglichen Kamillentee. Der Spielklub, der früher ein Familienpensionat war und noch so sehr an seine alte Bestimmung erinnert, erfüllt alle Wünsche solcher suchenden Seelen, denn er bietet seinen Gästen ein Bakkarat und eine Häuslichkeit. Hier wird die Leidenschaft des Spielers durch eine ruhige, harmonische Umgebung gemildert, und wenn ein Gast unter den Streichen des Schicksals zusammenbricht, so träufelt Balsam in seine Wunden. Das Kartenglück mag hier wechseln wie überall, aber das Familienglück wird garantiert.

Anatole France

An jedem Donnerstag vormittag empfängt Anatole France seine Freunde und seine Schüler. Er versammelt sie nicht wie Epikur in seinem Garten, er geht nicht mit ihnen in den Säulenhallen eines Lykeions auf und nieder, er empfängt sie in einem engen, ganz vollgestopften und ganz vollgehängten Museumszimmer seines Hauses. Er sitzt auf einem alten florentinischen Kirchenstuhl, hat den langen, schmalen, aber starkknochigen Kopf mit einem rotseidenen weichen Käppchen gekrönt und sieht aus wie einer jener Kardinäle aus der Zeit der Fronde, die auf allen Gebieten so sehr bewandert waren und nur der Religion etwas fernstanden. Durch die kleinen Klosterscheiben des Fensters fällt das Tageslicht zaghaft und gedämpft auf die verwitterten Arabesken des Kamins, auf den Glasschrank mit den Statuetten aus Elfenbein und den venezianischen Gläsern, auf die holzgeschnitzten Märtyrer und Marien an den Wänden und auf die schweren, dickleibigen, mit reichen Metallbeschlägen verzierten Folianten. Und auf Sesseln aus den Tagen der Renaissance, die mit rissigem, goldgepreßtem Leder bedeckt sind,

und auf Sesseln aus den Tagen Ludwigs des Dreizehnten, deren grüner Sammet im Laufe der Jahrhunderte noch feinere Töne gewonnen hat, sitzen die Jünger, die auf des Meisters Worte hören und ihn dann und wann mit einer Frage unterbrechen.

Erst wenn man Anatole France an einem solchen Donnerstage in seinem Hause oder an einem Sonntag nachmittag in dem Salon der Madame de Caillavet gehört hat, kennt man wirklich den Monsieur Bergeret aus dem „Orme du Mail“ und dem „Mannequin d'Osier“, den Abbé Jérôme Coignard aus der „Rôtisserie de la Reine Pédauque“ und all die anderen Gestalten, die nach der Art der griechischen Lehrer und der Feinschmecker am Tische des Plato die lösbaren und die unlösbaren Fragen erörtern. Monsieur Bergeret, Jérôme Coignard und die Gäste, die der alte Cotta in „Thaïs“ bewirtet, durchwandern alle Zonen und Gebiete der Gedankenwelt, schwelgen in einem geistigen Epikuräertum, und Anatole France wandert und schwelgt wie sie. Monsieur Bergeret und Jérôme Coignard sprechen eigentlich gar nicht zu ihren Hörern, sprechen mit sich selbst, weil sie den Drang verspüren, ihren Ideen Form zu geben, sie zu entwickeln und auszubauen, und Anatole France spricht unter dem gleichen Zwang und baut ganz für sich seine Gedanken. Ein Neuling, der zum ersten Male das Haus in dem Square bei der Avenue du Bois betreten, kann in dem schmeichelhaften Wahn befangen sein, daß Anatole France den heißen Wunsch hege, gerade ihn zu belehren und zu bekehren. Die anderen aber wissen, daß es sich nur um eine geistige Gymnastik handelt, und daß sie eigentlich nur da sind,

um die Ringe aufzufangen, die der Hausherr durch die Luft wirft.

Einer der Jünger hat ein Buch erwähnt, das gerade erschienen ist, ein Buch über die zukünftige Gestaltung Europas, und Anatole France spricht über die Fragen, die ihn heute besonders beschäftigen, über den sozialistischen Zukunftsstaat, über Kolonialpolitik und Militarismus. Das Gespräch gleitet zur römischen Verfallzeit hinüber, und Anatole France erzählt Anekdoten aus dem Leben des Caligula und der Agrippina, der Tochter des Germanikus. Er erzählt von den Alchymisten, vom ägyptischen Münzwesen, von der Sänfte Margueritens von Navarra, von den Fetischen auf den Südseeinseln, und man kann ihn über den Syllabus, über geologische Probleme, über das philosophische Lehrgebäude der Positivisten und über pompejanische Wandgemälde reden hören. Irgend jemand in dem Kreise äußert ein Wort, stellt eine Frage, und sofort ist es, als flögen zwei hohe Flügeltüren auf, und als bewegte sich ein langer Zug von Gedanken, von Geschichten und von Theorien daraus hervor. Das Haus, das Anatole France bewohnt, ist von unten bis oben angefüllt mit schönen oder merkwürdigen Dingen, aber der Kopf des Bewohners ist dichter vollgepfropft als das South-Kensington-Museum in London.

Deutschland, das in Goethe das größte Universalgenie aller Zeiten besaß, kennt heute nur wenige solcher „enzyklopädistischen" Köpfe. Bei uns lebt der Dramatiker nur in seinen Bühnengebilden, der Romandichter schreibt seine Romane, der Historiker bearbeitet sein Feld, und wer sich auf den nachbarlichen Acker verirrt,

wird von den „Gründlichen“ und den „Tiefen“ nicht recht ernst genommen. In Frankreich, wo Rabelais und Montaigne und später Voltaire, Diderot und Grimm alle Schätze der Weltmeere in ihren Netzen zu fischen trachteten, hat man die Grenzen niemals so scharf gezogen, und wenn dadurch vielleicht die Gründlichkeit ein wenig gelitten hat, so ist doch etwas anderes, viel Bewundertes damit erreicht worden, nämlich das, was man die „alte französische Kultur“ nennt. Den Franzosen der Gegenwart mangelt nicht der Wunsch, auf solchen Wegen zu wandeln, aber wohl das geistige Vermögen, und Anatole France ist nach Flaubert und Renan so ziemlich der einzige, dessen Hirn so viel verschiedene Dinge bewältigen kann. Und auch für ihn ist der Name „Enzyklopädist“ wohl ein wenig zu schwer und zu ernst, und er ist weit eher ein „curieux“, wie man im siebzehnten Jahrhundert sagte, ein Neugieriger, der in Sammlerfreude und künstlerischem Behagen bald die Seltsamkeiten des Syllabus und bald die Feinheiten eines sienesischen Bildes ergründet.

Seine Neugierde ist übrigens nicht unbegrenzt, und man kann behaupten, daß sie vor einem ganz bestimmten Breitengrade Halt macht. Anatole France, der lächelnd alle nationalen Vorurteile abgeschüttelt, sieht in den Leuten des Nordens gewiß nicht „Barbaren“, aber sein Herz und sein Geist sind bei den Leuten des Südens. Er hat Hegel und Kant studiert, aber er ist ein Athener, er denkt und fühlt als Athener, und sein unvergleichlicher Stil, der so durchtränkt ist von französischer Grazie und Ironie, hat die Ruhe, die Klarheit und das Ebenmaß der griechischen Architektur. Ich glaube

nicht, daß er den modernen literarischen Strömungen im Norden sehr viel Beachtung geschenkt hat, und es ist unwahrscheinlich, daß ihn Ibsen besonders interessiert. Er beschäftigt sich mit den Problemen und Gedanken, die heute auch den Norden beschäftigen, aber diese Probleme und Gedanken sind die Probleme und Gedanken der Zeit, und gäbe es noch ein Athen und einen Sokrates, so würde Sokrates vielleicht um ihretwillen den Giftbecher trinken.

Anatole France sitzt in dem halbdunkelen, engen Zimmer auf dem florentinischen Kirchenstuhl, und auf den Sesseln mit dem goldgepreßten Leder und dem grünen Sammet sitzen zwölf oder vierzehn junge und ältere Männer. Ein bartloser Knabe in sehr gut geschnittenem Anzug hat eine Träumerpose angenommen, ein anderer hat eine alte Münze mitgebracht und zeigt sie dem Hausherrn, ein Dritter bittet den Dichter, ihm eine Widmung auf ein Titelblatt zu schreiben. Zwei Jünger stehen am Tisch und betrachten eine reiche Sammlung Rembrandtscher Radierungen und Anatole France tritt zu ihnen und beugt den Kopf mit dem rotseidenen Käppchen, diesen Kopf, den der graue Kinnbart noch zu verlängern und zu verschmälern scheint, über die Blätter. Dann kehrt er zu seinem Platz zurück und beweist dem Hauptmann Gaston Moch, der frisch aus dem innersten Afrika heimkommt, den Widersinn der Kolonialpolitik. Er spricht mit dem gelehrten Hauptmann über die sprachlichen Eigentümlichkeiten der afrikanischen Stämme und möchte erkunden, warum die Sprachen der Zulus, der Neger von Senegambien und all dieser weit verstreuten Völker einander so ähnlich

sind. Und andere Schüler und Freunde treten ein, reichen dem Meister die Hand und gehen lautlos, wie auf Filzpantoffeln, zu ihren Stühlchen.

* * *

Anatole France hatte viele Jahre hindurch so zwischen florentinischen Bildwerken und dickleibigen Folianten gelebt, er hatte die wundervollen Gestalten des Paphnuce in „Thaïs", des Abbé Coignard und des Sylvestre Bonnard geschaffen und im „Jardin d'Epicure", in „Thaïs" und in anderen von der Griechensonne durchleuchteten Büchern die Hinfälligkeit und die Nichtigkeit des menschlichen Urteils gelehrt, als sich etwas Merkwürdiges, etwas scheinbar sehr Merkwürdiges ereignete. Anatole France, der Skeptiker und Epikuräer, verließ seine stille Schatzkammer, stieg hinunter auf den Marktplatz, mischte sich in den Kampf um Dreyfus und in den Kampf um Rom und hielt in rauchigen Versammlungssälen vor einer schwitzenden Menge Reden gegen Papsttum, Zarentum und Militarismus. Die römischen Memoirenschreiber berichten, daß der weise Plutarch einmal einen boshaften Sklaven peitschen ließ, und daß der Sklave unter der Peitsche ihm zurief: „Du bist nicht der Philosoph, der du sein willst! Du hast Sanftmut gepredigt und gerätst in Zorn, und deine Taten widerlegen deine Schriften!" Als Anatole France auf dem Kampfplatz erschien, gebrauchten seine Gegner beinahe die Worte des gepeitschten Sklaven, und alle klugen Leute bedauerten diesen Verrat an der Philosophie.

Muß man erſt ſagen, daß Plutarch, der ſpäteren Geſchlechtern ein ſo übles Beiſpiel gab, durchaus im Unrecht war, und daß auch ſeine Antwort, er handele gar nicht im Zorn, ſeinen Fall nicht verbeſſert? Er hat zweifellos ſeine eigenen Lehren vergeſſen, und es iſt immer ein betrübendes Schauſpiel, wenn ein Philoſoph ſo aus der Rolle fällt. Aber Anatole France iſt nicht im mindeſten aus der Rolle gefallen, er hat gegen keine ſeiner Ideen gefrevelt, er hat ſie nur alle ſo weit und ſo folgerichtig entwickelt, daß ſie den Ängſtlichen nicht mehr behagen. Er hat immer gezeigt, wie unſer Wiſſen nur Illuſion und unſer Glauben nur Schimäre iſt, er hat die zufriedenen Geiſter belächelt, die „von der Wirkſamkeit geheiligter Formeln" überzeugt ſind, und er hat mit heiterer Ironie die ſtolzeſten Dogmen aufgeſpießt. Eines Tages hat er erkannt, daß zwei große Dogmen auf der Menſchheit laſteten, zwei Dogmen, die einen blinden Gehorſam, eine knechtiſche Unterwerfung verlangten: der Militarismus und die Kirche. Und der Schüler des Epikur zog nun gegen dieſe Dogmen und gegen die nationalen zehn Gebote ins Feld, aber die Leute, die ſeinen Skeptizismus bewundert hatten, ſolange er ihnen als Spielzeug erſchienen war, ſchrien gekränkt, weil das Spielzeug ſich als eine Waffe erwies.

Anatole France hat jüngſt ein neues Buch veröffentlicht, das „Sur la Pierre blanche" heißt und ein Wort des Philopatris zum Motto hat: „Du ſcheinſt geſchlafen zu haben auf einem weißen Stein, inmitten des Volkes der Träume." Fünf Archäologen, Literaten oder Dilettanten ſitzen an einem Maienabend

auf dem Forum in Rom, tauschen ihre Ideen aus, und während sie in die Tiefe hinunterblicken, in der man ein römisches Gemäuer bloßlegt, denken sie an die Unlösbarkeit des Welträtsels, an das unfaßbare Wörtchen „Ewigkeit". Zwei Geschichten sind in die Gespräche eingeschaltet: die erste erzählt, wie im alten Korinth der kluge Prokonsul Gallion und seine Freunde die Zeichen der Zeit verkannten, wie sie den jungen Nero für den kommenden Friedensfürsten und den jüdischen Tapezierer Paulus (der selber wohl weiß, was er will, aber nicht, was er schafft) für einen zanksüchtigen Lärmmacher hielten; und die zweite ist ein Zukunftstraum und schildert die kommunistische Zukunftswelt mit Häuschen und Gärtchen und Flugmaschinen, die Zukunftswelt ohne staatliche Schranken und Gesetze und mit sehr viel Komfort. Diese zweite Geschichte, dieser schon oft geträumte Traum, paßt nur schlecht in ein Buch von Anatole France, und die Zerlegung des Buches in zwei einander ergänzende Hälften ist nicht sehr glücklich und erweckt den Eindruck, als hätte Anatole France hier seine eigene Persönlichkeit in zwei Hälften zerlegt, als hätte er nacheinander als philosophischer Anarchist und als philanthropischer Sämann auftreten wollen. Er hat einmal zwei „gute Ratgeberinnen" angerufen, die Göttinnen „Ironie" und „Mitleid", und hat geschrieben: „Die eine macht uns lächelnd das Leben liebenswert; die andere mit ihren Tränen macht es uns heilig." Der wirkliche, der ganze Anatole France hat immer diese beiden Geistesstimmungen in sich vereinigt, und nicht nacheinander, sondern gleichzeitig haben ihm die Göttinnen „Ironie" und „Mitleid" über die Schulter geblickt.

Aber in den Reden, die zwischen den beiden Geschichten stehen, in den Gesprächen der fünf Freunde auf dem Forum findet man wieder diesen feinen, aus zwei Quellen zusammenströmenden Geist. Diese Gespräche sind der siebenfach gesiebte und geläuterte Goldgehalt der Gespräche in dem kleinen Museumszimmer und der Gespräche im Salon der Madame de Caillavet, nur daß jeder Gedanke jetzt geschliffen und geglättet ist und nach allen Seiten funkelt. Anatole France arbeitet sorgfältig und behutsam, wie ein Amsterdamer Diamantenschleifer, und dieser mühelos schöpfende Plauderer überläßt beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Wieder ziehen die Gedanken wie in einem leichten hellenischen Reigen vorüber, ohne jede Schwerfälligkeit und auf „Blumenfüßen", und wieder fällt gleichsam aus der Seitenkulisse, ganz schräg, ein Schimmer von Ironie auf die Menschen und Dinge. Sankt Paul kann nicht wissen, welche Zukunft er schaffen hilft, er würde die Religion, die er mitbegründet, nicht wiedererkennen; denn „die Götter verändern sich noch mehr als die Menschen, weil sie eine weniger bestimmte Form haben und länger dauern. Es gibt solche, die sich im Alter bessern; andere verlieren mit den Jahren. Die Götter passen sich genau den Empfindungen ihrer Gläubigen an; und sie haben Gründe dafür." — „Die Chinesen," sagt Langelier, einer der Forumswandler, „sind höflich und zeremoniös, aber man beschuldigt sie, wenig Sympathie für die Europäer zu hegen. Wir erheben gegen sie Vorwürfe, die sehr den Vorwürfen ähneln, die Herr du Chaillu gegen seinen Gorilla erhob. Herr du Chaillu tötete im Walde mit einer Flinten-

kugel die Mutter eines Gorillas. Im Tode preßte sie noch ihr Junges in ihre Arme. Er riß es ihr fort und schleppte es in einem Käfig quer durch Afrika, um es in Europa zu verkaufen. Aber das junge Tier gab ihm gerechte Gründe zur Klage, es ließ sich nicht erziehen, es zog vor, zu verhungern. ‚Ich war nicht imstande,‘ erzählt Herr du Chaillu, ‚ihm seine schlechten Neigungen auszutreiben.‘ Wir haben gegen die Chinesen soviel Recht zur Klage wie Herr du Chaillu gegen den Gorilla.“

Der größte Schriftsteller, den das gegenwärtige Frankreich besitzt, der Schriftsteller, der am meisten „Franzose“, Franzose vom Geschlechte der Montaigne ist, ist heute einundsechzig Jahre alt. In seltsamer Kurzsichtigkeit hat ihn die Akademie eines Tages zu ihrem Mitgliede gewählt, aber er setzt seit langem keinen Fuß in das ehrwürdige Haus der „unsterblichen“ Bonzen. Schon im „Jardin d'Epicure“ hat er geschrieben, daß die Greise zu sehr an ihren Ideen festhielten, und daß man auf den Fidjiinseln im Interesse der Entwickelung die alten Leute tötete, während wir sie zu Akademikern machten. Er hat nie zu diesen züchtigen Seelen gepaßt, die ihm Weihrauch spendeten, solange er nur den Irrtum des Gallion und den Irrtum des Paulus belächelte, und die ihn tadelten, als seine Ironie und sein Skeptizismus sich gegen die Irrtümer der Zeitgenossen wandten und die Probleme der Zukunft anrührten. Ich habe gesagt, daß er mit der modernen Literatur des Nordens und mit Ibsen nur wenig vertraut ist, aber er hätte die herrlichen Worte schreiben können, die Ibsen im Jahre 1882 in einem Briefe an Georg Brandes geschrieben:

„Die Minorität hat immer recht . . . die Minorität, die da vorangeht, wo die Mehrheit noch nicht hingelangt ist. Ich meine, das Recht hat der, der am innigsten mit der Zukunft im Bunde ist.“ Die wirklich Großen mögen in Paris oder in Christiania sitzen, sie werden sich immer in diesen Zukunftsgedanken zusammenfinden. Und zwischen ihnen hocken im Norden und im Süden die Mittelmäßigen, die ehrbar ihr Tagewerk verrichten, die Zahmen, die nicht nach vorn, sondern nach oben schielen, und die praktischen Politiker, die bis ans Ende ihrer Nase sehen.

Clemenceau zu Hause

(1906)

Georges Clemenceau, der nach so wechselvollen Erlebnissen ein viel bewunderter und viel angefeindeter Minister geworden ist, wird häufig jenen Persönlichkeiten beigezählt, die nach einem Worte La Bruyères „composent seuls toute leur race", die in besonders glänzender Weise die eigentümlichsten Züge ihrer Rasse verkörpern. Die Wahrheit ist, daß ein einzelnes Individuum immer nur einige wenige Züge eines großen und sehr gemischten Volksstammes aufweisen kann, und daß auch Clemenceau weder mit dem nüchtern phlegmatischen, noch mit dem still arbeitsamen, noch mit dem schwärmerischen und schnell begeisterten Franzosen geistig verwandt ist. Aber Clemenceau besitzt eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch sind: den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit. Es wäre falsch, wenn man behaupten wollte, die Franzosen wären wie er. Es ist richtig, wenn man sagt, daß nur ein Franzose so sein kann.

Für diesen Mann, der nun bald das fünfundsechzigste Lebensjahr erreicht haben wird, ist es eine unabweisbare Notwendigkeit, seine Kräfte zu üben und sie den anderen zu zeigen. Er braucht einen Gegner, den er bekämpfen und, wenn möglich, niederstrecken kann, und er wäre unglücklich an dem Tage, wo alle Zeitgenossen sich zu seinen Ideen bekennen würden. Seiner tatendurstigen Natur ist jede Art der Bewegung notwendig und willkommen, die körperliche Bewegung so gut wie die geistige, und noch vor wenigen Jahren hat man sehen können, wie er die wildesten Pferde einritt und die geschicktesten Degenfechter überwand. Figuren wie er erinnern bisweilen an die Generation der Fronde, an „diese große und starke Generation vor Ludwig XIV.", deren Lob Sainte-Beuve in zahllosen „Causerien" gesungen hat, und die so viel kritischen Scharfblick mit so viel Ehrgeiz, so viel philosophische Sehergabe mit so viel eitlem Glanzbedürfnis vereinigte. Geleitet durch seinen klaren kritischen Sinn, hat Georges Clemenceau immer die Schwächen seiner Mitmenschen erkannt, und gedrängt von seinem Kraftgefühl, seiner Kampflust und seiner Herrschsucht, ist er der Schrecken aller Regierungen, der parlamentarische Massenmörder geworden. Eines Tages vernichtete er in eifersüchtiger Zerstörungswut den besten republikanischen Staatsmann, Jules Ferry. Er verzieh nur selten die Fehler leitender Minister und nicht immer ihre Vorzüge.

Es war interessant, zu beobachten, wie er sich benahm, als er ohne besonders schweres Verschulden durch die Panama-Affäre aus der politischen Arena vertrieben worden war. Er fühlte sich zuerst als Stoiker, vertiefte

sich in philosophische Studien, läuterte seine Seele, schrieb gedankenreife Bücher und verfaßte das kleine, vom feinsten skeptischen Geiste durchtränkte Drama „Le Voile du bonheur", das in Paris mit Gemier und in Wien mit Kainz triumphierte und nur in Berlin unverstanden blieb. Aber die philosophische Milch konnte ihn nur erfrischen, nicht sättigen; hinter der weisheitsvollen Resignation lag die Kampflust auf der Lauer, und als die Dreyfus-Kampagne kaum begonnen, warf Clemenceau sich als einer der ersten ins Getümmel. In diesen Tagen, in denen er den parlamentarischen Turnieren fernbleiben mußte, verausgabte er den Überschuß an Kraft, so gut es eben ging, und ich erinnere mich an eine Probe des „Voile du bonheur" im Theater de la Renaissance, bei der er mit fast leidenschaftlicher Energie über ein paar gleichgültige Dekorationseffekte debattierte. Er wollte irgendein buntes Dekorationsstück besser zur Wirkung bringen, und er lief auf der Bühne hin und her, schob, rückte, baute und dirigierte und suchte uns anderen die Wichtigkeit seiner Änderungen zu beweisen. Er packte das bunte Versatzstück mit demselben Eifer an, mit dem er früher die Ministerien bei der Gurgel gepackt hatte, und im einen wie im anderen Falle gehorchte er den gleichen Gesetzen, den gleichen Anforderungen seiner tatkräftigen und eigenwilligen Natur.

Die Jahre, in denen er mehr mit Plato als mit den Parlamentariern verkehrte, haben vielerlei Spuren in ihm hinterlassen, und sein Geist ist zwar reicher, aber auch skeptischer und vorsichtiger geworden. Ich habe ihn nicht gekannt, als er die opportunistischen Minister

niederſäbelte und ſein Kraftwort ſprach: „La Révolution est un bloc", und es kann ſein, daß er damals wirklich ein „Mann aus einem Guſſe" geweſen iſt. Aber die Männer aus einem Guſſe haben, in der Nähe beſehen, gewöhnlich einen Sprung, die „große und ſtarke Generation vor Ludwig XIV." war nicht an allen ſieben Tagen der Woche groß und ſtark, und Georges Clemenceau beſaß vielleicht immer mehr die Kühnheit des Wortes und der Geſte als die höhere Kühnheit des Gedankens. Seine kaum mittelgroße Geſtalt iſt jetzt gedrungener und derber geworden und durch einige Fettpolſter abgerundet, ſein intereſſanter Mongolenkopf mit den vorſtehenden Backenknochen, den aſiatiſch geſchlitzten Augen und dem kurzborſtigen grauen Schnurrbart hat noch immer etwas Raubtierhaftes. Aber dieſes Raubtier begnügt ſich damit, von Zeit zu Zeit einen Gegner zu verſpeiſen und knurrend ſeine Überlegenheit zu zeigen. Es träumt keine unmöglichen Träume, es kennt genau die Grenzen des Geſellſchaftskäfigs, und es rennt nicht mit der Stirn gegen das Eiſengitter.

Georges Clemenceau, der einſt hinter den Kuliſſen der Großen Oper die hübſchen Tänzerinnen umliebelte und in den Salons mit ſeinem leichten Boulevardwitz ſich und andere amüſierte, hat heute eine Abneigung gegen laute Freuden und ſchimmernde Feſtſäle. Er hat die Miniſterräume an der Place Beauveau nicht bezogen, hat dieſe ſchönen Gemächer ſeinem Unterſtaatsſekretär überlaſſen und iſt in ſeiner Wohnung weit draußen in Paſſy, jenſeits des Trocadero in der Rue Franklin geblieben. Sein Heim iſt geſchmückt mit Möbeln aus dem achtzehnten Jahrhundert, mit Büchern,

Bronzen und Bildern, und er hat das alles mit dem angeborenen, nie irrenden Geschmack des alten Pariſers, des alten Kulturmenſchen geordnet. Die Bibliothek, in der viele koſtbare Ausgaben aufgereiht ſind, füllt drei Zimmer des Hauſes, und beim Umherwandern entdeckt man Bilder von Carrière, eine ſonnige Felſenlandſchaft von Monet, den Balzac-Kopf und zwei andere Werke von Rodin. Man entdeckt auch viele kleine Figuren und Skulpturenfragmente, die Clemenceau bei ſeinen Reiſen in Griechenland erworben — denn er iſt ein begeiſterter Griechenfreund und hat das Land ſeiner Liebe dreimal mit zärtlicher Gründlichkeit durchforſcht. In ſeinen Erholungsſtunden greift er immer wieder zum Homer und zu den Schriften der Alten, und daneben verehrt er die Franzoſen des 17. und 18. Jahrhunderts, und vor allen anderen Racine. Für die modernen Schriftſteller hat er nur wenig Intereſſe, mit den neueſten Romanen iſt er ganz und gar nicht vertraut, und er iſt nicht neugierig zu wiſſen, was heute gedichtet wird.

Von ſeiner Gattin, einer Amerikanerin, iſt er ſeit vielen Jahren geſchieden. Er hat einen Sohn, zwei ſchöne und geiſtvolle Töchter und fünf Enkelkinder, von denen er die kleine brünette Colette, ſeine einzige Enkelin, ganz beſonders verhätſchelt. Obwohl er immer ein großer Chauviniſt war, hat er nicht nur ſelber eine Ausländerin geheiratet, ſondern auch ſeinen väterlichen Segen gegeben, als ſein Sohn ſich aus Ungarn eine Frau holte. Sein Chauvinismus iſt mit den Jahren etwas milder und ruhiger geworden, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er das heutige Deutſchland nicht

gerade liebt. Er liebt es nicht, weil er noch zu denen gehört, die 1870 von den Pariser Wällen den Ansturm der deutschen Divisionen gesehen, und er liebt es auch nicht, weil ein alter, in demokratischen und liberalen Anschauungen erzogener Republikaner für das kulturwidrige Treiben preußischer Minister und für die byzantinische Schweifwedelei mancher „Untertanen" naturgemäß einen tiefen Widerwillen empfinden muß. Die Sympathien der politisch selbständigen Völker können uns durch keine Bankettreden und durch keine künstlichen Mittel für die Dauer gewonnen werden. An dem Tage, an dem das deutsche Bürgertum erwachen, an dem Tage, an dem es an die Stelle eines Scheinkonstitutionalismus ein wirklich modernes Verfassungsrecht setzen wird, an dem Tage — aber nicht früher — werden die demokratischen Bürger Westeuropas und Amerikas sich uns wahrhaft verwandt fühlen.

Georges Clemenceau ist immer ein Frühaufsteher gewesen, und er hat diese gute Gewohnheit auch im Alter beibehalten. Er erhebt sich im Winter wie im Sommer um fünf Uhr und setzt sich sofort an seinen Schreibtisch. Durch die stets geöffnete Tür dicht gegenüber dem Arbeitstisch blickt er in seinen Garten hinaus, und wenn es kalt ist und das große Holzfeuer im Kamin ihn nicht genügend erwärmt, zieht er eine Decke über die Knie und läßt sich eine mächtige Wärmflasche unter die Füße legen. Bisweilen nimmt er inmitten der Arbeit den Revolver aus dem Schubkasten, zielt einen Augenblick und drückt los. Er hat im Garten eine Ratte bemerkt, die seine Blumen zernagt und seinen

Hühnern und Enten nachstellt, und er tötet sie mit unfehlbarer Sicherheit. Seine beiden Hunde, ein Foxterrier und ein Bullterrier, die unter dem Schreibtisch lagerten, fahren auf und stürzen bellend in den Garten. Und der Fox, der auf diesen Sport in langer Übung dressiert ist, kommt triumphierend und aufgeregt mit der Jagdbeute zurück.

Der Garten, die Blumen und die Bäume, die Hühner und die Enten sind heute, nachdem soviel andere Leidenschaften sich abgekühlt, Clemenceaus höchste Freude. Auf einem nicht übermäßig großen Streifen Erde hat er eine ganze Landwirtschaft vereinigt, und er ist sehr stolz, wenn er die Früchte seines Feigenbaumes, seines Aprikosenbaumes und seiner Weinspaliere auf die Tafel bringen kann. Er besitzt neunzig Hühner, hat einen Taubenschlag errichten lassen und zieht mit Geduld und Verständnis seltene Entenarten auf. Noch enger, als hier im Garten das Federvieh beieinander haust, wohnen in Clemenceau die verschiedensten Empfindungen beieinander: dieser eigensinnige, herrschsüchtige und temperamentvolle Streithahn ergötzt sich an dem idyllischen Gurren der Tauben.

Seit einigen Jahren sind die befiederten Haustiere beinahe seine einzigen intimen Freunde. Er pflegte früher Politiker und Künstler an seiner Tafel zu versammeln; Manet, der ihn zweimal gemalt hat, stand ihm nahe, aber fast all' diese Männer sind ins Jenseits abberufen worden. Zuletzt starb, vor einigen Wochen, sein wundervoller Freund Carrière, diese große, stolze Künstlerseele, und heute bleiben von dem ganzen Kreise nur Rodin und der Geschichtsprofessor Aulard

zurück. Das Haus hat sich geleert, die Gäste, die dort zugelassen werden, sind weniger zahlreich, aber der Hausherr fordert genau so streng wie in früheren Tagen eine vorzügliche Tafel und eine musterhafte Bedienung. Dieser alte Demokrat ist ein Genußmensch geblieben, der mit Pariserischer Lebekunst an allen guten Gaben der Kultur, des Geistes und der Küche Vergnügen hat. Dieser alte Republikaner ist ein Tyrann, der in seinem Ministerium schroff auf Ordnung hält, und dessen Kammerdiener mit vollendeter Korrektheit seine Pflicht tut.

Es ist sehr leicht, die glänzenden Fähigkeiten Clemenceaus zu schildern, es ist sehr schwer, über seine Persönlichkeit ein gerechtes Urteil zu fällen. Er ist einer der geistreichsten, blendendsten Redner, der geschickteste, fortreißendste Parlamentarier und durch den klaren Fluß seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die frische Verve seiner Angriffe und die logische Schärfe seiner Beweisführung wohl der größte polemische Journalist unserer Tage. In seiner Persönlichkeit sind kühler Egoismus und idealistisches Streben, hochfahrender Stolz und echtes Freiheitsgefühl, rasche Kühnheit und kluge Vorsicht, Launenhaftigkeit und Überzeugungstreue so eng gepaart, daß man sich vergeblich bemühen würde, sein Porträt mit wenigen Worten zu zeichnen. Auf den Bildern der florentinischen Klostermaler schickt der Weltrichter die Sünder ins Fegefeuer und die Musterknaben in den Himmel. Wenn am Jüngsten Tage Georges Clemenceau vortreten wird, um Lob oder Strafe zu empfangen, dann wird der Weltrichter zögern und unschlüssig das Haupt wiegen.

Zweiter Teil

Pariſer Tagebuch

Der Sündenbock

(März 1900)

Die Leiche des Grafen Benedetti wird heute nach Bastia überführt. Wie der Polizeipräfekt Pietri und wie viele andere, die am kaiserlichen Hofe eine Rolle gespielt, war Benedetti ein Korse. Man kann sagen, daß die napoleonische Insel Frankreich beherrschte — sie lieferte dem Napoleonismus die Kreaturen und Werkzeuge, die er brauchte: diese Sorte von Beamten- und Politikertum, die in den romantisch verworrenen, auch heute noch nicht recht durchsichtigen Verhältnissen auf Korsika so gut gedeiht. Wer die Memoiren des Polizeichefs Claude und ähnliche Bücher gelesen, erinnert sich, daß fast jedesmal, wenn ein besonders verschlagener Spitzel erwähnt wird, der Zusatz nicht ausbleibt: „Er war ein Korse." Die Korsen Zampo und Griscelli spielen in den Polizeiromanen des zweiten Kaiserreichs eine ebenso wichtige wie bedenkliche Rolle. Wenn man Monsieur Claude glauben will — was freilich nicht immer ratsam sein mag — befreiten sie den Kaiser von seiner lästig gewordenen Jugendliebe, Miß Howard, und von einigen Verwegenen, welche der schönen Eugenie nicht nur aus respektvoller Entfernung huldigen wollten. Wer Daudets „Nabob" gelesen, kennt einige andere korsische Typen: die Inselpolitiker, die auf den Pariser

Boulevards ihren alten heimischen Räubergewohnheiten nachleben. Überall, wo in wahren und erdichteten Geschichten ein Korse auftritt, ist er schlau und überlegen. Seit dem ersten Napoleon scheinen nur ganz geriebene Schelme auf Korsika geboren worden zu sein. Diese Insel erscheint ein wenig wie ein französisches Ithaka.

Der einzige bekanntere Korse, der *nicht* ein geriebener Schelm war, war der arme Benedetti. Ich glaube wenigstens, daß die größte Sünde, die man ihm vorwerfen kann, *die* war: er war ein Korse und doch nicht schlau. Wer die Geschichte und die geschichtlichen Persönlichkeiten nach der Darstellung der Kutschke-Lieder beurteilt und sich mit der volkstümlichen Poesie begnügt:

„Wilhelm sprach zu Benedetti:
Sie ereifern sich unnötig ...."

der wird wahrscheinlich in dem unglücklichen Abgesandten des Herzogs Gramont einen nichtswürdigen Schurken sehen, dem kein Ehrenmann mehr ein mitleidiges Wort gönnen darf. Aber was die Kutschke-Lieder und Geschichtslehrer in der Quarta erzählen, bedarf manchmal ein bischen der Nachprüfung. Und ich glaube, diese Nachprüfung ergibt, daß Benedetti vor allem den Fehler hatte, weniger schlau zu sein als sein großer Gegner Bismarck — daß er unendlich naiv war, als er dem Grafen Bismarck den schriftlichen Plan für die Teilung Belgiens in der Hand ließ, und daß er auch in Ems mehr tolpatschig ungeschickt als hinterlistig und ränkevoll war. Er war ein ganz kleines und ziemlich ahnungsloses Werkzeug, dessen sich bald der eine und bald der andere bediente. Ein sehr verwässerter Korse ....

Und dieser Mann war dreißig Jahre lang unglücklich und litt dreißig Jahre lang, weil er der Sündenbock, die „Tête de Turc" war und weil all die guten Pharisäer mit Steinen nach ihm warfen. Er hatte den Krieg verschuldet, er hatte Elsaß-Lothringen verloren. Als er eines Tages in die Couloirs der Kammer kam, wich alle Welt ihm aus, und die klugen Deputierten und Journalisten zeigten mit Fingern auf ihn und sagten: „Dort kommt der Schuldige!" Diese klugen Leute — und auch diejenigen der früheren liberalen Opposition — hatten vielleicht gar keine besondere Berechtigung, so die Entrüsteten zu spielen, denn es war überall gesündigt worden, in Ilium und außer Ilium. Aber erst im Laufe der Jahre nahm der Haß gegen Benedetti, gegen den Sündenbock, ein wenig ab.

Von den Großen der Napoleonischen Krone sind jetzt nicht viele mehr am Leben. Von den Generälen starb zuletzt Bourbaki, in dem stillen Provinzschlupfwinkel, in dem er, als ein Dominospieler und ein Philosoph, den Tod erwartet hatte, den er einst freiwillig, aber erfolglos gerufen. Nur der Liebling der schönen Masken, der Vortänzer im Kotillon und in der Schlacht, der Marquis de Gallifet, ist noch sehr lebendig. Der alte Oberst Stoffel sitzt mir täglich im Restaurant gegenüber, immer elegant, immer peinlich sauber und immer allein, und verzehrt sein mit größter Sorgfalt gewähltes Dejeuner. Emile Ollivier, der mit so ausgesuchtem Mißgeschick dem kaiserlichen Hause am Tage vor dem Zusammenbruch zu dienen begann, tröstet sich mit seinem Sitz in der Akademie — in die er offiziell nie aufgenommen wurde — und veröffentlicht alljährlich einen

Band über das „Empire liberal“. Er hat die Mahnung Marc Aurels zum Motiv gewählt: „Mögen all deine Worte den Akzent heroischer Wahrheit haben!“ — und es ist etwas Heroisches, wenn nicht in seinen Worten, so doch in seinem Tun: er hat seit 1871 zwanzig Bücher geschrieben, die zusammen nicht zwanzig Leser gefunden haben. Die Exkaiserin Eugenie endlich kommt mindestens einmal im Jahre nach Paris. Sie wohnt im Hotel Continental, gegenüber dem Jardin des Tuileries, und betrachtet aus ihrem Fenster den Platz, auf dem einst ihr Feenschloß gestanden hat. Die Leute fragen sich oft, „welchen Gedanken sie wohl nachhängt, wenn sie so auf den Tuileriengarten blickt.“ Vielleicht aber hat diese alte Dame, die nie mehr war als eine schöne, bigotte und kokette Spanierin, weit weniger tiefe Gedanken als man glaubt.

Auch Benedetti hat nach dem Kriege geschriftstellert, wenn auch sehr viel weniger eifrig als Ollivier. Er hat „Ma Mission en Prusse“ veröffentlicht, um sich vor seinen Zeitgenossen und vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Wer aus diesem Buche noch nicht erkennt, daß der Verfasser nur ein armer, kein schlimmer Teufel war, erkennt es aus dem ersten Bande von Bismarcks Memoiren. Der Graf Benedetti galt am kaiserlichen Hofe vielleicht als ein sehr feiner Kopf, weil alle Korsen so geriebene Schelme waren. Aber der Graf Benedetti war kein sehr feiner Kopf und auch kein geriebener Schelm, sondern ein Diplomat.

Der Sieg des „tutu".

Vor der siebenten Kammer des „Tribunal Civil" ist soeben nach langen Verhandlungen ein Prozeß zu Ende gegangen, der von weittragender, kulturgeschichtlicher Bedeutung war. Fräulein Eva Sarcy, die im Ballettkorps der Großen Oper ein „premier sujet" gewesen, war von den Direktoren der Gaîté als „étoile" oder als Primaballerina engagiert worden und sollte in der Oper „Hérodiade" tanzen. Die Brüder Isola, die Direktoren der „Gaîté", hielten sehr auf historische Treue und verlangten, daß Fräulein Sarcy den traditionellen Gazeröckchen entsagte und in einem Kostüm von mehr historischem Schnitt und Charakter erschiene. Fräulein Sarcy erklärte, daß diese Forderung ihre Ehre und die Ehre ihres Standes verletzte, daß eine Primaballerina nur in Gaze zu tanzen vermöchte, und daß den Balletteusen die Beine gegeben wären, um sie zu zeigen. Im Kostüm zu tanzen, wäre Aufgabe der „danseuse de charactère", der „Charaktertänzerin", und eine Primaballerina hätte mit Treue durchaus nichts zu schaffen, und am wenigstens mit historischer.

Man wird das Aufsehen, das diese Streitfrage erregte, nur dann ganz richtig begreifen, wenn man weiß, welche soziale Stellung das Ballett hier einnimmt, und welche Liebe und Verehrung es genießt. Das Ballettkorps der Großen Oper, das während der Pausen in dem berühmten Ballettfoyer hinter den Kulissen die Huldigungen der männlichen Abonnenten und der privilegierten Kunstfreunde entgegennimmt, bildet eine

streng geordnete Hierachie, in der man ganz unten die kleine „Ratte“ und dann höher hinauf die Mitglieder der zweiten und ersten „Quadrille“, die „Koryphäe“, „petit sujet“, „sujet“, „premier sujet“ und „étoile“ unterscheidet. Die Mitglieder der zweiten Quadrille haben sehr häufig noch eine Herzensneigung, die Mitglieder der ersten haben bereits ein eigenes Automobil, und die Ansprüche steigern sich in jeder Rangklasse dieses weiblichen Mandarinentums. Genau wie die „Académie française“ mit ihren unsterblichen Literaturpreisen, ist das Pariser Ballettkorps vor allem ein Hort der Tradition, eine Priesterschaft, die den Geist der Überlieferung behütet. Und die Ähnlichkeit zwischen den Mitgliedern des Balletts und den Mitgliedern der Akademie ist auch sonst unverkennbar: denn bekanntlich muß jeder, der einen Akademiesitz erobern will, bei allen Akademikern und bei vielen anderen Leuten einen Kandidatenbesuch machen, und sein Erfolg hängt viel weniger von seinen literarischen Leistungen ab als von der Kraft seiner Beine.

Das Ehrenkleid des Akademikers ist der grüne Palmenfrack, das Ehrenkleid der Balletteuse ist das Gazeröckchen oder, wie man in Paris sagt, der „tutu“. Immer wieder, wenn man von Dingen spricht, die mit einer leichteren Art von Kunst oder von Liebe und Leben zusammenhängen, bemerkt man, daß in der deutschen Sprache dafür die Worte fehlen, und so ist man gezwungen, eine Sache als „Rock“ zu bezeichnen, die doch eigentlich einem Rock gar nicht ähnlich sieht. Der Franzose sagt „tutu“, gesprochen „Tütü“, und diese beiden Silben erinnern an wiegendes Vogelgefieder und ver-

anschaulichen die etwas komische Grazie des Objektes. Ist der „tutu“ ein Rock, der zu hoch hinaufgerutscht, oder ist er ein Kragen, der zu tief hinuntergefallen ist? — es ist schwer, das zu entscheiden. Dort, wo er sitzt, ist er nur ein verlängerter Gürtel, und die Balletteusen scheinen in diesem Gürtel jene männerüberwindende Kraft zu vermuten, die einst Gudruns Zauberring besaß.

Der Prozeß zwischen den Brüdern Isola und Fräulein Sarcy, der zweimal vertagt wurde, füllte drei Gerichtssitzungen aus und gab den Advokaten der beiden Parteien Gelegenheit zu sehr viel geistvollen und scharfsinnigen Bemerkungen. Der Advokat der Ballerina kritisierte sehr eingehend das angeblich historische Kostüm, das Fräulein Sarcy hatte tragen sollen, und wies nach, daß die Ballettkunst und die geschichtliche Wahrheit sich nie miteinander verschmelzen lassen würden. Er erzählte auch, daß die berühmte Primaballerina Guimart in ihrem vierundsechzigsten Jahre noch einmal tanzen wollte, und daß, während sie tanzte, der Vorhang nur einen Meter hochgezogen war und ihre Büste verdeckte, und er schloß daraus, daß man bei einer Primaballerina zur Not das Obere verhüllen dürfe, aber nie das Untere. Der Advokat der Herren Isola verlas eine große Anzahl von Briefen, in denen Catulle Mendès, Massenet, Richepin und selbst der Verfasser der „Petites Cardinal“, Ludovic Halévy, den „tutu“ als ein widersinniges Kleidungsstück bezeichneten. Alle großen Sterne, alle Meisterinnen und Künstlerinnen des Balletts dagegen eilten mit ihrem Zeugnis der Kollegin zu Hilfe, und ihr Eifer ließ erkennen, wie sehr ihnen die Forderung der Herren Isola, um eine vulgäre Wendung zu gebrauchen, in die Beine gefahren war.

Die Richter der siebenten Kammer haben nun endlich ihr Urteil gefällt, und sie haben Fräulein Sarcy und den „tutu“ mit Ernst und Nachdruck in Schutz genommen. In ihrer langen „Begründung“ sagen sie, „daß in Theatervorstellungen alles mehr oder minder unecht ist“, und daß „der „tutu“ bisher stets als das traditionelle Kostüm der Primaballerina gegolten“. Man muß es den Richtern lassen, daß sie dieser Affäre eine Mühe und eine Aufmerksamkeit gewidmet, als hätte es sich um den Kopf und nicht nur um die Beine gehandelt, aber jeder wahre Ballettfreund wird auch zu ihrer Entscheidung applaudieren. Das Ballett hat nur solange noch eine Bedeutung, als ihm der Reiz der Tradition erhalten bleibt, und überall dort, wo man die Tradition zerstört hat, hat man das Ballett erniedrigt und versimpelt. Gewiß, der „tutu“, der halb Rock und halb Kragen ist, wirkt wie ein schlechter Witz, aber alles, was die Ballettschneider erfinden könnten, würde immer wie ein Witz scheinen, und die erträglichsten Witze sind noch immer die kürzesten.

Zwischen den Schlachten

(März 1904)

Zu den Opfern des Russisch-Japanischen Krieges gehören die Pariser Lokalreporter, die für ein geringes Honorar und oft mit wirklichem Talent die letzte Skandalaffäre, die Entführung einer Jungfrau oder die Ermordung einer Demimondaine schildern. Seit der Krieg in Ostasien begonnen hat, ist in den Blättern für die

Perlen der Lokalchronik kein Raum, und das Blut wird nur dann noch interessant gefunden, wenn es im Norden von Korea oder vor Port Arthur vergossen worden ist. Sind die Pariser Raubmörder, die verschmähten Liebhaber, die sonst so schnell zum Revolver greifen, und die „Apachen", die in anderen Zeiten dem friedlichen Bürger auflauern, durch diesen Mangel an Beachtung etwas abgekühlt? Tatsache ist, daß sie ihre Arbeit beinahe eingestellt haben, daß sie ihre Dolchmesser und Revolver in der Tasche behalten, und daß sie dem Friedenszaren und dem Mikado mit der französischen Höflichkeitsformel zu sagen scheinen: „Après vous, s'il en reste" . . . „Nach Ihnen, wenn etwas übrig bleibt."

Seit langer Zeit war Paris nicht so friedlich und ruhig wie in diesem Augenblick. Der Familienvater, der zur Freude seiner Kinder an einem dieser ersten Märztage zu Hause bleibt, um nach alter Pariser Sitte Körper und Seele durch ein natürliches Mineralwasser zu reinigen, liest in seiner Zeitung nur Geschichten aus dem fernen Osten und Namen, deren Aussprache ihm schwer fällt. Er liest, daß die Russen „tapfer und glänzend" vorgehen, daß die Japaner schon mutlos sind, daß selbst die Verbannten in Sibirien begeistert und dankbar zu den Fahnen des Zaren strömen, und daß der General Kuropatkin bereits ein Held ist, bevor er noch die transsibirische Bahn bestiegen hat. Er liest all diese Nachrichten mit tiefem Respekt, weil sie ihm aus fernen Gegenden zu stammen scheinen, ganz wie naive Gemüter das Rosenöl lieben, weil sie dabei an Persien und Indien denken. Wozu soll man ihnen sagen, daß heute Rosenöl in Sachsen fabriziert wird?

Aber selbst die falschen Nachrichten vom Kriegsschauplatze werden spärlich, denn wir sind heute, um mit Björnson zu sprechen, „zwischen den Schlachten". Auch die Natur ist „zwischen den Schlachten", oder genauer gesagt zwischen den Jahreszeiten: zwischen dem Winter, der noch überall Influenza und Rheumatismus zurückgelassen, und dem Frühling, der durch ein leichtes Sonnengeplänkel sich ankündigt. Ein alter, liebenswürdiger Herr, der Deputierte Rauline, der Alterspräsident der Kammer, ist in diesem Nachzugsgefecht des Winters gefallen. Er war zweiundachtzig Jahre alt, konservativ und stets musterhaft gekleidet, hatte einen prächtig gepflegten weißen Backenbart und war einer jener lebensfrohen, gut erhaltenen philosophischen Greise, die in Paris so zahlreich sind. Noch vor zwei Monaten saß er bei der Kammereröffnung in seinem tadellos geschnittenen Frack auf dem Präsidentenstuhl, und während die Deputierten ihre Schriftführer wählten, beäugelte er durch ein Opernglas die hübschen Damen auf den Galerien. Entschieden ist diese Zeit vor der Ankunft des Frühlings den lebenslustigen alten Herren besonders gefährlich. Wie Moses sterben sie gewöhnlich, wenn das Gelobte Land ganz nahe ist.

Als ich eben von der Spärlichkeit der Ereignisse gesprochen, hatte ich beinahe vergessen, daß der Kassationshof die Revision des zweiten Dreyfus-Prozesses begonnen und eine neue Untersuchung angekündigt. Aber diese Verhandlung, die für die Republik notwendig war wie das Bitterwasser für den Pariser, hat niemanden ernstlich aufgeregt, und ich glaube nicht, daß ein einziger Pariser die langen Sitzungsberichte gelesen hat. Dieses Drama,

dessen Held nicht der Hauptmann Alfred Dreyfus, sondern ein ganzes, wie Othello im Lügennetz gefangenes Volk gewesen ist, hat in jedem Augenzeugen große, unzerstörbare Erinnerungen hinterlassen, aber die Welt hat immer andere und immer neue Probleme zu lösen. Die heilsame Wirkung des Kampfes dauert fort, die Idee ist lebendig, aber die Geschichte des „Bordereau" zwingt den Geduldigsten zum Gähnen.

Und dann: die Persönlichkeit, deren Name die unerhörte Ehre gehabt hat, zu einem Symbol und Feldgeschrei zu werden, gehört wirklich nicht zu denjenigen, die stets aufs neue die Phantasie und die Gedanken der Mitwelt beschäftigen können. Ich erinnere mich, daß ich in Rennes während der Prozeßwochen zahlreiche Briefe aus Deutschland erhielt, von denen die einen mich töricht schalten, weil ich an eine zweite Verurteilung zu glauben wagte, während die anderen bedauerten, daß ich in dem Hauptmann Alfred Dreyfus zwar einen unschuldig Verurteilten, aber keine Lichtgestalt sehen mochte. Über Sympathiefragen läßt sich bekanntlich nicht streiten, aber wie man den früheren Bewohner der Teufelsinsel auch beurteilen mag: heute geht es ihm gut, er lebt angenehm in Paris und hat unser Mitgefühl nicht mehr nötig. Vor einigen Monaten, am Todestage Emile Zolas, pilgerten auf der Landstraße, die nach Médan führt, zweihundert Männer und Frauen zu dem Landhause, das der große Kämpfer bewohnt hatte, und das nun wie ein verlassener Tempel am Seinerande steht. Diese Männer und Frauen, die zumeist nicht gerade mit Glücksgütern, aber mit einem Schatz von Idealismus und Begeisterung gesegnet waren,

marschierten mit einem gläubigen Eifer zu ihrem Mekka, und vor ihnen, über der weißen Landstraße, spielte und flog etwas Undefinierbares, Ungreifbares: die Idee. Da kam trompetend und fauchend ein Automobil hinter ihnen hergerast, das gleichfalls nach Médan wollte und die Fußgänger zwang, zur Seite zu treten. Und es fehlte nicht viel, so hätte das wunderschöne Automobil, das Alfred Dreyfus zum Hause seines Befreiers trug, die ganze Idee — die Idee der anderen — über den Haufen gefahren.

Looping the loop

Die Pariser, die immer auf der Entdeckungsreise nach neuen Erregungen sind, suchen in großen Scharen ein Lokal in der Rue de Clichy auf, in dem jeder Gast sozusagen am eigenen Leibe die Genüsse des „Looping the loop" verspüren kann. Das Lokal besteht in einer sehr langen und sehr hohen Halle, die vor vielen Jahren eine künstliche Eisbahn und dann einen „Nordpol" mit kreischenden Seelöwen und falschen Eskimos beherbergte. An den beiden mit grellfarbigen „italienischen" Landschaftsbildern und vielen Teppichen dekorierten Längswänden sind Terrassen mit Tischen und Barbüfetts errichtet, in den schmalen Gängen vor den Terrassen schiebt und drängt sich eine gemischte Menge, in den Ecken der Halle suchen orientalische Bauchtänzerinnen das Publikum anzulocken, eine Knabenkapelle und ein Zigeunerorchester fiedeln abwechselnd, und in der Mitte des Raumes erhebt sich das kolossale, rund geschwungene Eisengestell des

„Looping the loop“. Man hat den mittleren Streifen des Fußbodens für den untersten Teil des Gestells um mehrere Meter vertieft, so daß die Wagen, die von der Höhe herniedersausen, eine Sekunde lang — oder eine Zehntelsekunde — wie in einem Abgrund verschwinden.

Es ist zehn Uhr abends, und die hohe, dunstige, von unzähligen Glühlichtern erleuchtete Halle ist widerwärtig überfüllt. In den Gängen pressen sich brave Familien, die hier für ein billiges Eintrittsgeld einen ganzen Abend lang den Rausch des Lebens genießen, verkaterte Jünglinge, die sich mit perlenbelasteten Staatsweibern schmücken, elegante Ehepaare, deren Equipagen draußen warten, kichernde Frauenzimmer und das Gesindel der Sportplätze. Eine englische Mama, die zu Hause alles „shocking“ fände, erlaubt hier ihren drei Töchtern, sich die Reize des Bauchtanzes einzuprägen, und an einem der Tische bekritzelt ein deutsches Paar auf der Hochzeitsreise schon die sechzehnte illustrierte Postkarte. Ein bleiches, junges Ding in schäbigem rosa Seidenröckchen tanzt auf dem schmalen Raum vor einem der Barbüfetts den kläglichsten Fandango.

An der hinteren Schmalwand steigt in jeder Minute der illuminierte Fahrstuhl in die Höhe, der die Kühnen und Wißbegierigen zu jener Plattform unter der Decke hinaufführt, von welcher dann die Wagen herabsausen. An einer Garderobe muß jeder Fahrgast Schirm oder Stock zurücklassen, und die meisten deponieren auch ihre Hüte. Die Damen binden ihre Schleier um die Frisuren, damit in dem Augenblick, wo der Kopf ihr unterster Körperteil sein wird, sich die Locken nicht lösen können.

Diese Damen, die an der Höllenfahrt teilnehmen, gehören entweder zum arbeitenden Stande oder zum liebenden.

Fünf oder sechs Personen sitzen in dem Wagen, der nun von den Angestellten, den Henkerknechten, der abschüssigen Bahn zugeschoben wird. Das Orchester der Knaben in blauer Husarenuniform am anderen Ende des Saales spielt eine aufmunternde Sousa-Weise, und der Wagen neigt sich nach vorn über und jagt in die Tiefe. Die Insassen schreien wie eine Armee von Wilden, oder sie sitzen ganz steif und still wie Leute, die über alle Furcht erhaben sind. Man sieht, daß ein männliches Wesen kaltblütig seine Zigarette im Munde behalten hat, aber man kann nichts anderes unterscheiden, denn der Wagen ist schon im Abgrund verschwunden, taucht schon wieder auf, folgt dem aufwärtssteigenden Kreise. Die Köpfe hängen nach unten, auf einem Männerkopf klappt ein Haarbüschel niederwärts, die Zigarette glüht noch immer, und der Wagen saust bereits wieder zur Tiefe und dann zu jener zweiten Plattform hinauf, auf der die blauen Knaben so aufmunternd fiedeln. Und eine halbe Minute später fliegt er nach einer Drehung über eine ganz gewöhnliche Rutschbahn zu seinem Ausgangspunkte zurück.

Die Herren und Damen, die ihre Fahrt glücklich überstanden haben, steigen auf einer Treppe zum Saal hinab. Man erkennt ohne Schwierigkeit die Blasierten, die dieses Vergnügen schon häufig durchkostet, und die Neulinge, die des ersten Eindrucks voll sind und ein Bedürfnis haben, sich auszusprechen. Die Damen lachen sehr laut, mit überhitzten Gesichtern, aber ihr Lachen klingt ein wenig gequält. Viele betasten ihre Glied-

maßen, als glaubten sie, daß ein edler Teil zerschunden sein müßte, und alle fassen sich instinktiv an den Kopf, um ihr Haar zu befühlen, und stürzen zum Spiegel. Das erste Wort, das die meisten hervorbringen, lautet gleichmäßig: „c'est un drôle d'effet!“ — „es ist ein komisches Gefühl!“ Einige erklären, daß sie heute abend bestimmt nichts mehr essen könnten.

Im Laufe einer halben Stunde gewöhnt sich das Publikum, das die ersten Wagen auf ihrer Fahrt durch den eisernen Ring mit Staunen und Grauen verfolgt, an dieses Schauspiel. Es gewöhnt sich an das Geschrei der einen, an die heroische Ruhe der anderen, gewöhnt sich daran, soviel Zeitgenossen mit dem Kopfe nach unten zu sehen. An was gewöhnt man sich nicht alles im Laufe einer halben Stunde! Vor ihren Teppichzelten wackeln die orientalischen Tänzerinnen in blauen und gelben Kostümen verführerisch mit dem Unterleib, die jungen Engländerinnen sammeln Erinnerungen fürs Leben, und das deutsche Paar auf der Hochzeitsreise kauft noch zwei Dutzend Postkarten mit dem „Looping the loop“. Unaufhörlich spielen die Knaben in blauer Uniform und die Zigeuner in roter, steigt der illuminierte Fahrstuhl in die Höhe, sausen die Wagen durch den Ring, kommen die erhitzten, aufgelösten, gequält lachenden Herren und Damen die Treppen herunter. Und alle reden sich heimlich ein, daß ihr Kopf interessanter geworden sei, weil er sich einen Augenblick lang unterhalb des Rumpfes befunden hat.

Das Roß von Waterloo

(Juni 1904)

Die Zeitungen haben gemeldet, daß man in den unergründlichen Lagerräumen des Louvremuseums ein Pferd gefunden, ein ausgestopftes Pferd, das sich mehrere Jahrzehnte lang zwischen den ausrangierten Bildern und den Marmorfragmenten herumgetrieben. Dieses Pferd war angeblich in vergangenen schönen Zeiten das Schlachtroß Napoleons, es stand in dem Rufe, an der Schlacht von Waterloo teilgenommen zu haben, und es war, was sich weit sicherer feststellen ließ, im Jahr 1842 von einem Herrn Greaves der National History Society in Manchester geschenkt worden. Die National History Society übersandte im Jahre 1868 den Gaul mit einem herzlichen Begleitschreiben der Louvreverwaltung, aber es scheint, daß die Konservatoren des Louvre auf diese Neuerwerbung nicht übermäßig stolz waren. Vielleicht sagten sich die Herren mit Recht, daß ein ausgestopftes Pferd zwischen der Venus von Milo und der Nike von Samothrake nicht ganz am richtigen Platze wäre; vielleicht auch peinigte sie der Gedanke, daß schon einmal ein Pferd sich als ein Danaergeschenk erwiesen hätte.

Obgleich über Napoleon so unendlich viel geschrieben worden ist, wissen wir doch so gut wie nichts über die Pferde, denen der Kaiser sich anvertraute. Die Memoirenschreiber, die Biographen- und Anekdotensammler haben nach und nach die Hinterzimmer und die Schlafstuben der kaiserlichen Paläste sauber ausgekehrt, aber sie sind, soviel mir bekannt ist, nie in die Ställe hin-

untergestiegen. Wahrscheinlich war Napoleon, der ein etwas sonderbarer Menschenfreund war, kein sehr weichherziger Tierfreund; und wie er nacheinander die Völker und die Armeen aufrieb, dürfte er ohne Sentimentalität seine Pferde verbraucht haben. Er ließ nicht, wie Caligula das getan, sein Pferd zum Konsul ernennen, und während uns in Poesie und Prosa überliefert ist, daß Caligulas Pferd „Incitatus", Rolands Renner „Veillantif" und Don Quichottes treue Schindmähre „Rosinante" hieß, meldet den Namen der Vierfüßler Napoleons kein vier- und kein fünffüßiger Jambus.

In der Homerstunde haben wir alle gelernt — die Lehrer pflegen mit besonderem Ernst darauf hinzuweisen — daß die Helden der Sage und der Weltgeschichte nicht auf Pferden, sondern auf Rossen reiten. Der mit Recht so populäre Direktor Lautenburg durchjagt des Morgens den Berliner Tiergarten auf einem Pferde, aber man spricht von den Rossen Achills und den wilden Rossen des Diomedes. Es wäre unrecht, wollte man dem Tiere, das bei Waterloo den Kaiser Napoleon auf seinem Rücken getragen, diesen Ehrentitel vorenthalten. Es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang verklärt herumgehen, weil sie einmal einer Prinzessin die Hand geküßt. Niemand kann leugnen, daß ein Roß, das mit Napoleon in so naher Berührung gewesen, in jeder Beziehung ungleich höher steht.

Obwohl die napoleonischen Geschichtschreiber uns über das Roß von Waterloo nichts Genaueres mitteilen, ahnen wir beim Lesen der Schlachtberichte doch, welche Strapazen es mit patriotischer Ausdauer erduldete. „Was man auch sagen möge," schreibt der Akademiker Henry

Houssaye, „der Mann, der in sechsundneunzig Stunden — vom 15. Juni bis zum 19. Juni — kaum zwanzig Stunden der Ruhe brauchte und siebenunddreißig Stunden im Sattel blieb, war nicht niedergedrückt, nicht ohne jede Energie." — „Napoleon, der (am 15. Juni) um drei Uhr morgens sein Pferd bestiegen hatte," erzählt Thiers, „und erst um neun Uhr abends herunter stieg, der also achtzehn Stunden im Sattel geblieben war (obgleich das Reiten ihm durch eine Indisposition, an der er litt, erschwert wurde), genoß endlich einige Minuten der Ruhe, hörte, auf einem Bett liegend, die Berichte an und diktierte Befehle." Und etwas weiter: „Napoleon hatte am 15. Juni achtzehn Stunden zu Pferde verbracht und ebensoviel am 16. Juni." Und dann kam erst der 17., an dem auch nicht gefeiert wurde, und schließlich der 18., der eigentliche Schlachttag, an dem die napoleonische Periode ein Ende mit Schrecken nahm und Roß und Reiter den Rückzug antraten . . .

Wer möchte sagen, was das Roß Napoleons in diesen Tagen aushielt, und was es empfand? Es dürfte sicher gefühlt haben, daß dem Kaiser nicht wohl war, daß er nicht wie sonst im Sattel saß. Wenn es zornig gespornt wurde, konnte es ahnen, daß Ney wieder einen Fehler begangen, daß Grouchy, dieser Grouchy, der alles retten sollte und der alles verdarb, mit seinen vierunddreißigtausend Mann noch immer nicht heranrückte. Es wurde plötzlich wie in Zorn und Schrecken zurückgerissen, und es begriff vielleicht, daß statt des saumseligen Grouchy der alte Blücher auf dem Schlachtfelde erschienen war. Und als der Abend kam, sah es sich eng umdrängt von dem schützenden Häuflein der Grenadiere, zwischen dem Pferde

Jeromes und dem Pferde des Bataillonschefs Martenot, auf der Straße nach Genappe, wo die Kugeln pfiffen, und wo man über Geschützteile und Tote hinüber mußte. Dann und wann galoppierten die preußischen Husaren heran, deren Pferde in Siegesfreude wieherten.

Auf dem Schlachtfelde, das der besiegte Kaiser an jenem Abend des 18. Juni so verließ, werden morgen einige französische Verehrer Napoleons ein Denkmal enthüllen, einen „verwundeten Adler", den der jüngst verstorbene Maler und Bildhauer Gerome geschaffen hat. Alle Nationen, die an dem Kampfe beteiligt gewesen, haben Denkmäler dort aufgebaut, und nur die Franzosen waren bisher durch kein Erinnerungszeichen vertreten. Der Maler Detaille, die Akademiker Houssaye und Vandal und andere Leute werden schöne Reden halten, und einige werden vielleicht auseinandersetzen, was hundertmal erörtert worden: ob Napoleon hätte siegen können, und warum er nicht gesiegt hat. Keine Frage ist so müßig wie diese, da es ja völlig klar ist, daß Napoleons künstlicher Bau zusammenbrechen mußte, wenn nicht bei Waterloo, dann anderswo. Die Weltreiche sind erfreulicherweise nicht von dieser Welt, und der russische General Demianenkow, der neulich einem Journalisten gesagt hat: „Die Welt wird eines Tages zwischen Amerika und den slawischen Rassen unter der Leitung des russischen Volkes geteilt sein", ist zwar gewiß kein Napoleon, aber reif für ein Waterloo.

Man hat zur Feier des Tages alle Überbleibsel von Waterloo hervorgesucht und hat außer dem Rosse Napoleons eine hundert Jahre alte Frau aufgestöbert, die behauptet, daß sie als kleines Mädchen die Schlacht

mit angesehen habe. Sie weiß indessen nur zu erzählen, daß am Morgen nach dem Kampfe die „Hyänen des Schlachfeldes" den Toten und Verwundeten die Finger abschnitten, um die Ringe zu rauben, und vielleicht hat sie auch das gar nicht selbst gesehen und spricht nur nach, was sie oft gehört hat. Es schien mir lohnender, eine Persönlichkeit aufzusuchen, die inmitten des Kugelregens gestanden, und ich machte mich auf, um das Roß Napoleons, das Roß von Waterloo kennen zu lernen. Im Louvremuseum erklärte man, daß es vor einer Woche in das Museum der Armee gebracht worden, und so ging ich zum Museum der Armee.

Wo konnte das Roß Napoleons sich wohler fühlen als in diesem Museum der Armee, in dem unvergleichlichen Invalidenpalast, dicht neben der Stätte, wo in seinem pompösen, feierlichen Marmorgrabe Napoleon selber von Siegen und von Niederlagen ausruht? Ich ging durch all die Säle, die mit Uniformen, Waffen, Bildern, mit tausend kriegerischen Erinnerungen gefüllt sind, plauderte mit all den alten, treuherzigen und schon ein bißchen eingeschlafenen Invaliden, die diese Schatzkammer behüten, aber ich fand nicht das Roß. Schließlich stieg ich, von der vergeblichen Entdeckungsreise ermüdet, zur Wohnung des Feldwebels hinauf und klopfte an.

Die junge, reizende Frau des Feldwebels öffnete im Unterrock und entfloh erschrocken, verschämt und kichernd. Ihr auch noch jugendlicher Gatte zog in aller Eile den Uniformrock an und entschuldigte sich mit unendlicher Liebenswürdigkeit wegen dieser allgemeinen Unordnung, die doch sicherlich sehr triftige Gründe gehabt hatte. So diskret wie möglich lenkte ich ab und fragte nach

dem Roſſe Napoleons. Der jugendliche Feldwebel lächelte, knöpfte den Uniformrock zu, ſchüttelte leicht den hübſchen Kopf mit dem blonden Schnurrbart und entgegnete: „Das Roß Napoleons? Glauben Sie wirklich, daß es das Roß Napoleons iſt?“

Er erzählte mir, daß das Tier in ſeiner Kiſte läge und noch nicht ausgepackt werden dürfte. Es ſei ein grauer Araber, was ein wenig für ſeine hiſtoriſche Bedeutung ſprechen würde, denn alle Waterloobilder zeigen Napoleon auf einem grauen Roſſe. Die Gelehrten des Armeemuſeums hätten auch feſtgeſtellt, daß dieſer Vierfüßler zum kaiſerlichen Marſtall gehört hätte, aber ſie bezweifelten, daß er je das Roß Napoleons oder gar das Roß von Waterloo geweſen. Vielleicht hätte den von der engliſchen Society geſchenkten Grauen ein kaiſerlicher Stallmeiſter geritten, und wahrſcheinlich hätte er in den Tagen von Waterloo ruhig und friedlich an ſeiner Krippe geſtanden. Irgend ein engliſcher Offizier mochte ihn nach dem Einzuge Wellingtons und Blüchers in Paris gekauft haben.

Der freundliche Feldwebel ſagte das nicht alles genau ſo, er ſprach diplomatiſcher und durchaus wie jemand, der dem Urteil der Gelehrten nicht vorgreifen will. Er lud mich auch ein, am nächſten Tage wiederzukommen, er wollte mit dem Konſervator ſprechen und die Kiſte öffnen, aber ich lehnte dankend ab. Mit den hiſtoriſchen Legenden iſt es wie mit ſpiritiſtiſchen Vorſtellungen: wem der Geiſt erſcheinen ſoll, der darf nicht zweifeln. Und es kann ja ſein, daß die Geſchichte von dem „Roſſe Napoleons“ auch etwas Wahrheit enthält; aber ich fürchte, ich fürchte, dieſes Roß iſt nur ein Pferd.

Der Bey

(1904)

Weil die Pariser von 1789 ihre erhitzten Leidenschaften nicht länger zügeln konnten und die alte Bastille, die solange gestanden hatte, am 14. Juli erstürmten, müssen die Pariser von heute gerade an einem der heißesten Tage des Jahres ihr Nationalfest feiern, zur Revue marschieren und auf der Straße tanzen. Diejenigen, die durch Repräsentationspflichten oder aus anderen Gründen gezwungen sind, in Paris zu bleiben, fühlen sich nie so unfrei und gefangen wie bei diesem Freiheitsfeste, und wer irgend kann, entflieht bekanntlich am Vorabend hinaus in die Natur. Im Jahre 1789 war es leider in den oberen Klassen noch nicht Brauch, vor dem 14. Juli Paris zu verlassen und die Bäder und die Berge aufzusuchen. Viele Personen, die in den heißen Monaten jenes Jahres an einer Laterne oder durch eine Pike endeten, wären gesund geblieben, wenn sie rechtzeitig nach Marienbad oder Ostende gegangen wären.

Die Regierung der französischen Republik pflegt, um dem heißen Festtage noch einen besonderen Reiz zu verleihen, alljährlich zum 14. Juli einen jener exotischen Fürsten nach Paris zu laden, die sie aus reiner Nächstenliebe in meist schlecht vergoldeten Käfigen „beschützt". Verschiedene Könige des Morgenlandes, verschiedene Herrscher, die nichts mehr zu beherrschen haben, sind in den letzten Jahren in Paris gewesen, aber keiner von ihnen glich an Bedeutung dem Gaste, den Paris diesmal

beherbergte, dem Bey von Tunis, Mohammed el Hadj. Wenn man sagt: keiner glich Mohammed el Hadj an Bedeutung, so soll damit ausgedrückt werden, daß keinem so Bedeutendes fortgenommen wurde, wie diesem Bey. Mohammed el Hadj, dessen Vorfahren stolz und unabhängig das Geld ihrer Untertanen verzehren konnten, muß sich jährlich mit einer Million siebenhunderttausend Franks begnügen und darf sich außerhalb seines Harems eigentlich nur mit der Religion und den Prozeßangelegenheiten der eingeborenen Bevölkerung befassen. In kluger Einsicht hat die französische Republik ihm das Recht gelassen, seine Untertanen zu köpfen und für ihr Seelenheil zu sorgen, und so erfüllt Mohammed el Hadj immerhin zwei der edelsten Herrscherpflichten.

Ich habe Mohammed el Hadj gesehen, als er in seinem Wagen zwischen einer klirrenden Eskorte von der Oper zurückkehrte, in der man ihm den „Troubadour" vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie ein würdiger europäischer Bankier, der sich in seltsamer Geschmacksverirrung einen roten Fez auf das schon leicht ergraute Haar gestülpt, und er grüßte an jenem Abend ohne besondere Veranlassung mit einer mechanischen Kopfbewegung nach rechts und links. Er lächelte nicht, und er hatte auch keine Gründe zu lächeln, denn er ist ein besiegter Fürst, er kam aus der Oper, und auf den Boulevards roch es nicht gerade nach Rosenöl. Die Leute, die vor den Cafés behaglich in Dunst und Gestank saßen, sagten nur phlegmatisch: „Da kommt der Bey!" und standen nicht auf, die Zeitungsverkäuferinnen in den Kiosken reckten ein bißchen die fetten Hälse, und nur ein paar deutsche Touristen zogen aus alter Gewohnheit ehrerbietig den

Hut. Allerdings waren alle Häuser am Wege mit Fahnen geschmückt, die Hotels waren illuminiert, und die Straßen machten einen festlichen Eindruck. Aber die Fahnen waren der eroberten Bastille und nicht dem eroberten Bey zu Ehren herausgehängt, und sicherlich hatte man Mohammed el Hadj das gesagt, damit er nicht auf irrige Gedanken käme . . .

Wenn Mohammed el Hadj nach dem Empfange, den er hier gefunden, auf solche irrigen Gedanken gekommen und übermütig geworden sein sollte, so müßte er etwas übermütig von Natur sein, und das ist seinem ganzen Äußeren nach nicht anzunehmen. Er ist zur Revue gefahren und man hat ihm gesagt, daß die vielen Truppen durchaus hinreichten, um alle unruhigen Geister in ganz Nordafrika niederzuhalten. Er hat von Herrn Loubet ein Kaffeeservice und einen Ehrensäbel und vom Pariser Stadtrat eine schöne ziselierte Karaffe zum Geschenk erhalten, und schon aus diesen Geschenken mußte er erkennen, daß man ihn wie ein artiges Kind zu behandeln beliebte. Er hat beim Präsidenten der Republik und beim Minister des Äußeren diniert, und immer, wenn er einen Bissen zum Munde führte, hat man ihm zu verstehen gegeben, daß er eigentlich das Gnadenbrot äße. Herr Loubet, der ein so milder Mann ist, hat in seinem Toaste gesagt: „Ich sehe in dem Besuche des von der republikanischen Regierung beschirmten Fürsten einen neuen Beweis für die Loyalität, mit der Sie auf die Unterstützung Frankreichs antworten." Noch mit vielen ähnlichen Wendungen hat der Präsident der französischen Republik auf das Wohl seines Gastes getrunken, und es war ein Wohl, bei dem Mohammed el Hadj übel werden konnte.

Man hat diesem Bey von Tunis wirklich ein wenig zu gründlich gezeigt, daß er eigentlich eine völlig überflüssige Persönlichkeit wäre, und er kann schwerlich Lust haben, Paris bald wieder zu besuchen. Man hat ihn im Hotel einquartiert, wo jetzt, in den Julitagen, die Gesellschaft nicht gerade mehr glänzend ist, und Herr Loubet hat ihn nicht vom Bahnhofe abgeholt. Man hat ihn natürlich auch, wie alle lästigen fürstlichen Besucher, für einen halben Tag nach Versailles geschickt, unter dem Vorgeben, daß er das Schloß, die Galerien und das Trianon kennen lernen müsse, und man hat ihn bei zweiunddreißig Grad im Schatten in einem gewöhnlichen Personenzug fahren lassen, der auf jeder Station ein Weilchen anhält. Gestern hat Mohammed el Hadj sich verabschiedet, um nach Tunis zurückzukehren. Mit jener großen orientalischen Höflichkeit, die niemals versagt, hat er vor der Abfahrt seine Dankbarkeit beteuert.

Ich habe vor zwölf Jahren in Tunis schöne Tage verlebt und denke an diese weiße Stadt mit Freude und Rührung. Es scheint, daß von den weißen Straßen mit den schweigsamen orientalischen Häusern, mit den vergitterten Haremsfenstern, mit den kleinen Cafés, in denen die gefüllten winzigen Blechgefäße auf der glühenden Asche standen, und mit den Moscheen, vor denen die Pantoffeln der Beter aufgereiht waren, manche der europäischen Kultur zum Opfer gefallen sind, aber damals war Tunis noch fast ganz eine Stadt im Märchenstil. Wo man ging und stand, lag in einem weißen Kuppelbau ein Heiliger begraben, draußen vor den Toren ließen malerische Reiter ihre wunderbaren Araber-

hengste tanzen, und an den stacheligen, gewaltig wuchernden Kaktushecken hatten die Beduinen ihre Zelte aufgebaut. Im Bardo-Palast, wo die riesigen schwarzen Eunuchen gelangweilt gähnten, zeigte in jedem Saale ein halbes Dutzend Uhren dem nun auch schon selig entschlafenen Bey Sidi Ali, was die Stunde geschlagen hatte.

Das Merkwürdigste aber in diesem merkwürdigen Lande waren die Menschen. Nirgends kann der orientalische Fatalismus reiner ausgeprägt sein als dort, und nirgends kann der Kummer sich mit mehr vornehmer Ruhe äußern. Die reichen Kaufleute und die gastfreien Würdenträger, an deren Tisch ich Kuskussu, den Maisbrei mit Hammelfleisch aß und viele kleine Täßchen Kaffee trank, sprachen mit einer abgeklärten Trauer von dem Unglück ihres Vaterlandes, aber sie sprachen nur wenig und schwiegen nach jedem Satz wie in einer intimen Verachtung für alle leeren und überflüssigen Worte. In wenig Tagen wird der Bey Mohammed el Hadj zwischen den Großen seines Reiches sitzen und ihnen langsam, gemessen und ohne Überstürzung erzählen, daß er in Paris das Nationalfest mitgefeiert, die Wiederkehr jenes Tages, an dem Frankreich den Völkern die Freiheit schenken wollte. Und die Gäste des Beys werden viele kleine Täßchen trinken, sie werden sich sagen, daß man Mohammed el Hadj nur ein Kaffeeservice, eine Karaffe und einen Ehrensäbel geschenkt habe, und die Verachtung, die sie für alle nichtigen Worte und für alle schwatzenden Völker hegen, wird noch wachsen.

Bal Tabarin

Die meisten der alten, berühmten Ballokale sind seit Jahren verschwunden, selbst das elende „Moulin Rouge" ist tot, nur der „Bal Bullier" im Quartier Latin hat noch seinen besonderen Charakter gewahrt, und wer sonst Pariser Ballhäuser sehen will, muß sich unter die Vorstadtflöhe und die Messerhelden hinauswagen und kommt in jedem Falle gestochen nach Hause. Unternehmende Leute haben dem Mangel jetzt abhelfen wollen, und so ist der „Bal Tabarin" entstanden, der dicht an der Rue Pigalle seine Pforten aufgetan hat und einstweilen sehr beliebt ist. Im Laufe des Winters hat dort eine Anzahl Schönheitskonkurrenzen stattgefunden, Schönheitskonkurrenzen en detail, bei denen es sich abwechselnd um das längste Haar, um den kleinsten Fuß und um andere Zierobjekte handelte. Angeblich war ein „Concours des mollets", eine Wadenkonkurrenz, sehr heiter, bei der die Bewerberinnen hinter eine Wand traten und nur das betreffende konkurrierende Stück durch eine Öffnung herausreichten, etwa wie der Hänsel im Märchen der Hexe seinen Finger herausstreckt. Die Zuschauer musterten so mit einem Blick und ganz mühelos die untersten Schichten der Bevölkerung.

Ich habe dieser Wadenkonkurrenz nicht beigewohnt, aber ich habe das Vergnügen gehabt, ein Fest zu sehen, das „Grande fête des rosières" hieß, und bei dem es sich nicht mehr um Einzelheiten, sondern gewissermaßen ums Ganze drehte. Der „Bal Tabarin" ist ein kleiner, bunt und grell bepinselter Saal mit Estraden für die

verzehrenden Gäste, mit Logen im oberen Rang und einem hoch unterm Himmel thronenden Orchester, und ich muß sagen, daß mein erster Eindruck nicht allzu günstig war. Das weibliche Element bestand aus den Überbleibseln des Moulin Rouge, aus Frauenzimmern, die mit Venus nur noch den Beruf gemein hatten, und die Herren, die im Saale die französische Lustigkeit vertraten und Papierserpentinen durch den Raum schnellten, schienen frisch aus Argentinien, den Balkanländern und anderen interessanten Gegenden gelandet. Mitten im Saale tanzten zwölf schläfrige Bacchantinnen mit sehr zweifelhafter Unterwäsche jenen Cancan, der seltsamerweise unsere braven Großväter in eine angeregte Laune versetzte. Und der einzige wirklich vergnügte Mensch war wieder der Prinz Troubetzkoi mit der schlanken Taille und dem ewig schwarzen Backenbart, der Prinz Troubetzkoi, der seit vielen Jahrzehnten der jüngste Attaché der russischen Botschaft ist, allabendlich die Runde durch sämtliche Lustorte macht und bei dem Damenpublikum dieser Stätten eine beneidenswerte Vertrauensstellung einnimmt.

Nach Mitternacht, nach Schluß der Theater, wurde die Sache etwas besser, und gegen ein Uhr ließ die Stimmung nichts mehr zu wünschen übrig. Das eigentliche Fest begann, und auf einem Podium erschien der Maire mit dreifarbiger Schärpe, um nach der bekannten, in den kleinen Städten noch beliebten Sitte die tugendhaften Jungfrauen mit einem Kranze zu krönen. Eine Schar von Mädchen trat vor ihn hin, und der Maire drückte jeder einen Kuß auf die Wangen und einen Kranz auf die Locken, wie die Vorschrift es ver-

langt. Es war erfreulich, daß die Damen diesen Kranz erhielten, denn wenigstens der Kopf war nun mit einer leichten Bedeckung versehen, wodurch er von allem übrigen vollständig abstach. Für den Rest behalfen sich die Damen mit einem Fetzchen Trikot, und zwei junge Mädchen, die nicht ohne Strümpfe und Schuhe durchs Dasein gehen mochten, prunkten mit diesen beiden Kleidungsstücken. Als die Zeremonie der Krönung vorüber war, stiegen die Damen auf Wagen, die von Dienern rund durch den Saal gezogen wurden, und bei dieser Rundfahrt gewannen sie Fühlung mit dem Publikum.

Es läßt sich nicht andeuten, was alles bei und nach diesem Triumphzuge geschah, und in wie verschiedenartigen Formen und Umrissen das Leben auf den Wagen sich entwickelte. Man kann das Beispiel dieser Damen nicht nachahmen und muß einiges verschleiern und verbergen. Nach der Rundfahrt stiegen die preisgekrönten Mädchen, mit rosa Bademänteln umhüllt, zum Volke nieder, und wie Göttinnen, die sich unter die Sterblichen mischen, nahmen sie leichtbeschwingt am Tanze teil. Eine frohe Zwangloſigkeit herrschte im Saale, und hier und da war im Gewühl auch ein Wesen zu sehen, das durch seine Grazie die ganze Umgebung verschönte. Eine kleine Kreolin, mit einem Gesicht, wie Toulouse-Lautrec es malte, in einem grünen Kleid und mit schwarzem Bolerohütchen, tanzte mit fremdartiger Anmut.

Diese künstlerische Grazie fehlte den meisten, aber die Gerechtigkeit zwingt, zu erklären, daß selbst in spätester Stunde die Ausgelassenheit nie platt ordinär, nie brutal und verletzend wurde. Die französische Sprache sinkt

nie zu großer Schmutzerei herab, sie bewahrt selbst in der Gosse einen Rest von Liebenswürdigkeit, und so wirkt auch das Schlimmste noch erträglich. Wie die weiche Sonnenluft, die über Paris liegt, den Dingen die Härte nimmt, mildert eine angeborene, ursprüngliche Heiterkeit fast immer auch das Häßliche, und die viel hundert Jahre alte Gewöhnung an solche Freiheit hat im Verein mit dem leichten Temperament eine naive Harmlosigkeit geschaffen. Bei dem Triumphzug der Jungfrauen stand auf dem letzten Wagen, ganz allein und sehr stolz, eine Eva, ein entschleiertes Bild zu Sais, das der Menge, die erfreut hinterdreinzog, majestätisch die Rückseite zuwandte. Die Menge machte das Bild, das ihr so auf dem Wagen voranschwebte, zur Zielscheibe kindlicher Witze, aber sie wurde nicht unflätig, und man konnte ihr anmerken, daß sie gewohnt war, der Wahrheit beherzt ins Gesicht zu sehen.

Saisonschluß

Wir haben wieder einmal die „große Woche" hinter uns, diese „große Woche", die mit dem „Grand Steeple" in Auteuil beginnt und mit dem „Grand Prix" in Longchamps endet. Eine alte Sage behauptet, daß am Morgen nach dem „Grand Prix" die Herrschaften, die auf ihren guten Ruf halten, und die Damen, die von ihrem schlechten Rufe leben, die Reisekoffer packen; aber in Wahrheit hat es fast niemand so eilig. Nur ein paar Villenbesitzer ziehen mit Bedauern nach Ville

d'Avray und Saint-Germain, und ein paar Magenleidende fahren nach Karlsbad.

Eine der berühmtesten Programmnummern der „großen Woche" ist das Rennen um den „Prix des Drags", das auf der Rennbahn von Auteuil stattfindet. An diesem Tage versammeln sich um halb zwei Uhr mittags auf dem Konkordiaplatz vor dem „Cercle de la Rue Royale" die Mail-Coaches, deren Besitzer zu dem berüchtigt vornehmen „Cercle des Guides" gehören, und all die Mail-Coaches fahren dann in geordnetem Zuge durch die Champs-Elysées nach Auteuil. Am vorigen Donnerstag fanden sich auf dem Konkordiaplatz zwölf Mail-Coaches ein, von denen die einen mit vier gleichfarbigen Pferden, die anderen „über Kreuz" mit zwei dunklen und zwei hellfarbigen bespannt waren. Die Pferde hatten Blumen an den Ohren, die kutschierenden Besitzer hatten graue Zylinder auf dem Haupt und die übrigen Herren schwarze. Die Damen hatten sich so hübsch wie irgend möglich gemacht und natürlich hatte jeder Coachbesitzer nur Damen eingeladen, die durch ihren Namen, ihre Eleganz oder ihren Liebreiz eine solche Auszeichnung verdienten. Als der Präsident des Cercle das Signal gegeben, setzten sich die zwölf schweren und dicht befrachteten Wagen in Bewegung; alles ging glatt, nur ein schamloser Vordergaul galoppierte, statt zu traben, und dem unglücklichen Besitzer dieses niederträchtigen Pferdes rann unter dem grauen Zylinder der Angstschweiß über die Stirn.

Dann kam gestern der „Grand-Prix", der Himmel war grau, aber die Damen leuchteten in allen Farben, und die ältesten Fregatten hatten wieder alle Wimpel

aufgehißt. In der riesigen Armee der Demimonde herrschte ein Überfluß an gewaltigen Hüten mit grünen, weißen und blauen Straußenfedern und ein empörender Mangel an hübschen Gesichtern. Man sah auch wieder die unangenehm kostbaren Spitzenkleider, die mit hochmütiger Gleichgültigkeit über den Kies gezerrt wurden, die zierlichen Mäntelchen aus Seide, die nach alten galanten Bildern kopiert scheinen, und besonders sehr viel Blau in allen Schattierungen. Die Damen, die über die Fünfzig hinaus waren, zeigten eine Vorliebe für das unschuldige Himmelblau.

Und nun wären wir, Gott sei Dank, einmal wieder so weit! Noch denkt niemand ans Abreisen, aber die Herren dürfen nun selbst am Nachmittag ein kleines Hütchen oder einen Panama aufsetzen, und bald kommt die Zeit, wo der Mensch eine große Sehnsucht nach dem Busen der Natur verspürt. Es kommt auch bald die Zeit, in der all die üblichen Pariser Sommergäste wieder auftauchen: die Engländer mit den ewigen Reisemützen und der junge ostpreußische oder sächsische Schwerenöter mit dem geröteten Gesicht, mit dem blonden Schnurrbärtchen, mit der plattgepreßten Schutzkrawatte vor dem Oberhemde und mit Lenchen aus der Friedrichstraße am Arm. In umfangreichen, von vier Pferden gezogenen Kremsern fahren die von Cook zusammengespannten englischen und amerikanischen Reisegesellschaften zum Luxembourg, zu Notre-Dame und zum Grabmal Napoleons, und vor der Venus von Milo im Louvre halten die bedauernswerten Führer ihren auswendig gelernten Vortrag. Und am Abend treffen sich all diese interessanten Erscheinungen auf den dun-

stigen Boulevards, betrachten einander mit prüfenden Blicken, und Lenchen sagt verächtlich: „Es is ja gar nicht so schlimm mit ihrer Eleganz!"

„Canard rouennais"

Mehrere Damen und Herren, die bei einem Diner den beliebten „Canard rouennais", die „Rouennaiser Ente" gegessen, sind erkrankt, und eine dieser Personen hat sogar jene andere Welt aufgesucht, in der nicht mehr diniert wird. Es scheint, daß man im Sommer keinen „Canard rouennais" essen darf, und daß diese Ente in den heißen Monaten ein Unglücksvogel ist, vor dem öffentlich gewarnt werden muß. Ich weiß nicht, ob der Verlust besonders groß ist: man kann schließlich ohne „Canard rouennais" leben, und man kann sogar, was weit schlimmer ist, auch ohne ihn sterben.

Der „Canard rouennais" ist ein französisches Nationalheiligtum, das nicht nur seine Fanatiker, sondern auch seine Hohepriester hat. Der berühmteste dieser Götzendiener war Joseph, der Restaurateur in der Rue Marivaux, an der Komischen Oper, der vor einigen Jahren als Koch des Zaren nach Petersburg berufen wurde und jetzt der hohen russischen Gesellschaft die Kriegsstrapazen erleichtert, die sie in Petersburg erduldet. Joseph hatte das Lockenhaupt eines Dichters und die edle Ruhe eines Römers, und ganz wie ein Feldherr nur bei den wirklichen Schlachten hervortritt, so erschien Joseph fast nur, wenn auf dem blankmetallenen Serviertisch

der „Canard rouennais“ herangerollt wurde. Drei oder vier Kellner reichten ihm feierlich die Messer, mit denen er das Fleisch vom Gerippe trennte, und die neunundneunzig Gewürze und Flüssigkeiten, aus denen er ernst und gravitätisch die Sauce zusammenrührte. Schließlich kam das Gerippe unter die Knochenpresse, der herausgequetschte Saft kam in die komplizierte Sauce, die gewärmten Entenscheibchen und die Sauce kamen auf den Teller, und man aß diese Schwergeburt der Kochkunst ohne innere Begeisterung, aber mit einer heimlichen Furcht vor der Rechnung.

Jetzt ist von den großen Künstlern, die den „Canard rouennais“ sozusagen in klassischer Manier zu servieren wissen, eigentlich nur noch Frédéric übrig, der Besitzer des Restaurants zur „Tour d'argent“, ganz unten auf dem linken Seinequai. Der auch schon bejahrte Frédéric, der eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Ibsen hat, versteht die besondere Kunst, die Ente auf der Gabel zu tranchieren, ohne sie auf die Schüssel zu legen. Den jüngeren Kräften fehlt der richtige Schwung, die wahre Tradition, und diese Tradition dürfte ganz verloren gehen, wenn die ungünstigen Gerüchte, die über den „Canard rouennais“ augenblicklich umlaufen, sich bestätigen sollten.

Wie fast alle Verehrer des „Canard rouennais“, gehören auch die Personen, die jetzt diesem Gericht zum Opfer gefallen sind, zu den besten Kreisen. Der Marquis und die Marquise de la Guiche haben ihre Gäste mit dem „Canard“ bewirtet, der Comte Léon de Laubespin ist gestorben, sämtliche Festteilnehmer sind erkrankt, und den Dienstboten, die wohl am meisten gegessen hatten,

geht es am übelsten. Die Sachverständigen erinnern daran, daß nach den Regeln der französischen Kochkunst die Ente erstickt wird, damit das Blut im Innern des Körpers verbleibe. Das zusammengepreßte Blut kann bei warmer Witterung sich leicht zersetzen, und die Ente wird giftig, was man ihr bei dieser Behandlung nicht weiter verübeln kann.

Bereits gelten die Austern für gefährlich; vor kurzem hat man in den „petits fours" giftige Bestandteile entdeckt, und ein Lukullus würde sagen: „Es wird immer schwerer, sich zu sättigen!" Übrigens starb bekanntlich auch Lukullus an einer Vergiftung, und die Behauptung des Cornelius Nepos, daß ein Sklave das Gift in die Speisen gestreut, ist keineswegs bewiesen. Die Geschichte des „Canard rouennais" ist sehr traurig, aber auch sehr lehrreich, und die Warnungen, die sie enthält, werden hoffentlich nicht so bald vergessen werden. Das wahre und dauernde Glück ist nur in der Einfachheit zu finden, in der Einfachheit der Sitten und der Saucen.

Der letzte Weg des großen Barons

(1906)

Der „große Baron", wie Edouard Drumont den Baron Alphonse de Rothschild zu nennen pflegte, hat das eine Auge, das ihm nach seinem Jagdunglück geblieben war, zum ewigen Schlummer geschlossen. Er ist achtundsiebzig Jahre alt geworden, und die Ärzte, die immer auf wissenschaftliche Ordnung halten, haben sich auf eine Lungenentzündung geeinigt. Von dem alten

Stammhause in der Rue Lafitte aus, in das man seine Leiche gebracht, und ohne Blumen und Redebegleitung hat der große Baron heute jenen Weg angetreten, den niemand, kein Milliardär und kein Hungerleider, zu Fuße zurücklegt. Seine Witwe, sein Sohn, der blasse junge Edouard, und seine Tochter erben das enorme Vermögen; aber was bestehen bleibt, ist nur ein Reichtum, und was zu Ende gegangen ist, ist ein Reich.

Die Mitglieder des Hauses Rothschild sind in Paris kaum zu zählen, und ihre Paläste und ihre Gärten würden, wenn man sie vereinigen wollte, ein ganzes Stadtviertel bedecken. In der Rue Saint-Florentin, in der Avenue du Bois, im Faubourg Saint-Honoré, in der Avenue de Marigny, in der Rue de Monceau und in einem halben Dutzend anderer Straßen residieren Leute, die Rothschild heißen, und die allesamt miteinander verbrüdert, vervettert und verschwägert sind. Aber all diese Rothschilds sind nicht besonders interessant, unterscheiden sich im Grunde nicht von anderen Millionären, und der einzige, der etwas Besonderes schien und gewissermaßen eine Tradition verkörperte, war der Chef der Familie, der große Baron. Ich weiß nicht, ob er so intelligent war, wie behauptet wird, aber er machte wenigstens den Eindruck eines intelligenten Mannes, und das ist schon sehr viel. Er hatte in seinem Auftreten etwas wirklich Vornehmes, nicht die steife englische Vornehmheit, sondern die graziöse französische, und solange er lebte, konnte man von der „Dynastie Rothschild" sprechen, während man jetzt nur eine „Familie Rothschild" kennen wird. Er wirkte auf dem riesigen goldenen Postament nicht zu klein, und er

war nicht wie jene Bilder, die man nur mit Erstaunen in einen kostbaren Rahmen gespannt sieht.

Er war 1868, nach dem Tode seines Vaters, des Barons James, das Oberhaupt und der eigentliche Leiter des Hauses geworden. Nach dem Kriege trat er an die Spitze des Bankiersyndikats, das die Zahlung der fünf Milliarden garantierte, und er unterschrieb sich mit seinen beiden Brüdern für zwei Milliarden siebenhundert und fünfzig Millionen. Er war der Geldleiher und Bankier der meisten Staaten Europas, der Ratgeber aller französischen Finanzminister, und der Mann, zu dem man in schwierigen Krisen vertrauensvoll hinblickte. Als dann auch das Bankwesen sich mehr und mehr demokratisch organisierte, als die großen Institute mit ihrer Armee von Aktionären den alten Patriarchen den Rang streitig machten, wollte er lieber die Geschäfte seines Hauses einschränken, als an diesem Wettkampfe teilnehmen. Er besaß nicht den Ehrgeiz so vieler bedeutender Bankiers, die überall mit dabei sein müssen, aber er besaß den Ehrgeiz, die Stütze und der Wächter des französischen Kredits zu heißen. Vor vielen Jahren hat Forain zwei kleine Balletteusen gezeichnet, die im Balettfoyer der Oper auf einen Herrn deuten und einander, voll Ehrfurcht und Hoffnung, zuflüstern: „Rothschild!" Und ganz ähnlich, in demselben Tone der Hoffnung, sprach man an der Börse in kritischen Zeiten diesen Namen aus.

Sehr wenige Pariser konnten so sehr als „bekannte Erscheinungen" gelten wie der alte Alphonse Rothschild. Am Vormittag gegen halb elf, wenn er in seinem Palais in der Rue Saint Florentin, dicht am Konkordiaplatz,

das einst das Palais Talleyrands gewesen war, mit seinen Beamten und den unvermeidlichen Kunsthändlern konferiert hatte, sah man ihn zu Fuß oder in seinem Wagen auf dem Wege zu dem Bankhause in der Rue Laffitte. Man traf ihn auf den Rennplätzen von Auteuil und Longchamp, auf der Strandpromenade von Trouville, des Abends in den kleinen Theatern, die er den großen vorzog, und bei den Empfängen der Botschafter. Er war Regent der Bank von Frankreich, Präsident der Nordbahn, Mitglied in zehn Klubs und überladen mit Ehrenämtern. Sein spitz geschnittener abstehender Backenbart und die kleine Fliege unter der Unterlippe waren silberweiß, aber sein Gesicht war immer rosig und fast faltenlos, und obwohl er ein Glasauge hatte, war in seinem Ausdruck nichts Starres. Er trug bis zu der Stunde, wo er den Soireefrack anlegte, stets eine lange, künstlerisch geknotete schwarze Krawatte und in dem Knopfloch des schwarzen Rockes eine Rose; seiner ganzen Erscheinung war die leichte, liebenswürdige Eleganz aufgeprägt, die so vielen alten Parisern eigen ist, aber diese leichte Liebenswürdigkeit war bei ihm mit einer wägenden, kaufmännischen Bedachtsamkeit gemischt.

Es wird von ihm erzählt, daß er sehr einfach lebte und sehr anspruchslos war; aber es ist schließlich auch einem Milliardär unmöglich, allabendlich zwölf Gänge zu essen. Richtig ist, daß seine Gattin nie, wie andere Damen ihrer Familie und wie die meisten reichen Pariserinnen, die Attribute ihres Reichtums auf sich herumtrug, und man fand sogar häufig Personen, die über diese Schlichtheit die Nase rümpften. Der große Baron besaß, gemeinsam mit seinen Brüdern, einen

Rennstall, aber eigentlich nur pflichtgemäß und ohne inneres Verständnis. Er liebte die Blumen, die er in den Gärten und den vierzig Treibhäusern seines Schlosses Ferrières aufzog, und sammelte mit unermüdlichem Eifer Bilder, Bibelots, alte Möbel und alte Porzellane. In seiner Galerie hängen Bilder von Velasquez, von Rubens, von van Dyck, von allen berühmten Meistern, und zwei Gemälde von Raffael, von denen jedes eine Million gekostet, und seine rosa Sèvresvasen und das Service der Diane de Poitiers gelten als die Perlen seiner Porzellansammlung. Er gab seit zwölf Jahren nur noch selten große Feste, und auch in Ferrières, wo er früher so oft den Prinzen von Wales, den Herzog von Aumale, den Grafen von Paris, den König von Portugal und alle Großfürsten bewirtet, war es still geworden. Er war sehr wohltätig, stiftete noch vor kurzem zehn Millionen für die Erbauung von Arbeiterwohnhäusern, gab bei der Hochzeit seines Sohnes all seinen zahllosen Beamten und den Beamten der Nordbahn ein halbes Jahresgehalt und tat wohl auch im stillen sehr viel Gutes. Es wäre beinahe geschmacklos, wenn man ihn deswegen loben wollte.

Die Rothschilds waren, wie alle großen französischen Bankiers des 19. Jahrhunderts, im Grunde ihres Herzens orléanistisch, aber sie begriffen mit klugem Takt, daß ein Haus wie das ihrige mit den politischen Parteien nur platonische Freundschaften und nicht dauernde Allianzen schließen dürfte. Sie beugten sich immer vor dem „fait accompli“, und auch Alphonse Rothschild verhielt sich trotz seiner Sympathie für die Söhne Louis Philipps politisch neutral. Während der Dreyfus-Affäre haben

sowohl die Dreyfusards wie die Anti-Dreyfusards ihn angegriffen: die Dreyfusards, weil er jede Einmischung ablehnte, und die Anti-Dreifusards, weil er seine Glaubensgenossen nicht von der Kampagne zurückhielt. Mit etwas mehr Berechtigung konnte man bedauern, daß er seinen Einfluß nicht zugunsten der russischen Juden verwertete, und daß er erst in den letzten Jahren der russischen Regierung etwas kühler begegnete. Das war gewiß auch sehr taktvoll, aber für einen so großen Baron doch ein bißchen klein, und es wirkte wie ein unschöner Fleck auf einem Rocke, auf dem sonst kein Stäubchen geduldet wurde.

Der große Baron ist heute vormittag beerdigt worden. Es gab keine Blumen und keine Reden, und das einzige, was den Reichtum des Verstorbenen verriet, waren die vierzehn prachtvoll bespannten Equipagen der Familie mit den florumhüllten, brennenden Laternen und den wehenden Florschleiern an dem Geschirr der Pferde. Der Tote war, wie er es bestimmt hatte, nicht in dem Palais in der Rue Saint-Florentin, sondern in dem alten Stammhause in der Rue Laffitte aufgebahrt, und er zog durch dasselbe Tor hinaus, durch das man seine Eltern hinausgetragen hatte. Er hatte noch auf dem letzten Wege getreu den Spuren seiner Vorfahren folgen wollen, und durch dieses Festhalten an der Tradition, am Glauben und an den Überlieferungen seines Hauses war er, weit mehr als durch seinen Baronstitel, im besten Sinne des Wortes ein Aristokrat. Ich glaube, daß er dadurch auch, trotz seiner Milliardenmacht, den Parisern so sympathisch geworden, und daß die unübersehbare Menge, die heute unter der blendenden Frühlings-

sonne seine Leiche begleitete oder sie am Wege grüßte, weit weniger den Besitzer eines großen Vermögens ehren wollte, als den vornehmen Hüter einer großen Tradition.

Der Kopf des Mörders Languille

In Orléans ist vorgestern ein Landstreicher, Henri Languille, hingerichtet worden, der in dem Dorfe La Rochelle einen Schankwirt, den Vater Legeais, ermordet hatte. Orléans ist eine stille Stadt, die Bevölkerung lebt in ehrbarer Sittenreinheit und in der Erinnerung an Jeanne d'Arc, und da auch der genügsamste Mensch einmal etwas anderes als die Erinnerung an eine vor vierhundertvierundsiebzig Jahren verstorbene Jungfrau braucht, so galt die Hinrichtung Languilles ersichtlich als eine willkommene Zerstreuung. Ein Redakteur des „Matin", der nach Orléans geeilt war, um dem Ereignisse beizuwohnen, erklärt, daß Henri Languille bis zuletzt eine „zynische Festigkeit" gezeigt habe, aber wäre Languille weniger standhaft in den Tod gegangen, so hätte man ihm wahrscheinlich „widerliche Feigheit" vorgeworfen. Die Kritik ist leicht und die Kunst ist schwer, und Henri Languille hätte seine Kritiker ersuchen können, ihm die Sache doch einmal vorzumachen.

Ich entnehme aus dem Bericht des „Matin", daß der Staatsanwalt vor Aufregung stotterte, daß dem Advokaten die Hände zitterten, daß zwei Soldaten von einem Unwohlsein befallen wurden, und daß Languille seinem Gefolge zurief: „Warum seid ihr so blaß? Habt ihr Furcht?" Languille leerte ein Glas Kognak und sagte:

„Meine Herren, auf Ihre Gesundheit — ich kann leider auf die meinige nicht trinken!", und als er schon unter dem Fallbeil lag, schrie er: „Adieu, Leben, adieu!" All diese Worte haben gleichsam eine eherne Prägung, sie gemahnen an die stoische Ausdrucksweise der römischen Helden Corneilles, und sie waren der historischen Stadt, in der Languille die Ehre hatte, sein Haupt auf den Block zu legen, nicht unwürdig. Aber wenn heute nicht nur ganz Orléans, sondern auch ganz Paris von dieser Hinrichtung spricht, so ist das doch keineswegs durch diese Römerworte zu erklären, sondern einzig und allein durch einen Vorfall, der sich in dem Augenblick ereignete, wo der Scharfrichter eben sein staatserhaltendes Werk vollendet hatte.

Der Doktor Beaurieu, Oberarzt des Hospitals zu Orléans, war von den Behörden im Interesse der Wissenschaft zu einem merkwürdigen Experimente ermächtigt worden. Das Fallbeil hatte kaum den Hals des Mörders Languille durchschnitten, als der Doktor Beaurieu herbeieilte, den eben vom Körper getrennten Kopf in die Höhe hob und ihm mit lauter Stimme zurief: „Languille! Languille!" Der Staatsanwalt, der Geistliche, die Honoratioren und die Journalisten betrachteten starr und aufgeregt diesen Kopf, den der Doktor zwischen seinen kräftigen Händen hielt, und ihre Aufregung wuchs zu einem gruseligen Entsetzen, als jetzt der Kopf Languilles die Augen öffnete und den Doktor Beaurieu mit einem langen, ausdrucksvollen Blicke ansah. Dann schlossen sich die Augenlider wieder, der mutige Doktor rief abermals: „Languille! Languille!" und Languille warf noch einmal, wie in einer stummen

Frage, einen Blick auf den Rufer. „Languille! Languille!“ rief der Doktor zum dritten Male. Aber jetzt war der Kopf Languilles des sonderbaren Spieles müde, er ließ sich nicht länger zum Leben erwecken und hatte auch den letzten Zusammenhang mit den Dingen dieser Welt verloren.

Dieser Vorfall hat, wie gesagt, nicht nur in Orléans, sondern auch in Paris einen tiefen Eindruck gemacht, und selbst ein ganz vollständiger Mensch hat selten das Publikum so sehr beschäftigt wie jetzt der Kopf Languilles. In den Vorderhäusern und in den Hinterhäusern wird die Frage erörtert, ob der Kopf sich seiner Lage bewußt gewesen, und was er wohl gedacht und empfunden, als er seinen ganzen Verlust übersehen. Die rege Volksphantasie malt sich aus, wie der Kopf vergeblich seinen Körper gesucht, und alle alten Scheuerfrauen sind fest überzeugt, daß in dem Kopfe irgend etwas, und etwas Furchtbares, vorgegangen sei. Wie stets in solchen Fällen, hat jeder noch etwas mehr gelesen und gehört als der Nachbar oder die Nachbarin; der eine erzählt, auch die Lippen des Hingerichteten hätten sich deutlich bewegt, ein zweiter berichtet, der Kopf habe den Doktor streng und vorwurfsvoll angeblickt, und ein dritter behauptet, daß auf den Zügen ein wahrhaft ergreifender Trennungsschmerz gelegen.

Es ist beinahe bedauerlich, daß die Wissenschaft diesen romantischen und aufregenden Schauergeschichten in prosaischer Weise widersprochen hat. Der Professor Hartmann, einer der ersten Pariser Chirurgen, hat erklärt, daß nur eine ganz bekannte und oft konstatierte Erscheinung vorliege und daß Languille von dem Vorgang

auch nicht das mindeste mehr gemerkt habe. Wenn ein Geschöpf ganz plötzlich, in voller Gesundheit, aus dem Leben in den Tod befördert werde, so dauere die Reizbarkeit der Gewebe noch eine lange Weile fort, und man habe noch sechsunddreißig Stunden nach einer Hinrichtung gesehen, daß die Nerven des Körpers bei Berührung mit einer Nadel zusammenzuckten. Bei Schlangen, Aalen, Enten und Fröschen werde solch ein Nachzittern des Lebens am leichtesten beobachtet, und wenn man einen Frosch enthaupte und einige Zeit später das linke Froschbein etwas zwicke, so mache sofort das rechte Bein eine zuckende Bewegung. Als der Doktor Beaurieu den Namen „Languille" gerufen, seien die Gehörnerven des Kopfes in Schwingung geraten, und durch einen sogenannten „Reflex" hätten auch die Sehnerven ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Languille habe unter dem Fallbeil sehr viel Blut verloren, und schon dieser Blutverlust allein habe genügt — von dem Verlust des übrigen gar nicht zu reden — um dem Kopfe die Fähigkeit des Empfindens und Denkens zu rauben.

Man kann nur wünschen, daß der Professor Hartmann recht hat, und was er sagt, klingt ja auch sehr einleuchtend. Ein jeder weiß, daß ein toter Aal sich noch fast so gut wie ein lebendiger Kammerherr windet, und das Zucken der Froschleiche ist von allen jugendlichen Tierquälern beobachtet worden. Aber da es sich somit um eine längst bekannte Tatsache handelt, und die Wissenschaft von diesen Erscheinungen genügend unterrichtet ist, so ist es doppelt unverständlich, warum eigentlich der Doktor Beaurieu den Kopf des hin-

gerichteten Languille in der wohlverdienten Ruhe gestört hat. Offenbar hat in diesem stillen Orléans die Ankündigung einer Hinrichtung etwas begriffsverwirrend gewirkt, und der Oberarzt des Hospitals glaubte, sich den Dank seiner Mitbürger zu verdienen, indem er das Vergnügen ein wenig verlängerte. Der Doktor war gewiß sehr schön, als er so mit der Unerschrockenheit des echten Wissenschaftlers den Kopf des Mörders Languille in die Höhe hob, aber unwillkürlich fühlt man sich doch zu der Frage veranlaßt: Wo hatte er den seinigen?

Venus im Pelz

In diesen unerfreulichen Dezembertagen wirkt es doppelt angenehm, auch einmal wieder von Dingen zu hören, die ungleich graziöser sind als die deutsche Diplomatie. Fräulein Madeleine Carlier, eine junge Künstlerin des Odéon, hat nach vielen anderen Wegen den Weg der Klage beschritten und einen Herrn Max vor die französischen Gerichte zitieren lassen. Hat dieser Herr Max, dem Fräulein Carlier so mutig die schöne Stirn bietet, ihre Ehre verdächtigt, hat er ihr Talent oder ihre Reize bezweifelt, hat er gar ihre Tugend verleumdet, und ist Fräulein Carlier wie das empfindsame Hermelintier, das sich lieber töten als einen Flecken auf seinem weißen Pelze ertragen will? Fräulein Madeleine Carlier ist kein Hermelintier, niemand hat sie verleumdet, mancher ist ihr nahe, aber niemand zu nahe getreten, und wenn sie heute Herrn Max vor allen

irdischen Richtern befehdet, so handelt es sich in dieser Fehde nicht um ein Hermelin, sondern um einen Zobel.

Herr Max ist von Beruf Pelzhändler, er hat vor zwei oder drei Jahren ein großes Pelzgeschäft eröffnet und hat sein Möglichstes versucht, um die weibliche Kundschaft anzulocken. Der Luxus, der in Paris gerade mit Pelzen getrieben wird, ist beinahe märchenhaft; es gibt Pariserinnen, die alljährlich ihren Pelz wechseln. Aber auch die Konkurrenz ist sehr groß, und ohne Reklame ist in Paris nichts zu machen. Herr Max tat, was die Schneider, die Pelzhändler und die Modistinnen in Paris zu tun pflegen, er wandte sich an eine schöne, elegante und vorteilhaft bekannte Dame und bat sie, seine Pelze zu „lancieren". Er hüllte Fräulein Madeleine Carlier in einen Zobelmantel, ersuchte sie, sich so im Zobel photographieren zu lassen, veröffentlichte dieses Bild in mehreren Modejournalen und schrieb an die Künstlerin: „Ich bin glücklich, daß etwas aus dem Hause Max das entzückendste Kind der zivilisierten Welt umgeben darf." Das entzückendste Kind der zivilisierten Welt trug den Zobel im Bois und im Theater, wärmte sich in dem schönen Pelz und war sehr erstaunt und entrüstet, als Herr Max ihm dann eine Rechnung im Betrage von 12195 Frank und 35 Centimes übersandte. Wollte dieser Pelzmensch behaupten, der Zobel, den er mit so beglückten Worten begleitet, sei kein Geschenk gewesen? Nicht nur Fräulein Carlier, sondern das ganze Amazonenkorps geriet in Empörung, und die Zornesröte stieg in Gesichter, die nicht so schnell zu erröten pflegen.

Man ging vor den Kadi, und Herr Max verlor in

erster Instanz. Vergeblich erklärte er, 12195 Frank wären kein Pappenstiel; der galante Gerichtshof entschied, daß „ein solches Geschenk nicht übertrieben groß scheint, wenn man liest, was der Lieferant selber über die Vorzüglichkeit seines Modelles geschrieben". Der Pelzhändler nahm dieses Urteil des ersten Richters nicht an, und so hat jetzt in dieser Zobelsache eine neue Verhandlung vor einem anderen Gerichtshofe stattgefunden. Ein reiches Material war von dem Anwalt des entzückenden Kindes zur Stelle geschafft worden, man vernahm, wie Lieferanten und vielgenannte Damen einander liebevoll beistehen, und daß ein einziger Schneider einer Künstlerin des Théâtre Français alljährlich für 60000 Frank Kleider zum Geschenk macht. Aber der Anwalt hat sich nicht mit diesen Mitteilungen begnügt, die höchstens den weltfremden Pelzhändler überrascht haben dürften, sondern er hat auch Briefe verlesen, in denen die Kameradinnen des Fräulein Carlier ihre Ansichten und Erfahrungen aufgezeichnet haben. Diese Damen protestieren wie ein Mann gegen die Verletzung ihrer heiligsten Privilegien, und sie scharen sich um den bedrohten Zobel wie um eine Trophäe oder eine Fahne im Kampfgewühl.

„Meine liebe Mad," schreibt Fräulein Rachel Launay von der Komischen Oper an Fräulein Madeleine Carlier vom Odéon, „als Max sich an Dich wandte, wußte er genau, welch glänzende Reklame das für ihn sein würde, und selstverständlich mußte er Dir ein Geschenk machen, wie das allgemein üblich ist." — „Meine liebe Freundin," schreibt Fräulein de Pouzols de Saint-Phar, Mitglied des Odéon, „ich bestätige Dir, was ich Dir neulich

gesagt: wenn ich mich auf Wunsch eines Schneiders photographieren lasse, so verehrt mir der Schneider das Kostüm." Sehr ausführlich erörtert Fräulein Vera Sergine, gleichfalls vom Odéon, den Fall, und nachdem sie erzählt, daß ihr auch Kleider für die Bühne, für die Rennen und für andere Gelegenheiten kostenlos geliefert werden, erklärt sie ohne Befangenheit: „Ich füge hinzu, daß ich mir so meine Garderobe zusammenstelle." Nur wer Paris nicht kennt, kann über solche ungenierte Beichten erstaunt sein und von Mangel an Stolz und von Würdelosigkeit sprechen wollen. Diese Damen sind nicht Almosen-Empfängerinnen, die dankbar milde Gaben entgegennehmen — sie sind Fürstinnen, denen die Industrie nur den schuldigen Tribut zahlt.

Wer Paris nicht kennt, mag auch fragen, wie die Pariser Schneider „dabei bestehen können", und er würde diese Frage ganz unweigerlich stellen, wenn er von all den Damen lesen würde, die bei ihrem zu frühen Tode oder bei einer plötzlichen Abreise hunderttausend Frank Schulden „für Wäsche und Kleider" hinterlassen. Aber die führenden Pariser Schneider, die Worth, Doucet, Pacquin und alle die anderen denken nicht so kleinlich; sie verdienen unmenschlich viel Geld, und sie begreifen wie starknervige Feldherren, daß man ohne Verluste keine Siege erringen kann. Wenn man etwas genauer hinsieht, so bemerkt man, daß diese großen Schneider mit zweierlei Maß messen, daß sie die Frauen, von denen man nicht spricht, mit gnädiger Herablassung behandeln, und daß sie nur denjenigen den Hof machen, von denen gut oder schlecht, aber vor allen Dingen sehr viel gesprochen wird. Diese erfahrenen Geschäftsleute

wissen, daß Paris und die Pariser Industrie eine solche Armee eleganter Frauen gebrauchen, daß der Luxus der einen die Begierde der anderen anstachelt, daß Paris nicht mehr Paris wäre, wenn jene weiblichen Sendboten nicht immer neue Wunder der Mode zur Schau trügen. Andere patriotische Bürger schmücken ihre Vaterstadt und stiften Denkmäler und Brunnen, und die griechischen Kunstfreunde bevölkerten die Tempel und Plätze mit unbekleideten Göttinnen. Die großen Pariser Schneider haben einen erklärlichen Widerwillen gegen das Nackte. Sie schmücken ihre Stadt auf eine andere Weise und sorgen liebevoll dafür, daß die Göttinnen immer schön gekleidet umhergehen.

Man muß den Richtern der zweiten Instanz nachsagen, daß sie die Zobelaffäre mit erfreulicher Gründlichkeit behandelt haben. In den zahlreichen Fällen, in denen es sich um die Toilettengeheimnisse der Damenwelt handelt, gehen die Pariser Gerichte stets sehr sorgfältig zu Werke, und keines dieser Geheimnisse widersteht dem juristischen Spürsinn. Zu welchem Resultate die langen Verhandlungen führen würden, war freilich vorherzusehen: das Schicksal des Pelzhändlers war von Anfang an besiegelt, und die Gutachten der Freundinnen haben ihm den Todesstoß gegeben. Die Richter der zweiten Instanz haben entschieden wie ihre Vorgänger, und Herr Max sieht nun endgültig seine Felle davonschwimmen. Aber es wäre sehr hübsch, wenn Fräulein Carlier jetzt in einer großmütigen Regung diesen Zobel zurückschickte, den sie zwei Winter hindurch getragen, und der nun nicht mehr ganz frisch ist. Fräulein Carlier hat viel erreicht, sie hat die Rechte und beinahe die Ehre ihres

Standes wirksam verteidigt, und sie steht als „das entzückendste Kind der zivilisierten Welt" in den Akten. Nach einem solchen Erfolge kann sie in Paris so viel Pelze haben, wie sie irgend begehrt, und alle Lieferanten und alle freigebigen Männer werden sich danach drängen, sie gegen rauhe Lüfte und Winterfrost zu schützen.

Die Schwimmerin

Am vorletzten Sonntag durchschwammen eine junge Australierin, Miß Kellermann, und die sechs berühmtesten Schwimmer Europas und Amerikas die Seine, von einem Ende der Stadt Paris zum andern. Ich war an jenem Sonntage nicht in Paris, ich habe den Wettkampf zwischen der Miß und den sechs Männern leider nicht gesehen, aber fünfmalhunderttausend glückliche Pariser haben auf den Ufern dem ungewöhnlichen Ereignis beigewohnt. Muß man erst sagen, daß diese fünfmalhunderttausend Pariser sich weder für die Schwimmkunst, noch für den Engländer Holbein, noch für den siegreichen Franzosen Paulus interessierten, und daß sie einzig und allein für die hübsche achtzehnjährige australische Miß gekommen waren? Sie konnten, da die Miß natürlich nicht auf dem Rücken schwamm, das Antlitz der jungen Dame nicht deutlich erkennen, aber jedes Ding hat erfreulicherweise zwei Seiten, und niemand ging ganz unbefriedigt nach Hause. Es war zweifellos ein schönes Schauspiel und zugleich ein stolzer Moment in der Geschichte Australiens, als so

die Augen von fünfmalhunderttausend enthusiastischen Parisern auf den australischen Erdteil gerichtet waren.

Man konnte einen Augenblick lang befürchten, daß das Schwimmvergnügen für Miß Kellermann üble Folgen haben würde, denn das Wasser der Seine ist nicht sauber, und dieser bedauernswerte Strom trägt nicht nur geduldig sein Schicksal, sondern auch allerhand anderes. Zum Glück hat Miß Kellermann eine gesunde Natur, und wie ein richtiger Fisch weiß sie sich jeder Sauce anzupassen. Sie ist dem Wasser ohne eine Spur von Ermüdung oder Übelkeit entstiegen, und diese reine Seele ist so wenig von dem Schmutz ihrer Umgebung berührt worden, daß sie sogar den Wunsch geäußert hat, noch einmal in die trüben Fluten zurückzukehren. Sie führte diesen Vorsatz aus und schwamm gestern in einer geräumigen Badeanstalt am Pont de la Concorde vor einem feierlich geladenen Publikum. Die Veranstalter der Festlichkeit hatten die Güte gehabt, mich einzuladen, und ich ging zu der Badeanstalt mit der heiteren Ruhe eines Mannes, der dort nicht zu baden braucht.

Nachdem verschiedene Kunstschwimmer Vortreffliches geleistet und zwei Schwimmklubs spuckend und schnaufend mit einem großen Lederball Polo gespielt hatten, erschien Miß Kellermann. Sie stand zuerst wartend und plaudernd bei einigen Freunden und Bekannten, eingewickelt in einen grauen Mantel, und selbst wer schon ihre sehr hübschen Photographien gesehen hatte, mußte noch angenehm überrascht sein. Miß Kellermann, die unter der Obhut eines wirklichen Vaters reist und nach allgemeiner Ansicht in Paris nur einmal, nämlich auf dem Wasser, besiegt worden ist, macht den Eindruck

einer sehr wohlerzogenen jungen Dame, und ihre Würde entfernt, nach dem Worte des Dichters, die Vertraulichkeit. Ihr Teint ist zart und leicht gebräunt, das Kinn ist kräftig und rund, die Nase ist regelmäßig, die intelligent lächelnden Augen sind von dunklen Brauen überdacht, und die braunen Haare sind, obwohl Miß Kellermann sie durch keine Badekappe schützt, noch weich und voll. Dann warf die junge Miß den Mantel ab und stand nun im schwarzen, enganschließenden Badekostüm und in jenen schwarzen Strümpfen, die jede Miß in einem französischen Seebade trägt, auf dem Sprungbrett. In dem Sportblatte „L'Auto" hat ein Arzt diese australische Erscheinung sehr detailliert beschrieben, ihre ungewöhnliche Brustweite, ihre starken Atmungsorgane und die Vereinigung von Fülle und Anmut gerühmt und sorgfältig alle Maße und Gewichte aufnotiert. Ich möchte darauf verzichten, diese Indiskretionen wiederzugeben, und will nur sagen, daß dank Miß Kellermann die Hochachtung vor Australien hier erheblich gestiegen ist.

Miß Kellermann lächelte, sprang ins Wasser und schwamm nun in der ihr eigenen, „Trudgen" genannten Manier durch das Bassin. Der „Trudgen" erinnert an den „Over arm strock": die Schwimmerin arbeitete abwechselnd mit den rechten Gliedern und mit den linken und warf, wenn sie den rechten Arm vor- und das rechte Bein zurückstieß, den ganzen Körper energisch auf die rechte Seite. Ihre Bewegungen waren sehr rhythmisch und sehr kraftvoll, der Kopf begleitete mit einem fast hörbaren Ruck die Drehung des Körpers, und scharfsinnige Beobachter wollen bemerkt haben, daß

eine besondere Biegung des Fußes die Stoßkraft noch verstärkte. Als die junge Dame ein paar Mal hin und her geschwommen war, begann sie sich als Springerin zu zeigen, und sie sprang rückwärts und vorwärts, kopfüber und auf alle Arten. Wenn sie hockend, mit emporgezogenen Knien hinunterplumpste, verriet sie ihre Zufriedenheit durch einen Freudenjuchzer, und sie wurde übermütig wie eine Böcklinsche Najade. Jedesmal, wenn sie so mit der vollen Breitseite ins feuchte Element tauchte, schlug das Wasser hoch empor, und das Publikum triefte nicht mehr einzig von Begeisterung.

Es scheint, daß Miß Kellermann in Paris nur zum eigenen und zum allgemeinen Vergnügen schwamm, daß ihr aber in der Heimat ihre Kunst auch pekuniäre Vorteile einträgt. Sie gewinnt bei Schwimmfesten wertvolle Preise, und sie lehrt die Töchter des Landes, sich auch im Wasser mit Anstand zu behaupten. Diese Wassernymphe hat die Feuerseele einer Prophetin: sie möchte am liebsten die Welt in ein Aquarium verwandeln, und nichts ist ihr so unbegreiflich und so verhaßt wie ein trockener Mensch. Es ist nicht allzu wahrscheinlich, daß sie in Paris sehr viele Schülerinnen und Adeptinnen gefunden hat, denn die Pariserin liebt nicht den Kampf mit den Wellen und zeigt auch in Trouville ihr Badekostüm zumeist außerhalb des Wassers. Die Priester verbieten nicht mehr, wie die Mönche des 16. Jahrhunderts es getan, das Baden, sie predigen nicht mehr: „O ihr Frauen, die ihr badet, ich erwarte euch im Schwitzbad der Hölle!“ aber was die Frömmigkeit nicht mehr verbietet, das verhindert die Eitelkeit. Man kann nur bedauern, daß die Pariserinnen ihre etwas schwächliche

Grazie nicht in den Fluten zu ſtählen verſuchen, aber man muß leider zugeben, daß ſelbſt die reizendſten Damen im Waſſer weniger reizend erſcheinen. Die Sage berichtet, alle Fiſche und Meerbewohner ſeien in Verzückung geraten, als die göttliche Venus ruhig und feierlich aus dem Meere emporſtieg. Vielleicht iſt keine andere mythologiſche Erfindung ſo unhaltbar wie dieſe, denn als Venus aus dem Meere emportauchte, war ſie nicht Venus.

Die Millionärin

Die Pariſer haben wieder ernſte aufgeregte Tage durchlebt. Dieſe Aufregung war nicht verurſacht durch die marokkaniſche Frage, auch nicht durch die intenſive Sommertätigkeit einzelner Monarchen, ſondern einzig und allein durch eine Lotterie, die zugunſten der franzöſiſchen Preſſe oder ihrer Unterſtützungskaſſe veranſtaltet worden iſt. Man muß ſagen, daß die Gewinnchancen dieſer Lotterie ungewöhnlich gering ſind, denn den anderthalb Millionen Loſen ſteht nur eine ganz kleine Anzahl von Gewinnen gegenüber; aber der Hauptgewinn in jeder einzelnen Serie beträgt eine Million, und dieſe Ziffer hat noch immer eine werbende Kraft. Die Skeptiker mochten bemerken, daß bei anderthalb Millionen Loſen die Konkurrenz etwas groß wäre, die Ungenügſamen mochten vorrechnen, daß eine Million bei dem heutigen Zinsfuße nur einen armſeligen Notgroſchen bedeutete; kein Menſch ließ ſich durch ſolche grämlichen Betrachtungen von der Jagd nach dem Glück zurück-

halten, und die Lose, die offiziell zwanzig Frank kosteten, wurden am Tage vor der ersten Ziehung mit achtundzwanzig bezahlt. Wochenlang wurde überall, wo man ging und stand, die Frage erörtert: „Was mache ich, wenn ich gewinne?", und viele alte Frauen legten sich so lange die Karten, bis die Karten weich wurden und die ersehnte Million versprachen.

Wie sich bei jeder russischen Niederlage zunächst das Gerücht von einem russischen Siege verbreitet hat, so wurde auch an diesem ersten Ziehungstage eine Anzahl falscher Siegesnachrichten ausgesprengt. Ein interessanter Zufall wollte, daß die erste dieser Nachrichten den russischen Konsul in Paris als Gewinner bezeichnete, während in Marseille eine Fischhändlerin in der Markthalle als Siegerin gefeiert wurde. Der Konsul, der gar kein Los besaß, nahm die Kunde natürlich kaltblütig auf, die Fischhändlerin in Marseille aber verschenkte sofort ihre Fische und stimmte, als ihr Irrtum offenbar wurde, ein Geheul an, das allen Menschen und Tieren in der Halle Tränen des Mitgefühls entlockte. Einen halben Tag lang wartete ganz Frankreich in atemloser Spannung; dann kam die befreiende Meldung, daß Frau Hofer, Kantinenwirtin beim 28. Dragonerregiment in Sedan, die Million gewonnen.

Kantinenwirtinnen, die den Durst eines ganzen Dragonerregimentes löschen, sind gewöhnlich sympathische Persönlichkeiten. Diese Damen gleichen ja nicht immer den Marketenderinnen in den komischen Opern und dem Gustel von Blasewitz, aber wer jemals in Staub und Hitze ein Manöver mitgemacht hat, der erinnert sich in dankbarer Rührung ihrer Umsicht und ihrer Fürsorge.

Frau Hofer, deren Mutter schon als Kantinenwirtin sich bewährt hatte, ist Witwe, hat ein hübsches Vermögen erworben und wollte sich eben, im besten Mannesalter, vom Geschäft zurückziehen. Ich sage „im besten Mannesalter", aber ich muß hinzufügen, daß die Angaben über die Zahl ihrer Jahre in diesen Tagen eigentümlich hin und her schwankten, und daß Frau Hofer in dem Maße an Jahren verlor, wie sie an Reichtum und Ansehen gewann. Die Zeitungen hatten im ersten Augenblick von einer „vierzigjährigen Witwe" gesprochen; aber als es ganz feststand, daß Frau Hofer Millionärin geworden, wurde sie „eine schöne brünette Frau, ziemlich stark, sehr heiter von Natur und achtunddreißig Jahre alt". Auf ihren Bildern, die in allen Zeitungen zu sehen sind, erscheint sie rund wie eine Kugel, rund wie das Fäßchen in ihrer Kantine, und rund wie die Summe, die sie gewonnen hat.

Die Pariser Reporter, die natürlich nach Sedan geeilt sind, haben die runde Witwe inmitten ihrer Dragoner getroffen, denen sie gerade einen Freipunsch kredenzte. In all ihrem Glück und in all ihrem Punsch hatte sie sich kaum einen kleinen Schwips angesäuselt, und sie äußerte sich zwar redselig, aber keineswegs phantastisch. Sie erzählte, daß die Frauen auf dem Markte sie umdrängt und an irgend einer Körperstelle berührt hätten, wovon diese gläubigen Weibsbilder sich eine glückbringende Wirkung versprachen, und sie erzählte weiter, daß sie in ihrer Heimat Villemouble ein Haus bauen, daß sie Pferd und Wagen kaufen und oft nach Paris reisen wollte. Man fragte sie, ob sie sich wieder zu verheiraten gedächte, aber sie verneinte energisch und

erklärte sehr vernünftig, daß die Männer nur ihre Million, nicht sie selber umwerben würden. Dagegen wollte sie sehr viel Gutes tun, recht vielen Menschen Freude bereiten, und wenn sie auch nicht all die wohltätigen Pläne, die in den Blättern ihr zugeschrieben wurden, sofort ausführte, so stiftete sie doch zehntausend Frank für die Ferienkolonien und berief ihren einzigen Erben, einen Neffen, telegraphisch an ihre Seite. Dieser Neffe, der bisher in Paris das etwas melancholische Amt eines Leichenwagenkutschers versah, äußerte seine Freude so laut, daß er wegen Störung der öffentlichen Ordnung mit einer Polizeistrafe bedacht werden mußte. Es ist eine alte Beobachtung, daß Menschen, die viel mit stummen Personen zu tun haben, ihre Gefühle gern recht vernehmbar kundgeben, und der Fall der Fischhändlerin und der Fall des Leichenwagenkutschers beweisen die Richtigkeit dieser Theorie.

Den zweiten Hauptgewinn, zweimalhunderttausend Frank, gewann ein Herr Désiré Cousin, Kassierer bei einer Firma in Armentières, und auch Herr Cousin erhielt den Besuch der Reporter. Herr Cousin ist nicht so herzhaft, nicht so beglückt und lustig wie die runde Witwe, er ist der Typ des trockenen Gewinners, und er hegt, um den Borgern und Bettlern überflüssige Bemühungen zu ersparen, den begreifbaren Wunsch, daß von diesem Vorfall nicht allzuviel gesprochen werde. Herr Cousin, der eine Frau und zwei Söhne hat, wird seinen Kassiererposten nicht aufgeben, er wird genau wie früher allmorgens auf seinem Bureauschemel hocken, und gedenkt auch sonst nicht, seine Lebensweise erheblich zu verändern. Man braucht nicht zu befürchten, daß

er sich infolge dieses Glücksfalles kostspieligen Ausschweifungen überlassen wird, und man spürt ordentlich den sauren Wein auf der Zunge, den er zur Feier des Ereignisses seinen Kollegen offerieren dürfte.

Es ist sehr amüsant, zu sehen, wie so die verschiedensten Menschensorten, die verschiedensten Naturen einen plötzlichen Gewinn aufnehmen, und da ja noch mehrere Millionen zu gewinnen sind, so werden diejenigen, die leer ausgehen, wenigstens um einige Beobachtungen reicher werden. Bis jetzt hat das Schicksal in sichtbarer Parteinahme die Sittenreinheit, die Rechtschaffenheit, den Fleiß und die Herzensgüte belohnt, und man erkennt mit Genugtuung, daß der jähe Glücksfall diese Tugenden keineswegs erschüttert hat. Es ist wahr, daß die glücklichen Gewinner einstweilen in den Flitterwochen des Reichtums leben, daß die runde Witwe vielleicht doch noch ihr Herz und ihre Million einem verführerischen Jüngling opfern wird, und daß der sparsame Kassierer, der sonderbarerweise sechs Lose besaß, immerhin eines Tages dem Spielteufel verfallen und sein Geld verspekulieren kann. „Wer weiß, was geschieht!" sagt die Fischhändlerin in der Markthalle zu Marseille, sagen oder denken alle diejenigen, die nicht gewonnen haben. Und auch in dieser selbstlosen Anteilnahme, in dieser Sorge für das fernere Wohlergehen der vom Schicksal Begünstigten zeigen sich das gute Herz, das Gemüt und der biedere Sinn unserer Zeitgenossen.

Die Menagerie

(August 1906)

Man beginge eine leichte Übertreibung, wenn man behaupten wollte, daß „kein Mensch" mehr in Paris sei. In den Champs Elysées fahren noch immer Equipagen, in den Boisrestaurants erscheint zur Erbauung der Hundstagsengländer und der Sommersachsen noch bisweilen eine lebendige Demimondaine, und beinahe, wie in der Saison, haben noch gestern drei herrschaftliche Automobile drei Unglücksfälle verursacht. Beruf, Liebe und andere Geschäftsrücksichten haben diesen und jenen in Paris zurückgehalten, aber die meisten Mitglieder der besitzenden Klassen weilen doch seit langem in reineren Lüften. Sie stärken ihre Glieder und ihre Nerven im Salzwasser oder auf den Bergen, leben, obwohl sie keine Strandburgen bauen und Bridge statt Skat spielen, ungefähr wie unsre Sommerfrischler und huldigen jenem schönen Müßiggang, jener „oisiveté du sage", die La Bruyère als die edelste Arbeit gefeiert.

Es gibt neben diesen friedlichen Genüßlingen eine besondere Abart von Erholungsbedürftigen, eine Abart, die wirklich aus dem Müßiggang eine Arbeit zu machen sucht. Jene Erben eines stolzen Namens oder eines großen Vermögens, jene in Paris vermählten Amerikanerinnen und jene vom Papst geadelten Dampfnudelfabrikanten, die zur Pariser „Gesellschaft" gerechnet werden wollen, finden selbst in den heißesten Sommermonaten nicht die wohlverdiente Ruhe. Die drei führenden Blätter der eleganten Welt, der „Figaro",

der „New-York Herald“ und der „Gaulois“, erzählen täglich auf langen Spalten von den Fahrten und Festen ihrer bevorzugten Kundschaft, und so nimmt man aus respektvoller Ferne an den Vergnügungen all dieser Beneidenswerten teil. Man sieht, wie unermüdliche Leute im Automobil von Schloß zu Schloß jagen, heute in der Vendée bei ihren Freunden Tennis spielen und morgen an der Loire bei anderen Freunden dinieren, und wie die Jachtmen, die Klubmen und andere Gentlemen mit liebenswürdiger Grazie hin und her hüpfen. In dem koketten, blumenumgürteten Dinard auf der bretonischen Küste tanzen das amerikanische Geld und der französische Adel allnächtlich bis zum frühen Morgen, und auf der normannischen Küste, in Trouville, Deauville, Cabourg und Houlgate herrscht ein ewiger Rausch. Man erfährt, wie die Baronin Henri de Rothschild, die Baronin de Neufville und ähnliche Damen morgens, mittags und abends gekleidet sind, und wer am Golf, am Taubenschießen und am Kotillon teilgenommen. Und man empfindet in seiner stillen Ecke eine unsagbare Hochachtung vor soviel unverwüstlicher Ausdauer und vor einer so großen, durch keines Gedankens Blässe angekränkelten Lebenskraft.

Eine der Straßen, die in Trouville durch den Ort zum Strande führen, heißt „Rue de Paris“. Ein Chronist, der im „Echo de Paris“ den Gesellschaftstratsch mit Hingebung auszubreiten pflegt, widmet in seiner gestrigen Chronik dieser Straße schwärmerische Zeilen. „Man könnte“, sagt er, „Bände über den Zauber schreiben, den in Trouville dieser Name: die „Rue de Paris“ ausübt. Wenn die Muselmänner von Mekka,

die Poeten von Damaskus oder die Mystiker vom heiligen Lande sprechen, tun sie es nicht mit strahlenderen Blicken und in wärmeren Tönen, als wenn die Pariser Badegäste auf der normannischen Küste die ‚Rue de Paris' erwähnen." Der Uneingeweihte könnte durch diese schwungvollen Worte zu dem Glauben verführt werden, daß die „Rue de Paris" eine glänzende Prachtavenue sei, eine Prachtavenue mit Hotelpalästen, mit Cafés und überraschenden Läden. Aber die „Rue de Paris" ist nur eine enge Straße von sehr unscheinbarem und unmodernem Äußeren: sie ist eng und unscheinbar wie jene wandernden Menagerien, in denen so oft die königlichen Löwen gezeigt werden.

Die „Rue de Paris" in Trouville ist die Menagerie, in der sich die Löwen und die Löwinnen der Mode zwischen allerlei geringeren Geschöpfen produzieren. Diese Helden und Heldinnen der Gesellschaft meiden den Strand, auf dem der Seewind den Frisuren gefährlich wird, und sie meiden das Bad, wo sie ihre destinguierten, aber oft schon etwas schadhaften Gestalten den frivolen Blicken der Menge enthüllen müßten. Ihr Luftbedürfnis ist befriedigt, wenn sie in der „Rue de Paris" zwischen einer Hotelküche und einer Konditorei auf und ab wandeln, und sie finden den Salzgeruch erst schön, wenn er mit den Parfüms von Pinaud und Léoty gemischt ist. Sie stehen oder promenieren in der Straße, tauschen Grüße und Blicke und heucheln Geist und Erhabenheit. Wenn man sie aus der Ferne sieht, könnte man meinen, daß ihr Witz wie Feuerwerksraketen hervorprasselt. Wenn man näher kommt, erkennt man, daß sie vom Wetter, vom Essen und von Spielverlusten sprechen.

Eine ganz besondere Stellung in dieser Gesellschaftsmenagerie nehmen die sogenannten Pariser Persönlichkeiten ein. Es ist nicht leicht zu sagen, wer eine Pariser Persönlichkeit ist, und es ist noch schwerer, zu erklären, wodurch man eine Pariser Persönlichkeit wird. Die scharfsinnigen Gelehrten, die ernst schaffenden Künstler, die großen Bankdirektoren und die politischen Führer sind keine Pariser Persönlichkeiten, aber der verschimmelte Hanswurst Rochefort, der schön-geistige Vicomte de Montesquion und der blankgebügelte Katholik Artur Meyer sind so pariserisch wie nur möglich. Man kann eine Pariser Persönlichkeit werden, wenn man zwanzig Jahre lang an keinem Abonnementsabend in der Oper fehlt, oder wenn man täglich im Café Anglais oder bei Voisin frühstückt. Aber niemand kann diesen Titel erwerben, der Besseres zu tun hat, als eine Pariser Persönlichkeit zu sein.

Die „Rue de Paris" ist reich an Leuten, die alljährlich nach Trouville gehen, um auch im Sommer ihren Ruf als Pariser Persönlichkeiten zu konservieren. Der kleine Karikaturenzeichner Sem, ein pfiffiger Naturbursche, der sich frühzeitig ausgezeichnet, und der Maler Boldini, der sich längst schon ausgemalt, spielen dort die Rolle der satirischen Lästermäuler. „Eine der berühmtesten Gruppen in der ‚Rue de Paris'", schreibt der entzückte Chronist im „Echo", „ist seit fünf Jahren die Gruppe Helleus, Boldinis und Sems. Ihre Ironie ist sprichwörtlich, und wenige Frauen wagen sich ohne Zittern in ihre Nähe." Man kann diese armen Frauen bedauern, deren lose Reize so schnell zu zittern beginnen, aber die Männer der „berühmten Gruppe" verdienen

noch höheres Mitleid. Seit fünf Jahren sind sie in den Augen der Mitwelt die gefürchteten Spötter, die Satiriker der „Rue de Paris", und wie die Limonadenverkäufer müssen sie nun in jedem Sommer pünktlich an der Ecke stehen und ihre Ironie zusammenbrauen. Vielleicht möchten sie weit lieber in die Einsamkeit flüchten, sich am Strande in den Sand legen oder gar einmal ein Bad nehmen. Sie müssen fürchten, dann weniger beachtet zu werden und ihren Rang als Pariser Persönlichkeiten zu verlieren, und sie opfern der Gesellschaft ihre heimlichen und wahren Wünsche.

Voltaire erzählt von einem indischen Fakir, namens Bababec, der nackt auf einem mit Nägeln gespickten Stuhle saß und deshalb von den Indern sehr geehrt und geachtet wurde. Ein aufgeklärter Menschenfreund, ein gewisser Omri, bewog den Fakir, seinen Nagelsitz zu verlassen und normal und vernünftig gleich allen anderen Menschen zu leben. Bababec wusch sich, benahm sich zwei Wochen lang ganz gescheit und gab zu, daß er hundertmal glücklicher wäre als früher auf seinem Marterstuhl. Aber am fünfzehnten Tage kehrte Bababec reuig zu seinen Nägeln zurück, weil er fand, daß die Inder ihn nicht mehr genügend beachteten. „Er nahm wieder seine Nägel, weil er der Achtung bedurfte." Die Pariser Gesellschaft oder doch eine gewisse Gattung der Pariser Gesellschaft besteht aus solchen Bababecs.

Pipo und Leda

Auf der breiten Terrasse des Tuileriengartens ist die Hundeausstellung eröffnet worden, die der Verein zur Veredelung der Hunderassen wie alljährlich mit liebevoller Sorgfalt gruppiert hat. Unter den zahllosen Ausstellungen, die der Veredelung von Tier und Mensch gewidmet sind, scheint mir diese Hundeschau eine der erfreulichsten, und das Pariser Publikum teilt vollkommen meine Ansicht. Der Hund nimmt in der Pariser Gesellschaft eine sehr hohe Stellung ein, eine Stellung, die nur mit derjenigen der Demimondainen zu vergleichen ist, und so ist es ganz natürlich, daß man alljährlich den vornehmsten Platz von Paris in einen Hundezwinger verwandelt. Eine solche Vereinigung schöner und sympathischer Tiere erquickt das Auge, und die oft rührenden Beziehungen zwischen Hund und Herrin erquicken Seele und Gemüt. Und es trägt nicht wenig zum Vergnügen bei, daß die Ausstellung sich zum größeren Teile im Freien befindet, und daß dort, wo die Hunde unter sich sind, keine Wohlgerüche den Besucher umduften.

Es gehört in der eleganten Pariser Welt zum guten Ton, einen Hund zu besitzen, einen dieser treuen Vierfüßler, die in einem Pariser Hause oft ganz allein das Prinzip der Treue verkörpern. Einige Damen der besten Gesellschaft haben eine Vorliebe für seltene Katzen, andere päppeln in ihren Mußestunden Schildkröten oder dressieren Stachelschweine, aber das alles kann die Herrschaft des Hundes doch nicht ernsthaft beeinträchtigen. Ein einziger Wermutstropfen fällt in den Freudennapf

dieser Geschöpfe: ihr Glück hängt von den Launen der Mode ab und, wie gewöhnliche Künstler, können sie durch irgendeine neue Richtung verdrängt werden. Fortwährend kommen neue soziale Schichten herauf, der Pudel bleibt seit langem ungeschoren, der schnellfüßige Windhund ist vergessen und der schottische Schäferhund, der gestern noch triumphierend durch die Straßen wandelte, ist eine gefallene Größe. Die Damen haben es leicht, sich je nach der Mode blond oder rot zu färben und die Hüften abwechselnd zusammen zu pressen und zwanglos ihrer natürlichen Entwickelung zu überlassen. Der Pudel ist nicht in der Lage, seine Gestalt zu verändern, und wie jeder unwandelbare Charakter wird er langweilig und lästig.

Ich verzichte darauf, von den prachtvollen Meuten zu sprechen, die in der Ausstellung zu sehen sind, und möchte nur die 28 Hunde des Vicomte de Montsaulnin, die aus der Vendée gebürtigen kraushaarigen Griffons und die vielen Beagles erwähnen, die einander so ähnlich sind, wie eine koburgische Prinzessin der anderen. Auch bei den mächtigen Leonbergern, den ehrlichen Bernhardinern, den dänischen Doggen und den langbeinigen englischen Greyhunden will ich nicht lange verweilen und die schlanken englischen Pointers, die Spaniols und Bracken nur im Vorübergehen nennen. Unser deutscher Teckel, der so geeignet ist, eine Brücke zwischen zwei Ländern zu bilden, steht bereits mit einem Fuße in Paris. Der französische Schäferhund, der in den Landschaften Beauce und Brice die Herden behütet, ist ein männlicher, wilder, geradbeiniger Bursche und sicherlich eine der kräftigsten Persönlichkeiten unter den hündischen

Zeitgenossen. Die Foxterriers, die heute von den Züchtern herangezogen werden, haben häßliche spitze Köpfe, und der preisgekrönte Terrier Old Plum hat eine Schnauze wie ein Hecht. Es ist bedauerlich, daß die Menschen dem Foxterrier so das Mundwerk verpfuschen, und alle verständigen Tierfreunde sollten gegen diese Hundezucht protestieren.

Ein Hund, der in der Ausstellung nur durch wenige Exemplare vertreten ist, ist der sogenannte Skye, der seinen Namen der größten unter den Hebrideninseln verdankt. Der Skye ist der Lieblingshund unserer deutschen Diplomaten: in dem Hause des Herrn von Radowitz in Madrid wurde früher ein Skye sehr verhätschelt, und auch durch die Salons des Fürsten Radolin kriecht eines dieser edlen Geschöpfe. Man weiß, daß der Skye auf seinen kurzen krummen Beinchen sich nur schwerfällig vorwärts bewegt, und da seine seidigen langen Haare bis zur Erde hinabfallen und die Beine ganz verdecken, so gleicht dieser Hund einer dicken Raupe, die unhörbar über den Boden rutscht. Die wenigen Exemplare, die auf der Tuilerienterrasse lagern, zeigen unverfälscht den eigentümlichen, melancholischen Schönheitstypus der Rasse. Sie liegen bekümmert auf dem Bauch, gleichsam eingewickelt in ihr langes Haar, und es läßt sich nicht leugnen: der deutsche Diplomatenhund ist traurig.

Als ich gestern an den zahlreichen Zwingern entlang ging, in denen die kleinen französischen Bulldoggen oder Möpse ihre Grimassen schneiden, wurde meine Aufmerksamkeit durch eine Szene intimer Natur gefesselt. Eine junge Dame hatte den Käfig ihres Lieblings betreten

und schien damit beschäftigt, diesem Tiere, der Mópsin Leda, ins Gewissen zu reden. Leda hatte einen Körper, so glatt und hart wie Bronze, ein verschrumpeltes, runzliges Gesicht, wie ein uralter Mann, und zwei vorstehende Zähne, die sie aber nur zum Schein fletschte, etwa wie ein deutscher Nationalliberaler, der hinterher verständig die Hand leckt. Unter der Wirkung der kühlen Luft und der Langeweile hatte sich Leda gerade in der Mitte des Käfigs vergessen, was nur beweist, daß auch einem Hunde etwas Menschliches passieren kann. Die junge Dame stand errötend da und wußte nicht, ob sie ihr Spitzentaschentuch über den Gegenstand breiten sollte, und Leda erhob schon wieder phlegmatisch das rechte Hinterbein, aber diesmal nur mit der harmlosen Absicht, sich das Fell zu kratzen.

Wenn die Pariser Hundeausstellungen so amüsant sind, so verdankt man das vor allem diesen gemütvollen Damen, die dort mit so zarter Anhänglichkeit ihre Pfleglinge überwachen. Ich glaube leider bemerkt zu haben, daß die Zahl der eleganten Damen, die ihre Hunde der Ausstellung anvertrauen, von Jahr zu Jahr abnimmt, aber es gibt immer noch einige, die vor keinem Opfer zurückschrecken. Sie kommen, begleitet von einem Diener, schon in früher Morgenstunde, räumen den Käfig auf und füttern und säubern das Tier ihres Herzens. Sie sitzen am Nachmittag auf ihrem Stühlchen vor dem Käfig, trinken dort ihren Tee und empfangen die Freundinnen, die pflichtschuldig bestätigen, daß Boby entzückend ist. Sie nehmen ihren Schatz auf den Arm, promenieren mit ihm herum und tragen ihn zu jener reservierten Stelle hinter den Zwingern, zu der die

voreilige Leda rechtzeitig hätte wandern sollen. Ich möchte gewiß nicht sagen, daß die Damen ihre Gatten ähnlich behandeln und ähnlich liebevoll und hingebend versorgen müßten, aber selbst der zehnte Teil dieser Zärtlichkeit und Nachsicht würde für eine glückliche Ehe schon hinreichen.

Der wahre Tempel oder das Allerheiligste dieses Hundekultus ist ein großes Zelt, in dem die Schoßhündchen und Luxushündchen wie asiatische Gottheiten verehrt werden. Der „King Charles" träumt dort mit altklugem Gesicht und aufgestütztem Kinn auf himmelblauen oder rosa Seidenkissen, und sein weichlicher, fast knochenloser Körper liegt ganz ausgebreitet da wie ein haariger Fußteppich. Ein zitternder Zwergpintscher, ein winziges Scheusal, hat ein gelbseidenes Himmelbett, und ein japanisches Chin-Hündchen hat eine Wiege mit Mullgardinen. Aber der Held des Tages, der Sieger im Wettstreit ist der „pommersche Loulou", ein Tier, so groß wie eine Hand, eine Mischung von Affe und winzigem Bär, mit weichem, glänzendem Fell und langen behaarten Ohren. Dieser Hund saß früher neben den Fuhrleuten auf dem Bock, keifte die Vorübergehenden an und galt für eine höchst unangenehme und bissige Bestie. Jetzt ist er veredelt und entflöht, seine Schönheit wird geschätzt und gefeiert, und wie viele Kinder des Volkes, die zu Macht und Würden gelangt sind, ist er gehorsam und fromm geworden. Die süßen Schmeichelnamen, mit denen er im Kataloge getauft ist, verkünden, wie sehr er geliebt wird. Er heißt Violetta und Mignonne, Lola und Kiki, Pipo und Pompon, Fanny und Titine.

Vor dem Käfig, in dem der langhaarige Pipo auf lichtblauem Kissen ruhte, stand, in andächtige Betrachtung versunken, eine ältliche Grazie, deren Reize durch rote und weiße Färbemittel notdürftig aufgefrischt waren. Ich weiß nicht, ob diese chemisch präparierten Reize mich so gefesselt hatten, oder ob mich der Name Pipo entzückte, aber ich verweilte länger als gut war, denn Pipos Herrin bemerkte mein Verweilen. Die reife Grazie sprach mich an, sie wünschte mein Urteil über Pipo zu hören, und ich mußte Pipo nun von allen Seiten bewundern. Ich erfuhr, daß Pipo gerade ein Jahr alt geworden, daß er tausend Frank gekostet, aber das doppelte wert wäre, und daß seine Herrin ihn noch am selbigen Tage den Preisrichtern vorführen wollte. Die Dame sprach mit einer Stimme, die gleichsam geölt schien, und ich fürchtete, daß sie vor Rührung weinen und die Schönheit ihrer Züge achtlos verwischen würde. Sie weinte nicht, aber ihre Schönheit schien sogar auf Pipo zu wirken, denn Pipo schüttelte sich in nervöser Reizbarkeit.

Eine halbe Stunde später hatte ich mich ins Freie gerettet und betrachtete nun die Tätigkeit der kundigen Preisrichter. Auf einem umzäumten Platze führten Hundehändler, Liebhaber und Damen den Richtern ihre Hunde vor und die Richter machten sorgsam Notizen und hatten für die Damen ein ermutigendes Lächeln. Die Teckel wurden hereingeführt, dann die Terrier und dann die Chin-Hündchen und Zwergpintscher. Die junge Besitzerin der vergeßlichen Leda kam und zitterte vor Angst, daß Leda wieder das Bein erheben könnte, was manche Juroren so ungünstig beeinflußt wie ein Klex im Rechen-

heft einen mißgünstigen Oberlehrer. Dann erschien auch die Grazie, die mir soeben wie eine überreife Frucht in den Schoß gefallen war, und unwillkürlich fühlte ich bei ihrem Anblick, daß ein Verein zur Veredelung der Menschenrassen eine Notwendigkeit wäre. Sie führte Pipo stolz durch den Raum, und als die Richter ihn genügend betrachtet hatten, preßte sie ihn begeistert an ihr volles Herz und küßte ihm die Stirn und die Nase.

„Er schüttelt sich!" wagte ich zu bemerken. „Er friert!" entgegnete sie zärtlich, indem sie ihn enger an den warmen Busen drückte.

Dritter Teil

Büſten

Die Büſte Henri Becques

(Mai 1904)

Am letzten Tage dieſes Monats wird im Théatre Antoine eine Vorſtellung ſtattfinden, deren Ertrag zur Verwirklichung einer ſchönen und löblichen Abſicht dienen ſoll. Ein Komitee, zu dem Sardou, Mirbeau, Capus, Antoine und viele andere gehören, gedenkt, das Grab Henri Becques pietätvoll auszuſchmücken und irgendwo in einem ſtillen Parkwinkel, im Jardin du Luxembourg oder im Parc Monceau, die von Rodin gemeißelte Büſte des Verſtorbenen aufzuſtellen. Man erinnert ſich oder man erinnert ſich auch nicht mehr, daß vor einiger Zeit die ſeltſame Kunde durch die Blätter ging, das Grab des Dichters der „Pariſienne“ wäre ſozuſagen verloren gegangen, und unter dem Hügel, der nach allgemeiner Meinung das Dichtergrab überwölbte, ſchliefe nicht Henri Becque, ſondern ein ehrlicher und unpoetiſcher Oberſt der Gendarmerie. Dieſe Geſchichte war, wie genaue Nachforſchungen bewieſen, durchaus erfunden, und niemand, der vor dem Grabe Henri Becques den

Hut zieht, braucht sich zweifelnd zu fragen, ob er nicht doch vielleicht einem Angehörigen der höheren Polizei seine Reverenz mache.

Wir werden nun also den üblichen Obelisken mit dem Porträtrelief oder eine ähnliche Grabverschönerung sehen und, wenn die Gelder reichen, auch noch die Büste. Griesgrämige Leute, die alle Ehren auf der Goldwage zuwägen möchten, werden unwillig bemerken, daß Flaubert, Alfred de Vigny, Stendhal und viele andere in Paris noch keinerlei Denkmal besäßen, und daß das Denkmal Mussets noch im Atelierschuppen lagere. In Deutschland, wo „Die Pariserin" in allerdings mangelhafter Darstellung vor kurzem so wenig Glück gehabt und wo „Die Raben" so vollständig durchgefallen sind, wird man noch weniger begreifen können, warum ein großes Komitee es für nötig hält, dem Verfasser dieser beiden Stücke all diesen Marmor zu stiften. Und wenn man sich auch noch so eindringlich sagt, daß Henri Becque der Führer jener jungen Dramatiker gewesen, die auf Antoines freier Bühne eine neue Literaturära zu begründen gedachten, und wenn man sich auch noch so oft wiederholt, daß Henri Becque zuerst der konventionellen Dumaskomödie entgegengetreten ist — im Grunde versteht man nicht und kann man nicht verstehen, warum gerade jene beiden Stücke einen solchen Einfluß ausgeübt.

Ich glaube, man kann nicht oft genug betonen, daß ein so urfranzösisches Werk wie die „Parisienne" auf der Reise ins Ausland immer sein Bestes einbüßen muß, genau wie ein wirklich deutsches Werk, etwa ein Roman von Fontane oder die „Buddenbrocks", den Klimawechsel nicht vertragen könnte. Wie ein flachgeschliffener Kiesel,

der am Strande zwischen dem salzig feuchten Seetang liegt, all seinen schillernden Glanz verliert und nur noch ein banaler, harter und uninteressanter Stein ist, wenn man ihn weiterträgt, so ist von Werken, aus denen das Temperament und der Geist eines Volkes gerade am farbigsten herausstrahlen, nach ihrer Überführung in andere Gegenden nichts übrig als die nackte, gleichgültige Form. Aber diese Beobachtung, die sich immer wieder und wieder aufdrängt, bedarf gerade dann, wenn von den Werken Henri Becques gesprochen wird, einer gewissen Einschränkung, einfach, weil das eine jener beiden Stücke, und das eigentliche Programmstück, die „Raben", auch in Paris heute nur noch eine literarhistorische Kuriosität ist, die respektvoll und pietätvoll verehrt wird. Man muß die „Raben" lesen und muß vorher oder hinterdrein eine Komödie von Alexandre Dumas genießen; erst dann beginnt man zu ahnen, warum vor zwanzig Jahren die jungen Literaten über das Stück Henri Becques gejubelt und warum die alten Kritiker Gift und Galle gespien.

Es ist wahrscheinlich, daß die erfolgreichen Schriftsteller, die zu dem Denkmalskomitee gehören, gar nicht auf den Gedanken gekommen wären, Henri Becque durch Marmorsäulen zu ehren, wenn dieser gute Becque in ihrer Erinnerung nur als der literarische Vorkämpfer und als Erzeuger eines feinen Kunstwerks, der „Parisienne", lebte. Aber was den Mitgliedern des Komitees und was vielen anderen vor Augen steht und unvergeßlich ist, das ist die Persönlichkeit Henri Becques, diese Persönlichkeit, die alle Vorzüge und alle Fehler des französischen Literatentums in sich barg, die in allem

Guten wie in allem Schlechten so vollkommen französisch war und von all den Schlägen getroffen wurde, die auf einen Dichter niederfahren können. Mit seinem Unabhängigkeitsdrang, mit seinem zersetzenden Witz, mit seinen Bohème-Gewohnheiten und seiner unbegrenzten Respektlosigkeit schien Henri Becque direkt aus dem Kreise Diderots in die Gegenwart verpflanzt. Und obwohl er, im Geben und selbst noch im Nehmen, einen Stolz besaß, der dem „Neffen Rameaus" durchaus nicht eigen war, und obwohl er auf Jahre geistiger Ernte zurückblicken konnte, erinnerte er in der letzten Zeit seines Lebens doch ein wenig an diesen „raté", an dieses gescheiterte Genie, an diesen gestürzten Engel, der mit bitterem Humor hausieren geht, weil er sich keine Schöpferkraft mehr zutraut.

Er hatte durchaus die äußere Erscheinung eines Mannes, der zu einer Führerrolle bestimmt ist, eines Empörers, eines Luzifers der Literatur. Seinen Kopf mit der prachtvoll gewölbten Stirn, den trotzig emporstehenden Haaren, den sehr buschigen Brauen, der etwas breiten, kräftigen Nase und dem harten, kurzen, nach unten gewöhnten Schnurrbart konnte man je nach Sympathie und Neigung mit dem Kopf eines Löwen oder einer schönen Dogge vergleichen. Seine Gestalt war groß und elegant, und immer erst nach einiger Zeit bemerkte man, daß sein schwarzer Rock schon ein wenig schäbig war, und daß seine Wäsche zu wünschen übrig ließ. Er sprach gern und lächelte dabei ironisch; er war ein ausgezeichneter Gesellschafter, der eine ganze Tafelrunde auf Kosten der Abwesenden unterhalten konnte, er erzählte Anekdoten, die ein ungünstiges Licht

auf seine Zeitgenossen warfen, und versandte boshafte Bemerkungen, die den besten Ruf untergraben mußten. Aber vielleicht war er weniger lustig, wenn er dann allein nach Hause ging.

Als ich ihn kennen lernte, lag die Periode, in der er frei und ziemlich mühelos hatte schaffen können, bereits hinter ihm. Seine Stücke wurden nur selten aufgeführt und brachten ihm keinen nennenswerten materiellen Gewinn, und er lebte von einer kleinen Pension, auf die er als früherer Beamter Anspruch hatte, von dem Gelde, das er dann und wann mit einem Zeitungsartikel verdiente, und von allerlei Zuschüssen, die bald von dieser und bald von jener Seite kamen, und die er mit einem Gemisch von philosophischer Ergebenheit und leichter Verschämtheit annahm. Er hatte gegen Ende der achtziger Jahre begonnen, an einer Komödie „Polichinelles" zu arbeiten, und seine Freunde und Verehrer hatten von einem Winter zum anderen auf dieses Werk gehofft, von dem man sich Wunderdinge versprochen hatte. Einmal hatten Antoine und der Dramatiker Georges Ancey ihn nach Camaret in der Bretagne entführt, ihn dort in der Nachbarschaft ihrer Landsitze einquartiert und ihm beinahe gewaltsam die Feder in die Hand gedrückt. Becque hatte auch wirklich eine lange, eine viel zu lange Reihe von Szenen geschrieben, aber aus den einzelnen Szenen war kein Stück geworden und das dicke Manuskript war wieder in den Koffer gewandert. Jetzt glaubte niemand mehr ernstlich, daß die „Polichinelles" jemals gespielt werden würden, aber alle Welt wußte irgend ein bissiges Wort aus der unvollendeten Komödie zu zitieren.

Es wird in diesem Augenblick in den Pariser Zeitungen wieder ziemlich viel von Henri Becque gesprochen, und mehrere seiner ehemaligen Freunde haben erzählt, wie er ihnen das Fragment dieses Stückes vorgelesen. Er war gern bereit, das Manuskript hervorzuholen, und ich für mein Teil habe zweimal das Vergnügen gehabt, die Komödie oder doch ihre meisten Szenen zu hören. Die „Polichinelles", die in dem Stücke auftraten, waren ein Gesindel von Finanzleuten, die in der Politik herummanschten, und von Politikern, die ihren Einfluß verschacherten. Irgend eine der Personen bemerkte: „Durch Mazas (das jetzt abgerissene Gefängnis der Bankrotteure und Erpresser) kann man es zu allem bringen, vorausgesetzt, daß man herauskommt." Im ersten Akt gab ein Bankier ein Fest im Kreise seiner Geliebten, und am Schlusse des Aktes erschien ein Polizeikommissar, um den Bankier zu verhaften. Als der Kommissar gemeldet wird, fragt einer der Gäste: „Wen meint er?" Und ein anderer antwortet: „Wer kann das wissen? Nous sommes tous dans les affaires!"

Als mir Becque seine Komödie zum ersten Male vorlas, wohnte er in der Avenue Viktor Hugo in drei Zimmern über dem Hausflur, die ziemlich kahl und im Winter ungemütlich kalt waren. Jedesmal, wenn ich zu ihm kam, amüsierte er sich darüber, daß gegenüber seinem Hause ein Mitglied der Familie Rothschild wohnte, und der Kontrast zwischen seinem Heim und dem Palast auf der anderen Seite war wirklich ziemlich bedeutend. Später zog er nach der Avenue de Villiers in eine Wohnung, in die er, wohl der Bequemlichkeit halber, außer seinen Büchern nur noch den allernötigsten

Hausrat mitgenommen hatte. An Tagen, an denen er aus allerlei Gründen nicht ins Restaurant gehen mochte — weil er kein Geld oder keinen Kragen hatte, oder weil er nicht eingeladen war —, bereitete er sich sein Frühstück eigenhändig auf dem Gasapparat in seiner Küche.

Er behauptete, daß er die „Polichinelles" nicht vollenden wolle, weil die Panamaaffäre, die inzwischen ausgebrochen war, all den Figuren, die er gezeichnet, die Masken abgerissen, und weil man nun glauben würde, daß er durch diese banale „Aktualität" beeinflußt worden. In Wahrheit schrieb er die „Polichinelles" nicht zu Ende, weil seine Phantasie erlahmt war und weil er nicht mehr die Energie besaß, eine Handlung logisch zu entwickeln. Bald war er nicht mehr imstande, einen Zeitungsartikel zu schreiben, und höchstens formte er noch dann und wann, in einer glücklichen Stunde, ein kleines Gedicht. Ich habe neulich in einer großen deutschen Zeitung gelesen, daß er in seinem Leben nur ein einziges Gedicht verfaßt hätte; aber das ist ein Irrtum, und ich weiß von mindestens fünf oder sechs Sonetten. In einem dieser Sonette war viel von einem „large lit" die Rede, von einem „large lit, payé par les satrapes". Er deklamierte es gern mit humoristischem Pathos, und besonders in Damengesellschaft. Aber zu jeder anhaltenden Arbeit war er völlig unfähig, und da er sich vor anderen und vor sich selbst eine Ausrede machen wollte, so hatte er immer „gerade jetzt" soviel Angelegenheiten zu erledigen, die äußerst dringlich waren und seine ganze Zeit in Anspruch nahmen. Er lief von Pontius zu Pilatus für einen Neffen, dem er einen Posten in irgend einem Ministerium verschaffen wollte.

Mißtrauen gegen die eigene Kraft, Trägheit und gekränkter Stolz — das alles zusammen verleidete ihm die Arbeit und trieb ihn in die Rolle des Frondeurs hinein, des Frondeurs, der aus dem Winkel, in dem er sich verschanzt hat, seine Zeitgenossen mit grausamen Witzworten und Sarkasmen überschüttet. Er verstand es, Worte zu prägen, die fleißig kolportiert wurden und ihr Opfer wie giftige Pfeile trafen. Er war das böseste Mundwerk von Paris und allen Klatsch der literarischen und politischen Welt formte er zu Epigrammen.

Er war auch sehr galant und sprach gern, mit schmunzelndem Behagen, von seinem Glück bei Frauen. Im Anfang des Jahres 1896 war er in Kopenhagen gewesen, wo er Vorlesungen gehalten hatte. Er erzählte mir nach der Rückkehr, daß die erste seiner Vorlesungen mißfallen — er war zu zahm gewesen — er hatte sich nicht getraut, schärfer zu sein, weil er hundertundfünfzig junge Mädchen im Parkett gesehen hatte. Vor der dritten Vorlesung machte er auf dem Presseball die Bekanntschaft einer jungen Dame, die sich Margarete nannte und die ihm für den Abend nach der Vorlesung ein Rendezvous gab. Während der Vorlesung bemerkte er die junge Dame im Saal und begann nun zu improvisieren. Er sprach davon, daß für jeden Schriftsteller eine Stunde der Schaffensmüdigkeit käme. Aber dann erwache in dem Müden der Faust, er wolle sein Leben genießen, und wie Faust stehe er am Wege und warte, daß Margarete vorüberkommen solle. „Und so bin auch ich," sagte Becque, „alt, grauhaarig und vielleicht schaffensmüde, aber bis zu meiner letzten Stunde bin ich bereit, an jenem Wege zu stehen und auf Mar-

garete zu warten." — Ich erzähle diese Geschichte, wie er sie mir erzählt hat, ich garantiere nicht ihre Richtigkeit, so wenig wie die Richtigkeit der „Fortsetzung", die er gleichfalls nicht verschwieg. . . .

Er schwadronierte gern ein wenig, aber es war doch ein großes Vergnügen, ihn reden zu hören. Ich denke an einen Abend auf der majestätischen Terrasse von Saint-Germain, wo wir in Gesellschaft eines deutschen Diplomaten im „Pavillon Henri Quatre" saßen und wo der alte Becque in heiterer Weinstimmung mit weit ausholenden Gesten seine Sonette deklamierte. Ich denke an einen anderen Abend, wo er mir melancholisch sagte: „Als ich anfing, da war das, was wir machten, etwas Junges, Neues. Es ist vielleicht nicht ganz das daraus geworden, was wir damals erwartet hatten — es ist ein Spezimen der Kunst geblieben. Es hat vielleicht allerhand genützt, die Handlung ist einfacher geworden, die alte Intrige mit aufgefangenen Briefen und dergleichen darf nicht mehr gemacht werden. Aber man hatte wohl noch mehr erwartet. Das ist vorüber." Als ich ihn zum letzten Male sah, sprachen wir von dem Thema, von dem alle Welt sprach: von der Affäre Dreyfus. Er schwor damals, daß französische Offiziere einen Kameraden nicht unschuldig verurteilen könnten. Ich glaube, daß er diese Ansicht bald aufgegeben hat. Er sprach auch von Politik — besonders von der großen Weltpolitik; er redete sich ein, sehr viel davon zu verstehen, aber er entwickelte gewöhnlich Ansichten wie ein Kind.

Während er bei den meisten als ein unverbesserliches Schandmaul verschrien war, hatte er doch auch Freunde,

die mit einer besonders in den Pariser Literatenkreisen so seltenen Treue zu ihm hielten und bis zu seinem Ende für ihn sorgten. Er liebte Sardou, der ihm literarisch so fern stand, und Sardou liebte ihn. All diese Freunde, die es zu Geld und zu Ehren gebracht und in schön geschmückten Wohnungen wohnten, empfanden und empfinden noch heute, daß der alte Bohémien, der nicht immer einen sauberen Kragen hatte, doch bei weitem der Größere war. Er war nicht nur größer durch die wenigen Werke, die er geschaffen, er war vor allem größer als Persönlichkeit; größer, weil er von den Adelsgeschlechtern der französischen Literatur, von La Bruyère, von Molière, von Diderot zu stammen schien, weil er die Tradition, die wahre französische Tradition verkörperte. All die Boulevardberühmtheiten, all die Modeschriftsteller und Salonphilosophen erschienen neben ihm dünnblütig, blaß und wie im Wachstum zurückgeblieben, und die Eleganz der Salongrößen wirkte nicht halb so vornehm wie die Bedürftigkeit des alten Becque. Immer hatte man die Empfindung, einen Prinzen aus Genieland zu sehen. Einen vertriebenen Prinzen aus Genieland.

Am Totenlager Emile Zolas

Wenn ein großer Schriftsteller, ein Poet oder ein Erbauer philosophischer Traumschlösser gestorben ist, sucht man in Nekrologen und Gedächtnisreden das Ergebnis ihrer geistigen Arbeit abzuwägen, Richtung und Einfluß ihres Schaffens zu erörtern, das, was bleiben und dauern wird, von dem, was dem Untergange geweiht scheint, zu sondern. Ich komme aus dem Hause der Rue de Bruxelles, in dem Zola wie ein Schläfer und doch in einem Schlafe befangen, aus dem er nie mehr erwachen wird, auf seinem Lager ruht, und ich wüßte nichts, was in diesem Augenblick so gleichgültig und fast so widersinnig schiene, wie eine literarhistorische Würdigung, eine kritische Zergliederung seiner Werke. Solche Nekrologe mag man den Leuten schreiben, die schon halbvergessen auf einem Sockel gethront oder doch, wie einer der französischen Parnassiens es gewollt, in einer „Tour d'Ivoire", in einem elfenbeinernen Turme, fern vom Streiten, vom Lieben und Hassen des Tages sich abschlossen. Aber an dem Totenbette Emile Zolas

drängen sich andere Gedanken auf als die Gedanken an literarische Systeme.

So wird man erst später das dichterische Werk dieses Toten sichten und die scharf umschriebenen Forderungen seines Programms und die geheimen, ihm selber unbekannten Eigenschaften, die sein Schaffen mit beeinflußten, klarlegen. Man wird erkennen, daß der geniale Balzac, den er begeistert als den „Messias der großen naturalistischen Schule" gepriesen, wirklich sein Pate gewesen, daß aber auch der Visionär Viktor Hugo, den er in den „Documents littéraires" mit gerechter Strenge beurteilt, ihm ein wenig verwandt war. Man wird konstatieren, daß der Naturalist Emile Zola, als er die gewaltigen symbolischen Bilder im „Assommoir" und in der „Bête humaine" schuf, selber ein Visionär gewesen, und daß sein Temperament sehr oft über seine Theorien hinweggestürmt ist. Man wird finden, daß dieser unbarmherzige Sittenschilderer immer ein großer Lyriker geblieben und daß dieser viel verschrieene „Pessimist" in Wahrheit ein Optimist war, der sich, wie Anatole France gesagt, „einen ruhigen Glauben an die verjüngenden Kräfte des Lebens bewahrt hatte".

Aber seit die Schreckenskunde zu ihnen gekommen, sehen diejenigen, die an den Ereignissen der letzten Jahre teilgenommen, noch andere Bilder vor sich als die Bilder, die der gewaltige Schilderer in seinem Werke entworfen. Zwei dieser Bilder, zwei aus einer endlosen Reihe, werden mir immer unvergeßlich bleiben. Das eine zeigt Zola, wie er an einem der ersten Tage des Prozesses das Palais de Justice verließ. Der Mob, der das Gebäude umlagerte, war an diesem Tage unter den

Augen der wohlwollenden Polizei in den Palast gedrungen, füllte lärmend die Gänge und johlte: „In den Tod! In den Tod!“ Die Freunde hatten gerade noch Zeit, Emile Zola in ein Waterkloset zu drängen, wo er eingeschlossen blieb, bis die Korridore gesäubert waren. Aber als er dann zu seinem Wagen wollte, der draußen vor dem Gebäude wartete, und als er auf der hohen Freitreppe sichtbar wurde, begann der Hexensabbat nur um so schöner. Und ich sehe Zola, wie er zwischen Labori und Clemenceau und einer kleinen Leibgarde Getreuer die heulende und wild gestikulierende Menge durchschritt und immer nur fürchtete, seinen Kneifer zu verlieren. Neben ihm her drängte sich, wie eine rasende Furie, ein altes Weib, das einen Regenschirm über seinem Haupte schwang und „Ins Wasser! Ins Wasser!“ schrie. Und vor ihm her sprang ein kleines Kerlchen, ein armer Teufel, der mit Büchern hausiert, drehte sich wie ein Kreisel und rief, halb wahnsinnig vor Begeisterung: „Vive Zola! Vive Zola!“

Das andere Bild zeigt den Abend der Urteilsfällung, den letzten Abend des langen Prozesses. Es zeigt den überhitzten, dunstigen Saal, in dem die Lichter rötlich wie durch Nebel zwinkerten, das unbeschreiblich aufgeregte, nervös zitternde Publikum, die Prätorianer des Generalstabes, die herausfordernd und lachend auf den Stühlen standen, die Stöcke wie Waffen schulterten und ihre Hüte auf den Stöcken balancierten. In seinem neuen Roman „La Vérité“ hat Zola diesen Prozeßabend beschrieben, aber diese Beschreibung gibt nicht ganz die ungeheure Spannung und das Drohende, Gewitterschwere der Stimmung wieder. Während die Geschworenen

im Beratungszimmer waren, geleiteten wir Frau Zola in einen Nebenraum. Welch eine treue, mutige und in aller Einfachheit verständige Gattin das war! Sie hatte die beiden unehelichen Kinder ihres Gatten, einen Knaben und ein Mädchen, aufgenommen, als wären es ihre eigenen Kinder gewesen. Sie suchte in all den Gefahren der Dreyfusbewegung nie ihren Mann zu einer Untreue an sich selbst, an seiner Mission zu verleiten.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Zola, als er damals die todbrohende, geifernde und von hundert Instinkten gepeitschte Menge durchschritt, einen vollen Eindruck von der Großartigkeit, — von der großartigen Häßlichkeit, wenn man lieber will, — dieses Schauspiels gehabt. Weit deutlicher hat er sicherlich später, in der Erinnerung, diese Menge vor sich gesehen. Und dann haben sich erst die einzelnen Figuren aus der Masse gelöst, und er hat all die Gestalten wiedererkannt, die in dem großen Zyklus der „Rougon Macquart" leben — die Arbeiter des „Assommoir", die Kleinbürger aus „Potbouille", die Klubleute aus „Nana" und die Offiziere aus „Débacle". All diese Menschen waren auferstanden, und gegen ihn. Sie hatten Jahre hindurch seine Romane gelesen und vor allem darin das, was ihnen obszön erschien, gesucht. Aber der Schriftsteller, der so hart mit ihnen verfuhr, war ihnen immer fremd und nie recht sympathisch gewesen. Sie hatten in dieser Stunde, wirr und unklar, die Empfindung der Gerügelten, die sich für die empfangene Unbill rächen; sie hatten nie in diesem Verlästerten und Verfemten, in diesem Verleumder und diesem Judas den fast mystischen

Menschheitsschwärmer zu erkennen vermocht. Er wäre ihnen weniger fremdartig erschienen, wenn er mit der Ironie Flauberts sich über ihre Dummheit gefreut hätte, denn man verzeiht in Frankreich weit leichter dem Skeptiker, der spöttisch die Achseln zuckt, als dem schwerfällig ernsten Moralisten, der sich erkühnt, zu belehren und zu bessern.

Sucht man in Zolas Charakter nach der hervorstechenden, beherrschenden Eigenschaft, so findet man vor allem eine ungeheuere, eine unvergleichliche, zähe Willenskraft. Diese Willenskraft hatte etwas Gewaltiges, Bewundernswertes. Zola hatte den Willen zur Arbeit, und türmte die Pyramiden der „Documents humains" auf, in denen mancher bisweilen die reine künstlerische Linie vermißt, und die doch niemand ohne Staunen betrachten kann. Er hatte den Willen zur Wahrheit, und weil er so gnadenlos war, und immer nur wahr sein wollte, hat er sich manchmal verrannt. Er war der größte Fanatiker der Wahrheit, der je gelebt hat, mitten in einem Volke, das unter allen Völkern am wenigsten fähig ist, die Wahrheit zu ertragen.

O ich weiß, man hat ihm — und nicht nur im Lager seiner Gegner — oft vorgeworfen, daß Eitelkeit, Überhebung, maßloser Stolz und Hochmut ihn mindestens ebensosehr in den Kampf getrieben wie sein Wahrheitsdrang! Aber den gleichen Vorwurf hat man am Ausgang des 15. Jahrhunderts gegen Savonarola geschleudert, und hundert Jahre später gegen Giordano Bruno, und immer wieder gegen alle diejenigen, die man verketzert und verbrannt hat. Sie alle waren hochmütig, eitel, voll Überhebung. Gewiß hat Zola, in

dem berechtigten Stolz des Könnenden, geglaubt, daß sein Wort gehört werden müßte. Gewiß riß ihn, der sich als einer der machtvollsten Polemiker aller Zeiten offenbarte, sein Kämpfertemperament mit fort, als er sah, daß sein Wort verhallte. Gewiß mag es ihm auch eine stolze Befriedigung gewährt haben, diese Massen, die er in seinen Büchern wie kein anderer zu schildern verstanden, nun durch die Tat in Bewegung zu setzen und aufzuwühlen. Aber nie hat er die kleine Eitelkeit eines Volkshelden zur Schau getragen, und es genügt, auf sein Verhalten nach dem Abschluß der Affäre hinzuweisen, um diese Vorwürfe zu entkräften.

In dieser letzten Zeit, in diesen letzten Jahren nach dem Prozeß in Rennes, hatten sich die wildesten Wogen des Hasses gelegt. Die Banden der Manifestanten, die so oft aus allen Teilen von Paris nach der Rue de Bruxelles marschiert waren, fanden sich nicht mehr ein, und der Schlachtgesang: „A bas Zola! A bas Zola!" der jahrelang nach dem Takte des Laternenmarsches gebrüllt worden, war verhallt. Aber der Bannfluch schwebte noch immer über dem Haupte Emile Zolas, wie damals der Schirm des alten besessenen Weibes. Eine Schar begeisterter Anhänger sah in Zola den geliebten Führer, und das französische Proletariat begann, aufgeklärt durch seine Lehren, ihn wie einen Vorkämpfer und Pfadfinder zu verehren. Aber das Publikum der eigentlichen Bücherleser, der sogenannten Gebildeten, stand ihm in stummer Feindseligkeit gegenüber, und unter den Pariser Literaten war seit langem die Zahl der Feigen und Lauen weit größer als die Zahl der Mutigen. Zola litt unter dem Bannfluch, aber er tat

nichts, um die Aufmerksamkeit gewaltsam auf sich zu lenken, und ließ anderen die billigen Lorbeern. Er lebte still in Médan, in seinem Landhause an der Seine, wo die große naturalistische Revolution eingeleitet worden, oder in seinem Hause in der Rue de Bruxelles. Seine Freunde, Bruneau, der Komponist, Théodore Duret, der Kunsthistoriker, und Desmoulins, der Graveur, kamen fast täglich zu ihm, und sein alter Verleger Charpentier und die immer enthusiastische Frau Charpentier fanden sich ein. Über alle Enttäuschung und Bitterkeit half sich Zola wieder durch seinen gewaltigen Willen zur Arbeit hinweg. Es war sehr viel Stolz in seiner ruhigen Zurückhaltung — der Stolz eines Mannes, der weiß, daß er warten kann, und daß er dem Urteil der Geschichte vertrauen darf.

Die beiden Romane „Fecondité" und „Travail", die er in dieser letzten Periode seines Lebens schrieb, gehören nicht zu seinen besten. Er hat mit eisernem Willen sich zur methodischen Arbeit zwingen, er hat nicht die alte Schwungkraft zurückgewinnen können. In „Vérité", dem Romane, der nun erst nach seinem Tode erscheinen wird, hat er viel von dem Verlorenen wiedergefunden. Er hat, als er an dieser Ritualmordgeschichte arbeitete und den Kampf um die Befreiung eines Unschuldigen schilderte, seine eigenen Kämpfe vor Augen gehabt, und im Banne der Erinnerung hat er polemische Seiten von prachtvoller Wucht geschrieben und eine Anklageschrift verfaßt, die alle Sünden des französischen Klerikalismus bloßgelegt. Aber in all seinen Werken, die nach der „Affäre" entstanden, kann man die Fortschritte einer Entwickelung verfolgen, die lange vorher begonnen.

In „Germinal" erscheint noch, um mit Jaurès zu sprechen, „das Proletariat wie eine große unbekannte und tiefe Kraft" — dann aber befestigt sich in Zola mit jedem Schritte der Glaube an diese Kraft der jungen, noch unverbrauchten Elemente, und er zeigt den neuen Generationen das dreifache Evangelium: „Fecondité", „Travail", „Vérité", — Fruchtbarkeit, Arbeit und Wahrheit.

Ein banaler Unglücksfall hat diesem reichen Leben ein Ende gesetzt, ein wenig Kohlenoxyd hat genügt, diese gigantische Willenskraft zu überwinden. Vor dem Hause des Toten in der Rue de Bruxelles, ganz nahe der Place Clichy, stehen hundert oder zweihundert Neugierige und Trauernde und betrachten die Fassade, die nichts Merkwürdiges hat, und die Freunde und Verehrer, die zu Fuß und in Wagen anlangen und im Hause verschwinden. Unten im Vestibül, dessen Wände mit geschnitzten Heiligen und hölzernen Renaissancereliefs bedeckt sind, steht ein Tisch mit dem Buche, in das die Leidtragenden ihre Namen schreiben. Ein mittelmäßiges Bild, „Die Wahrheit, dem Brunnen entsteigend", das der Maler Emile Zola gewidmet hat, hängt über dem Tische. Junge Literaten mit revolutionären Locken und Bärten, stille Verehrer, die immer nur aus der Ferne den großen Meister zu bewundern gewagt, treten heran. Gerade vor mir setzt ein Bankbeamter seinen Namen auf die Liste. Die Berühmtheiten des Boulevard erscheinen, die so lange dieses Haus gemieden ... Aber es ist vielleicht noch alles mögliche, daß sie wenigstens heute kommen, denn man darf nicht zuviel von den Menschen verlangen!

Der alte Charpentier tritt aus der Tür, hinter der die Treppe zum Schlafzimmer hinaufführt, und verspricht mir, daß ich den Toten morgen noch sehen darf ... Die Ärzte sind gerade beim Einbalsamieren. Die Obduktion hat ergeben, daß alle Organe gesund waren. Er hätte lange weiterleben und schaffen können, hätte vielleicht den Triumph noch mancher seiner Ideen geschaut, wenn nicht das bißchen Kohlenoxyd dem Kamin entströmt wäre. Welch eine unsichere Existenz die Menschen doch führen! Und draußen durch die nahe Rue de Clichy und durch all die Verkehrsadern, die in die Place de Clichy münden, flutet und hastet das Leben, rollen die Omnibusse, eilen die Fußgänger vorwärts. Wie ein mächtiger, unübersehbarer Steingürtel und mit einem Getümmel und Gewimmel von Millionen Wesen umringt Paris dieses Dichterhaus. Paris, das er durchwandert und durchforscht, Paris, aus dem er hunderte von Gestalten geschöpft, Paris, das er in Bildern von berauschender Größe geschildert, Paris, das ihn im Stich gelassen, ihn bespieen, ihn mit dem Rufe: „In den Tod! In den Tod!“ verfolgt, und das ihm mit all seinem Haß nur die Unsterblichkeit erwirkt hat!

Camille Pissaro

Camille Pissaro ist in jenes Nichts hinüber geschlummert, das die Gläubigen und die Optimisten das Jenseits nennen. Er war ein großer Künstler, einer von den wenigen, die, auf eigenen Füßen stehend, nur mit den eigenen Augen sehen wollen, und er war ein seltener, ein wundervoller Mensch. Seit den Jahren, in denen er seinem Lehrer und Freunde Corot gelauscht, seit dem Tage, an dem er mit Monet und Sisley und Renoir der impressionistischen Malerei ihre ersten Triumphe erkämpft, hatte er mit stets gleicher Gewissenhaftigkeit, mit ruhigem Zielbewußtsein und mit einer unsagbar heiteren Arbeitsfreude Werk auf Werk geschaffen. Er ist dreiundsiebenzig Jahre alt geworden und alle, die ihn näher gekannt haben, wissen, daß er zum Sterben noch viel zu jung war.

An einem Sommerabend machte ich in einem kleinen Café auf dem Hafenkai von Dieppe seine Bekanntschaft. Er saß mit seinem schmächtig-blonden Sohne, der gleichfalls Maler ist, mit einem bekannten deutschen Kunstschriftsteller und seiner Gattin und mit zwei oder

drei ein wenig phantastisch, nach alter Bohèmeart gekleideten Kunstjüngern an einem der Tische. Unter Tausenden wäre seine merkwürdige Erscheinung aufgefallen, und in einer Galerie von „Charakterköpfen" hätte man diesen prachtvollen, imponierenden Kopf bemerkt. Der alte Pissaro trug einen braunen Samtanzug und einen schwarzen, seidenhaarigen Schlapphut mit breiter Krempe. Das weiße Haar fiel hinten so lang herab, daß es sich auf dem Rockkragen bauschte, und der lange Vollbart, der völlig weiß war und nicht einmal, wie der Schnurrbart, noch ein paar dunkle Haare aufwies, legte sich breit und majestätisch auf den Brustteil der braunen Samtjacke. Aber was den Alten besonders von den „schönen Greisen", von den milchfarbigen Patriarchen der Bibelillustrationen unterschied, das waren die pompöse Nase und die funkelnden, von fast noch schwarzen Brauen überwölbten Augen. Pissaro war auf Sankt Thomas geboren und seine Eltern stammten aus Portugal. Etwas vom Kreolen und noch mehr vielleicht vom portugiesischen Juden haftete seiner Erscheinung an.

Wir wurden bald näher bekannt, und ich sah ihn eine Weile lang fast täglich am Abend in dem kleinen Café oder bei Tage in dem Zimmer am Hafen, in dem er, am Fenster stehend, das Gewimmel vor dem Fischmarkt und die Kähne und Dampfer des Hafenbassins malte. Dann kehrte er nach Paris zurück, wo er in einem Hause wohnte, in das er so recht hineinzugehören schien: in dem alten Hause der Place Dauphine, das beinahe auf dem Pont-Neuf, gegenüber dem Denkmal Heinrichs IV., steht und vor der Revolution das Haus

der Madame Roland war. Von den Fenstern seiner Wohnung sah Pissaro die ganze Seine mit ihren Brücken, ihren Waschanstalten, ihren schmalen Dampfschiffen, ihren grünbepflanzten Kais, und er sah in der Ferne die von leichtem Dunst umhüllten Höhen von Meudon, Sevres und Saint Cloud. Als er die grandiose, lebendige Schönheit dieses Schauspiels auf einer Reihe von Bildern festgehalten, mietete er ein Hotelzimmer auf dem Quai Voltaire. Denn er konnte seiner Augen wegen, die sich beim leisesten Winde entzündeten, nicht im Freien malen und war immer auf der Suche nach einem Zimmer.

Man könnte sagen, daß die Lage der Häuser und der Zimmer, die er nacheinander bewohnte, für seinen ganzen Entwickelungsgang charakteristisch war. Als der Einfluß Corots in ihm noch nachwirkte, und als er nur begierig war, dem Lichte seine Geheimnisse abzulauschen, malte er zumeist auf dem Lande, in der stillen Einsamkeit, in Argenteuil, in Montmorency und auf den Ufern der Marne. Dann ergriff ihn die Lust, statt der ruhigen Stimmung den ewigen Wechsel, die Bewegung, den Widerstreit der Töne und gleichsam das Leben in seiner höchsten Steigerung zu malen, und er nistete sich in den geräuschvollsten Hafenvierteln ein oder hauste dort, wo das Treiben der großen Stadt sich wie auf einer breiten Schaubühne abspielt. Er hatte eine innige, eine fanatische Freude an allem, was Licht und Bewegung war, und er empfand ein unbeschreibliches Wohlbehagen, wenn er dieses Licht und diese Bewegung auf die Leinwand bannte.

Es war genußreich, ihm bei der Arbeit zuzusehen, und fast noch genußreicher, ihn zu hören. Er sprach mit

einem klangschönen, warmen, bisweilen leicht singenden Organ, und von seiner ganzen Persönlichkeit ging, während er sprach, eine eigene Wärme aus. Er sprach gern von der Vergangenheit, aber nicht mit der Eitelkeit redseliger alter Herren, sondern mit der selbstverständlichen Freigebigkeit eines guten Reichen. Er erzählte mit einer Begeisterung, die in dreißig Jahren nicht um das Zehntel eines Grades gesunken war, von seinem Lehrer Corot, den er unter allen Malern am höchsten stellte — noch höher, als seinen zweiten Abgott, Ingres — den er allen als Vorbild empfahl und dessen oft mindergeschätzte figürliche Bilder er besonders liebte. Er erzählte von seinen eigenen Anfängen, erzählte, wie er 1870 in Louveciennes ein Haus bewohnte und wie Napoleon III. in Louveciennes sein Hausquartier nahm. In dem Hause Pissaros wurde die Feldschlächterei eingerichtet, alle Bilder und Skizzen gingen zugrunde und dienten als Unterlage für die kaiserlichen Schweinskoteletten. Und an dem, was noch übrig blieb, wischten sich die Schlächtergesellen die blutigen Finger ab.

In Frankreich besteht eine Sitte, die bisweilen sehr schön und weit öfter grotesk wirkt: die Sitte, jeden, der durch sein Schaffen auf einem Gebiete der Kunst berühmt oder auch nur bekannt geworden, „cher maitre“, lieber Meister zu nennen. Ich wüßte keinen, den man so gern, so ohne Zwang, und ohne heimliche „reservatio mentalis“ seinen „lieben Meister“ genannt hätte, wie den alten Pissaro. Die vornehme Güte, mit der er jeden Jüngeren empfing und belehrte, die ruhige Abgeklärtheit, die über seinem ganzen Wesen lag, ließen das Wort, das so oft geziert und unwahr klingt, als

die natürliche Anredeformel erscheinen. Und dieser Alte gehörte nicht zu den Künstlern, die nur den Ateliertratsch und im besten Falle ihre Kunstinteressen kennen — sein Geist, der immer in Bewegung war und vieles umfaßte, ertrug keine engenden Fesseln. Dieser Mann, der noch in seinen besten Jahren den harten Kampf ums Brot gekämpft und erst im Alter die Früchte erntete, war eine Kämpfernatur geblieben. Seine Anschauungen über die Dinge dieser Welt glichen sehr selten den Tendenzen der „führenden Klassen", und seine Philosophie war im höchsten Grade polizeiwidrig.

Bei all seiner Güte war er gegenüber den Anfängern, die zu ihm kamen und seinen Rat erbaten, die Offenheit selber. Er hielt nie mit seinem Tadel zurück und beschönigte nichts, aber er suchte durch Gründe und Erklärungen dem Frager den rechten Weg zu weisen. In seiner fanatischen Liebe für das Licht und seine Wirkungen fand er das meiste, was man ihm zeigte, „zu schwarz". Eine tiefe Abneigung aber empfand er gegen alle, die „Ideen" zu malen suchten und die er „die Ideologen der Malerei" zu nennen pflegte. Ich erinnere mich, daß wir einmal von Hogarth sprachen, und daß er mir sagte: „Der Maler soll nicht denken, sondern denken machen." In solchen Momenten versandte er die Worte ganz kurz, wie ruckartig abgesandte Pfeile, und seine schwarzen, funkelnden Augen schienen mit behaglicher Ironie die Wirkung des Geschosses zu verfolgen.

Ich habe nicht die Absicht, über sein Lebenswerk zu urteilen und Pissaros Stellung innerhalb der impressionistischen Schule zu zeigen, die eine rein französische Schule ist, und nur in einem Lande erstehen konnte,

in dem das Licht mit so heiterer Fülle und so wechselndem Zauber alles Körperliche umspielt. Aber wenn man die drei großen impressionistischen Landschaftsmaler, wenn man Monet, Sisley und Pissaro miteinander vergleichen will, dann scheint mir Monet den größten Schwung und die größte Phantasiekraft, Sisley die größte Poesie und Pissaro die größte Wahrhaftigkeit zu besitzen. Monet ist in den besten Bildern seiner zweiten und dritten Epoche ein machtvoller Poet, Sisley ist ein unendlich feiner Lyriker, der von der „Grazie des dix-huitiéme siècle" geerbt hat, Pissaro ist ehrlich bis zur Selbstkasteiung. Vielleicht sind die Bilder Monets und Sisleys oft reizvoller als die Bilder Pissaros — aber Monet und Sisley haben sehr oft ihre Stimmung in die Landschaft hineingelegt, und Pissaro ist immer bemüht gewesen, die Stimmung herauszuholen.

Im vergangenen Sommer, an einem Julitage, besuchten wir den Alten in Havre. Er hatte sich dort eingemietet, natürlich am Hafen, und wir fuhren mit dem Dampfer von Trouville hinüber, um ihm die Hand zu drücken und ein paar Stunden mit ihm zu verleben. Wir saßen mit ihm an der Bucht, in der die Sportsleute von Havre gerade eine Segelregatta abhielten, durchwanderten die Stadt und hörten zu, wie er den schmutzigen Hafen pries und wie er alles lustig fand: das Aus- und Einfahren der großen Schiffe, das Pfeifen, das Knarren der Krahnketten und das Geschrei der Fuhrleute. Als es Abend wurde, begleitete er uns zum Dampfer und stand dann auf dem Quai, ironisch schmunzelnd, als wollte er sagen: „Fahrt nach eurem öden Trouville — ich bleibe hier, auf diesem Ufer, wo

man in jeder Sekunde die Vollkraft des Lebens spürt!“ Er winkte mit dem schwarzen Schlapphut, der Wind wirbelte seine weißen langen Haare ein wenig durcheinander, und sein herrlicher, unvergeßlicher Kopf erschien zwischen all den rußigen Galgengesichtern wie der Kopf eines alten Balladenkönigs. Er ist nicht mehr lange auf dem Ufer des Lebens geblieben.

Eugène Carrière

(1906)

Ein tragiſches Ereignis, daß man ſeit langem erwarten mußte, iſt geſtern eingetreten; ein wundervoller Künſtler, ein raſtlos ſchöpferiſcher Geiſt, ein großer, mutiger, verehrungswürdiger Menſch iſt geſtern geſtorben. Eugène Carrière iſt, ſechsundfünfzig Jahre alt, dem Krebsleiden erlegen, das ſeinen Körper zerfreſſen, aber ſeine ſtarke Seele nicht zu erſchüttern vermocht hatte. Seit faſt drei Jahren wußte Carrière, daß der Tod ihm mit raſchen Schritten näher und näher komme, und ohne mit der Wimper zu zucken, hat er, unabläſſig ſchaffend, den Kommenden erwartet. Er war zweimal operiert worden, und ſeine Freunde erzählen, daß er kurz vor und kurz nach dieſen Operationen kaum an ſein Leiden dachte und in ſeltſam heiterer Seelenruhe den Blick auf ganz andere Fragen gerichtet hielt. Als er ſich nicht mehr bewegen und nur noch mit leiſer, glanzloſer Stimme ſprechen konnte, liebte er es, ſeine Freunde um ſich zu verſammeln, Muſik und den Klang der Worte und alle Äußerungen des geſunden Lebens

zu vernehmen. Und seine ruhige Gelassenheit war kein philosophisches Gaukelspiel, keine Heldenmaske, keine Stoikerpose — es war die Gelassenheit eines innerlich gefestigten Mannes, in dem der Gedanke so stolze Schwingen hat, daß er frei und königlich zu den Höhen emporsteigen kann.

Carrière war in Gourney, nicht weit von Paris, geboren, aber er verbrachte seine Jugend in Straßburg. Während des Krieges geriet er als junger Soldat in Gefangenschaft, wurde nach Dresden geführt und hatte dort Gelegenheit, in den Galerien die alten Meister zu studieren, unter denen Rubens ihn vor allen anderen begeisterte. Er besuchte dann später die Ecole des Beaux-Arts in Paris, arbeitete unter der Aufsicht des akademisch langweiligen Cabanel und wurde nicht einmal eines „Prix de Rome" für würdig befunden. Er verheiratete sich früh, lebte als der treueste Familienvater zwischen seiner Frau und seiner stetig sich mehrenden Kinderschar und malte, außer einigen Freunden, außer Daudet, Verlaine und Goncourt, nur immer wieder seine Frau und seine Kinder. Zuerst malte er sie mit den kecken, fröhlichen Farben des Franz Hals, und alle Bilder seiner ersten Periode sprühen und leuchten in warmem Sonnenglanz. Dann verzichtete er auf all die äußere Sonne, auf jeden Farbenreiz, hüllte seine Gestalten in ein rinnendes, hundertfach abgetöntes Nebelgrau und schuf sich jene herbe und scheinbar melancholische Art, die man so lange „monoton" „gesucht" und „maniriert" genannt hat, bis man ihren Sinn und ihre tiefe Schönheit begriffen.

Es sind, soviel ich weiß, von Carrières besten und

größten Werken nur sehr wenige oder gar keines nach Deutschland gekommen, und während in unseren Ausstellungen tausend französische Stümpereien gezeigt werden, ist bei uns ein Maler fast unbekannt, der Unvergleichliches geschaffen. Wenn man Carrière kennen lernen und begreifen will, dann muß man nicht bei ein paar Porträts, nicht einmal bei seinen Kinderbildnissen beginnen, sondern man muß zuerst jene Bilder vor Augen haben, die in Frankreich unter dem gemeinsamen Namen „Maternités" berühmt sind. Auf diesen Bildern sieht man, immer in rinnenden grauen Nebelschleiern und grau in grau getönt, die Mütter, die ihren Liebling ans Herz drücken, ihn nähren, ihn mit sorgenvollem Ernst oder mit glückseligem Lächeln betrachten. Es gab besonders in den letzten Herbstsalons zwei dieser Bilder, die ich damals zu schildern versucht habe — denn man kann nur versuchen, sie zu schildern. Im Herbstsalon von 1904 sah man eine „Maternité" von unsagbar schmerzlicher Innigkeit: eine Mutter, deren Blicke über das runde Köpfchen des Säuglings hinweg in die graue Zukunft zu wandern schienen, und die in der Ahnung einer unfaßbaren Tragik ihr Kind mit bebenden und schützenden Armen umklammert hielt. Und 1905 folgte der Hymnus der heitersten, glücklichsten Mutterfreude, ein Bild voll unterdrücktem Jubel, voll stillem Jauchzen, voll seligem Lebensvertrauen, ein Bild, in dessen grauer Atmosphäre mehr Sonne verborgen war als auf den funkelnden Gemälden aller lichtspendenden Sonnenmaler.

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, mit Superlativen zu prunken, aber ich glaube, daß noch nie, von

keinem Künstler und zu keiner Zeit, die letzten Geheimnisse des Mutterherzens und die feinsten Schwingungen der Seele so auf einem Bilde ausgedrückt worden sind wie auf den „Maternités" Carrières. Über die „Technik" Carrières mögen die Kunstgelehrten denken und sagen, was sie wollen — aber noch nie hat ein anderer so, mit solch unendlicher Hingebung und so hoch gesteigertem Feingefühl, die seelische Gemeinschaft zwischen Mutter und Kind zu belauschen und darzustellen verstanden. Man meint, in diesen Bildern ein Klingen zu hören, und es ist die Seele, deren Klingen man leidvoll und freudvoll zu hören meint. Vielleicht ist die Art Carrières noch mehr der Bildhauerkunst als der üblichen Farbenkunst verwandt. Die Debatte über die Mittel wird gleichgültig, wenn die erzielte Wirkung so einzig und so herrlich ist.

Aber je mehr man die „Maternités" betrachtet, und je genauer man das Schaffen Carrières überblickt, desto mehr begreift man auch, daß die angebliche „Manier" — das Grau in Grau — dem großen Ziele diente, das Carrière verfolgte. Carrière hätte seine Bilder mit lachenden Farben durchleuchten, er hätte, wie sein Freund Claude Monet, das Licht in seinen tausend Nuancen auf die Leinewand bannen können, aber ihn lockte etwas anderes. Carrière ging dem inneren Lichte nach, er wollte dieses innere Licht in voller Kraft und Schönheit hervorstrahlen lassen, und darum unterdrückte er alles, was die Offenbarung dieses Lichtes beeinträchtigen konnte. Er unterdrückte allen äußeren Farbenglanz, unterdrückte alles, was das Auge fesseln und die Sinne ablenken mußte, und er schuf sich diese

graue nebelhafte Luft, in der — wie ein feiner Rauch an Oktobertagen — die Seele nur ganz langsam vorüberzieht. Dort, wo er diesem geheimnisvollen Vorgang nicht nachspürt, erscheint seine graue Malweise nicht notwendig und wirklich ein wenig monoton. Aber neben seinen „Maternités" und den besten seiner Porträts werden alle farbenfrohen Bilder immer nur kalt und nüchtern erscheinen.

Carrière war mit Claude Monet und mit Rodin intim befreundet; er verkehrte mit Anatole France, mit Zola und mit Georges Clémenceau — und allen, die zu ihm kamen, galt er als ein unerschöpflicher Anreger, als einer der reichsten Geister unserer Tage. Sein Wissen erstreckte sich auf fast alle Gebiete, und immer waren seine Ideen selbständig und frei von jeder Schablone. Er hat ein paar umfangreiche Bilder gemalt — einen „Christus" und ein „Volkstheater" — und er wünschte sehr, sich in dekorativen Wandgemälden zu versuchen. Schwerlich wäre seine Malerei geeignet gewesen, einen Festsaal zu schmücken, aber in einem stillen Studierzimmer oder in einem Musiksalon hätte sie wunderbar wirken müssen. Es war viel von der großen klassischen Musik in Carrières Malerei.

Einer seiner Freunde, der ihn wenige Tage vor dem Ende auf dem Krankenlager gesehen, erzählt mir, daß Carrière ihm gesagt: „Je älter ich werde, desto einfacher erscheint mir das Leben." Mit diesem tiefen Worte hat der todkranke Künstler sagen wollen, daß alles im Leben auf ein paar Grundwahrheiten beruhe, und daß all die kleinlichen Torheiten, Eitelkeiten und Sorgen nur ein Ausputz seien, den wir sinnlos zu-

sammentragen. Er hat auch sagen wollen, daß es nicht lohne, um so hohler Begriffe willen feige Kompromisse zu schließen und ein Tipfelchen der eigenen Persönlichkeit zu opfern, und er ist niemals bereit gewesen, etwas von seinem Selbst zu verleugnen. Er hat immer den Mut gehabt, all seine Gedanken bis ans Ende zu denken und nach ihnen zu handeln, und alles Kleinliche ist an seinem Panzer wirkungslos abgeglitten. Er war ein großer, stolzer Künstler und ein großer, stolzer Mensch, und groß und stolz, ohne schwächliche Demut, ist er gestern gestorben.

Scheurer-Kestner

(1899)

Das Schicksal hat es so eingerichtet, daß am gestrigen Tage gleichzeitig zwei Nachrichten von Paris in die Welt hinausgingen: „Dreyfus wird begnadigt" und: „Scheurer-Kestner ist gestorben". Man täusche sich nicht — die Begnadigung Dreyfus' bedeutet einstweilen das Ende des Kampfes, ein schwächliches, unbefriedigendes, zweideutig unklares Ende, das weder kalt noch warm stimmt, das die Gewissen nicht befreit. Und während auf dem Kampfplatz langsam die Ruhe zurückkehrt — nicht die feierliche große Ruhe, welche den Siegen folgt, sondern ein grämliches, unfrohes, bedrücktes Schweigen — scheidet aus dieser Welt der Lüge und Niedrigkeit der erste Kämpfer, dieser gute und fleckenlose Idealist Scheurer-Kestner.

Ich sehe ihn noch in jener Senatssitzung, wo er zum ersten Male für den unschuldig verurteilten Dreyfus eintrat. Fast der ganze Senat war damals noch ironisch, ja feindlich gestimmt, und die Journalisten lärmten und lachten. Und dieser prächtige Scheurer-Kestner stand

auf der Tribüne und suchte mit einem wahren Mut der Verzweiflung diese widerspenstigen Hörer zu seinem Glauben zu bekehren. Das vornehme, vom weißen Bart umrahmte Gesicht war sehr blaß, die Stirn schwitzte. In der Stimme dieses Mannes war etwas Flehendes — ein Stein hätte weich werden müssen. Es war unendlich rührend, diesen Mann zu sehen, der danach rang, den Herzen etwas von seiner Wärme, den Geistern etwas von seinen Befürchtungen mitzuteilen, ein Echo zu erwecken. Aber das einzige Echo, das aus dem Saale zu ihm kam, war ein ironisches Gemurmel oder ein höhnendes Lachen.

Er war ein großes Kind, dieser Scheurer-Kestner. Er hatte nicht ein Atom von einem Realpolitiker. Wunderbar genug, daß ein Mann, der seit Jahrzehnten in Frankreich am aktiven politischen Leben teilgenommen, so ganz ein wirklichkeitsfremder Träumer hatte bleiben können. Er hatte wahrhaftig noch den Glauben an die Menschheit, ja, an diese sehr besondere Gattung der Menschheit, welche aus der Leitung der französischen Republik ihr Geschäft macht! So hatte er hoffen können, sein flehender Hilferuf werde einen Widerhall finden. Aber selbst in diesem Senatssaale, wo wirklich noch die klügsten und ruhigsten politischen Köpfe Frankreichs vereinigt sind, wies man ihn ab. Die anderen, draußen in der Janhagelpresse, nannten ihn ganz einfach einen Verräter und einen Verkauften. Aber der einzige Vorwurf, den man ihm gerechterweise hätte machen können, wäre vielleicht der gewesen, daß er zu ehrlich und zu anständig war, daß er alles vom guten Willen, von der Wahrheitsliebe seiner Landsleute erwartete. Die

ganze Dreyfus-Kampagne litt daran, daß sie von Männern eingeleitet worden, die nur mit ehrlichen Mitteln kämpfen gewollt: von Scheurer-Kestner, Mathieu Dreyfus und Zola. Weniger skrupelvolle Leute hätten anders und vielleicht praktischer gehandelt: sie hätten für die Zustimmung der Rochefort, Judet, Artur Meyer ganz einfach den rechten Preis gezahlt. Dergleichen ist gar nicht einmal so teuer — auf das Dutzend bekommt man einen Drumont zu.

Ja, er war ein großes Kind. Er dachte, daß es genügen würde, als ehrlicher Mann zu sprechen, und er behielt das, was er über die Umtriebe der Esterhazy-Beschützer wußte, für sich. Er hatte damals die Briefe des Generals Gonse an Picquart in der Tasche — er sagte nichts von ihnen, um den Generalstab in den Augen der Welt nicht bloßzustellen. Er glaubte an die Aufrichtigkeit des Kriegsministers, dieses kleinen, gewissenlosen Billot, der keine Überzeugung, aber den schönsten Brustton der Überzeugung besitzt. Ein großes Kind! Und doch ist das Kind klüger und weitsichtiger gewesen als all die Gescheiten, als all die geriebenen Macchiavels der Politik, als all die Billot und Méline, und wieviel Unheil wäre Frankreich erspart geblieben, hätte man das Flehen und die Beschwörungen des großen Kindes erhört!

Scheurer-Kestner gehörte zu einer jener Familien, welche die Gattin des verstorbenen Ministers Floquet mit einem viel bespöttelten Wort die „republikanische Aristokratie" genannt hat. Auf der Stammbaumtafel dieser Familie stehen die berühmtesten Namen aus den heroischen Tagen des französischen Republikanismus:

Ferry und Floquet, Charras, Scheurer-Kestner und Chauffour. In jeder der republikanischen Bewegungen im Frankreich dieses Jahrhunderts findet man wenigstens einen dieser Namen — bald in der Zahl der Sieger, bald auf der Liste der Verbannten.

Ich habe das Vergnügen, in dieser Familie gute und aufrichtige Freunde zu zählen, in einem der Häuser zu verkehren, welche diesen republikanischen Patrizierfamilienkreis bilden. Das Bild der schönen Urahne, der von der Goetheschen Dichtersonne unsterblich umstrahlten Charlotte Kestner hängt dort an der Wand, und obgleich fast niemand im Hause die Muttersprache des großen Weimaraners zu sprechen weiß, ist mir's immer, als hätte sich dort ein Hauch von seinem Geiste, ein Tröpfchen von seinem Blute vererbt. Das ist natürlich nur eine „façon de parler", denn in Wirklichkeit kann von einer „Vererbung" keine Rede sein — was die kluge und heitere Frau des Hauses, die über die spröde Tugend der Urahne oft gescholten hat, recht sehr bedauert. Aber eine gar nicht beschränkt französische, eine freie, menschliche vorurteilslose Auffassung aller Dinge herrscht in dieser Familie. Und der Lehrer dieses Geistes, das verehrte Vorbild war bis gestern noch „Onkel Scheurer".

Dort habe ich auch im Laufe dieser zwei letzten Jahre so manchen Brief gelesen, den „Onkel Scheurer" aus den Orten, in denen er vergeblich Genesung suchte, an seine Nichten und Neffen gerichtet. Sehr bald nach jener Senatssitzung hatte er sich eine Blutvergiftung zugezogen. Er litt an einem Geschwür am Halse, das mehrmals operiert wurde und immer wiederkam.

Sicherlich beeinträchtigten die Trauer und die Entrüstung, die er über die Vorgänge in Frankreich empfand, die Heilung. Wie prachtvoll sprachen diese Trauer und diese Entrüstung aus all den Briefen, die er aus seiner Krankenstube sandte! Und welche gute, kindliche Freude äußerte er, wenn er auf Verständnis, auf Teilnahme stieß! Einmal erkannten ihn auf der Fahrt durch die Schweiz in einem Speisewagen ein paar Mitreisende. Sie sandten ihm ihre Karten mit einigen Worten, in denen sie ihm ihre Verehrung aussprachen; dann kamen sie zu ihm und wiederholten die Worte mündlich. Er war sehr glücklich darüber — er war glücklich, wenn er glauben durfte, Menschen gefunden zu haben. Denn wie Diogenes hatte er sie oft genug vergeblich gesucht.

Es haben sich nach ihm sehr viele in den Kampf geworfen. Manche dieser Kämpfer waren geschickter als er, manche kräftiger, breitschultriger, mehr zum Dreinschlagen gemacht, aber keiner war edler und keiner war ehrlicher. „Seine Seele ist klar wie Kristall," hat Zola in einem herrlichen Artikel von ihm geschrieben. Und selbst seine Gegner mußten den Hut vor ihm ziehen. Noch in Rennes nannte der Oberst Bertin, einer der eifrigsten Dreyfus-Befehder, die Familie Scheurer-Kestner „eine dieser wunderbaren Familien des Elsaß". Und selbst der feinpfiffige Freycinet, der sonst die unklaren, gewundenen Worte den klaren und geraden vorzieht, mußte erklären, daß Scheurer-Kestner jeder Verehrung würdig wäre.

Man kann sagen, daß er für eine Führerrolle in diesem Kampfe nicht geeignet war. Aber er hatte keine Führerrolle gesucht. Er hatte nichts gewollt,

als ein ehrliches Zeugnis ablegen, sein Gewissen befreien. Seine Mission war, das Signal zu geben, sein Beispiel entflammte die anderen. Gewiß, er war weltfremd, merkwürdig wenig vertraut mit den politischen Charakteren, zwischen denen er seit Jahrzehnten gelebt. Aber wäre er weniger weltfremd gewesen, er hätte seine Mission gar nicht erfüllen können. Wäre er nicht mehr ein philosophischer Einsiedler, ein Mann der Studierstube als ein Parlamentarier gewesen, er wäre, wie all die anderen, von der Fäulnis und den Krankheiten des politischen Lebens ergriffen worden. Daß er weltfremd war, ließ ihn der Ansteckung entgehen. So bewahrte er sich seinen mutigen Idealismus und auch seinen klaren Blick.

Zwei Tage, nachdem die fünf würdigen Offiziere in Rennes das „Schuldig" gesprochen, saß mir gegenüber in einem Pariser Restaurant ein alter Herr, in dem man ohne Mühe den ehemaligen Militär erkannte. Eine schon leicht gebückte magere Erscheinung, in tadellosem, schwarzem Gesellschaftsrock, ein etwas eingefallenes Gesicht, über welchem die Stirn breit und gewölbt hervortrat, ein kleines, weißes Bärtchen unter einer energisch gebogenen Nase. Ich kannte den alten Herrn längst — er saß fast täglich dort, immer allein, während die Lebewelt um ihn herum aß, trank und schwatzte. Es war der Oberst Stoffel, der französische Militärattaché, der in seinen Berliner Berichten vor dem Kriege so warnend das gefährliche Abenteuer widerraten und alle Katastrophen vorhergesagt. Während er so im Restaurant am Tische saß, ließ er sich eine Zeitung bringen. Der Kellner reichte ihm den „Petit Bleu",

ein sehr zahmes Dreyfus-Blatt, das niemals die „Ehre der Armee" gekränkt hat. Der Oberst Stoffel blickte hinein — dann faltete er die Stirn, seine Hand zerknitterte das unschuldige Blatt und warf es zornig unter den Tisch.

Dieser Oberst Stoffel war 1870 ein aufgeklärter Mann — einer von den Aufgeklärtesten. Er war freilich ein Chauvinist, aber er kannte genau die Unfähigkeit und den Leichtsinn der französischen Generale. Sollte man nicht meinen, daß gerade er sich heute weigern müßte, an die Unfehlbarkeit dieser selben Generale zu glauben? Man sollte es meinen, aber nur, wenn man vergißt, daß er seit bald dreißig Jahren wieder in Frankreich lebt. Auch er ist der Gefahr der Ansteckung nicht entgangen, auch er hat den Einfluß dieser Atmosphäre erfahren, in welcher das Urteilsvermögen schwach wird und die Sehkraft leidet.

Scheurer-Kestner ist durch dieses ganze Getriebe hindurchgegangen wie Hans der Träumer. Das war, haben die kritischen Seelen gesagt, seine Schwäche — aber in Wahrheit war es seine Stärke. Es gibt Augenblicke in der Geschichte, wo die Realpolitiker weniger am Platze sind, als die großen Kinder.

Er hat noch das Verbrechen von Rennes erlebt, und vielleicht hat ihm der Schmerz über die neue Schande, die Frankreich widerfahren, den letzten Stoß versetzt. Er geht wie einer, der nicht sehen will, was noch folgt — weder einen neuen, langen Kampf, noch einen unrühmlichen Friedensschluß. Er hat das Seinige getan, und immer wieder muß man sich fragen, ob in ähnlichen Krisen anderswo Männer wie er, wie Zola, wie Picquart

und mancher andere sich mit gleichem Idealismus in den Abgrund werfen würden. All diese Mitstreiter stehen heute an seinem Grabe. Und dieses Grab ist nicht das einzige, an dem sie trauern — sie haben eng daneben ein anderes öffnen müssen für manches von dem, was sie erstrebt und erhofft. Für den Augenblick sind sie besiegt. Aber freilich auch nur für den Augenblick. Eines Tages wird doch ein Kassationshof das infame Urteil von Rennes umwerfen. Und eines Tages wird auch das andere Urteil, das Urteil, welches fünf Siebentel der Franzosen in ihrer Blindheit heute über den großen geistigen Feldzug der Scheurer-Kestner, Zola und Jaurès fällen, revidiert werden — vor diesem obersten Gerichtshof, diesem höchsten Kassationshof: der Geschichte.

Waldeck-Rousseau

(1904)

Die Zeitungen haben noch kürzlich versichert, daß es Waldeck-Rousseau besser gehe, aber niemand hat es geglaubt; denn hinter der frommen Lüge grinste, für jeden sichtbar, die Wahrheit hervor. Waldeck-Rousseau rang mit dem Tode, und es unterlag keinem Zweifel, wer hier der Stärkere sein würde. Die Operation, bei der die berühmtesten Ärzte Frankreichs ihre Kunst aufboten, hat den schwerkranken Mann nicht zu retten vermocht; und die rastlos sorgende Liebe einer mutigen Frau konnte über die letzten Stunden ein wenig Sonnenschein breiten, aber die Nacht nicht zurückscheuchen. Längst war von dieser hohen, eleganten, imponierenden Gestalt nichts übrig als ein armes, gelbliches Gerippe. Und diese kalte, gleichsam konzentrierte Energie war so gebrochen, daß die Vollendung des Zerstörungswerkes nicht sehr schwierig mehr sein konnte.

Die französische Republik hat kein Glück mit ihren bedeutenden Männern: von den drei großen Figuren,

den drei überragenden Persönlichkeiten dieser Republik hat keine jenes Alter erreicht, in dem der Tod nicht mehr als ein brutaler Gewaltakt der Natur, sondern als eine friedliche und natürliche Lösung erscheint. Gambetta war kaum vierundvierzig Jahre alt, als er in seinem Landhause in Villa d'Avray angeblich an den Folgen eines Unfalls und in Wahrheit an einer Appendicitis verschied; Jules Ferry starb, als er eben das sechzigste Jahr erreicht hatte, und Waldeck-Rousseau hätte erst am 2. Dezember den achtundfünfzigsten Geburtstag gefeiert. Man könnte glauben, daß die Aufregungen, an denen das politische Leben in Frankreich so überreich ist, die Kräfte aufzehren, aber das wäre ein Irrtum. Die Statistik beweist, daß französische Politiker in der Mehrzahl zu den langlebigen Menschen gehören, und es ist nur ein blöder Zufall, daß gerade diese drei Männer, aller Statistik zum Trotz, mitten in voller Arbeitsfrische zermalmt wurden.

Die drei, Gambetta, Jules Ferry und Waldeck-Rousseau, gehören nicht nur dieses Zufalls wegen zusammen, sie gehören vor allem zusammen, weil sich in ihnen die große Tradition der französischen Republik verkörpert. Sie regierten in den achtziger Jahren gemeinsam Frankreich; sie waren durch ihre Arbeit miteinander verbunden, aber mehr noch durch ihre Anschauungen und ihre ganze Geistesrichtung. Sie hatten gegen den Orleanismus, den Legitimismus, den Klerikalismus und all die anderen Ismen, die schon zu triumphieren geglaubt, die Republik durchgesetzt; sie hatten diese Republik gegen die Lauheit der einen, gegen die geheimen Intrigen und die offenen Angriffe der anderen ver-

teidigt. Sie waren die Begründer, und sie waren die berufensten Wächter der Republik; sie waren ganz naturgemäß antiklerikal und wünschten eine allmähliche Entwickelung der sozialen Reformen. Sie waren vor allem praktische Politiker, „Opportunisten", die eine Politik der Resultate wollten; sie hielten ihr ganzes Leben lang an gewissen Grundprinzipien und besonders an diesem Gedanken der „republikanischen Verteidigung" fest. Aber Gambetta und Ferry wären bereit gewesen, der „praktischen Resultate" wegen sich Deutschland zu nähern, und Waldeck-Rousseau stellte 1895 in einer Rede den Grundsatz auf: „La politique est faite d'expériences successives et contradictoires."

Wenn ich eben Waldeck-Rousseau nicht allein zu den „Wächtern", sondern auch zu den „Begründern" der Republik gezählt habe, so ist das eigentlich nicht richtig. Im Jahre 1870 war Waldeck-Rousseau erst vierundzwanzig Jahre alt, und es ist sicher alles mögliche, daß er in diesem jugendlichen Alter „Capitaine-major" wurde und dann bereits zu jener „Commission municipale" gehörte, die nach dem Sturze des Kaiserreiches ihre Tätigkeit begann. Er arbeitete in den Abteilungen „Garde nationale, guerre et police", aber die hohe Politik wurde nicht in diesen Bureaus gemacht. Auch in den Jahren, in denen die Verfassung geboren, die republikanische Staatsform endgültig proklamiert wurde, auch in dieser Periode, die bis 1875 reichte, trat er politisch noch nicht hervor, beschränkte er sich darauf, in den Gerichtssälen zu Rennes seine Hörer durch eine ungewöhnliche Rednergabe zu entzücken. Erst 1879 wird er zum ersten Male von dieser Stadt Rennes, die auf

ihren jungen Advokaten stolz ist und ihn gleichsam dem ganzen Lande zeigen möchte, in die Kammer gewählt. Und am 14. November 1881, kaum achtzehn Monate nach seinem Eintritt in das politische Leben, macht ihn Gambetta zum Minister des Innern.

Er war also keiner der ersten Bauherren der Republik gewesen und hatte nicht wie Gambetta und Ferry und wie, um auch einige noch Lebende zu nennen, Georges Clémenceau, Brisson, Freycinet und Ranc, zur Assemblée nationale gehört, hatte nicht in Bordeaux und nicht in Versailles mitgesprochen. Aber als er 1879 in die Kammer eintrat, drückten ihm doch all diese Republikaner die Hand, wie man einem alten Bekannten und langjährigen Kampfgenossen die Hand drückt; und das geschah ganz einfach, weil seine Familie zu den ersten republikanischen Familien, zu der „republikanischen Aristokratie" des Landes gehörte, und weil sein Vater, einer der berühmtesten Advokaten der Bretagne, sich 1848 in der konstituierenden Versammlung als ein treuer Anhänger jener republikanischen Idee bewährt hatte, die damals nach kurzer Verwirklichung in die Rumpelkammer der schönen Ideen zurückverwiesen wurde. Der junge Waldeck-Rousseau besaß nicht nur sein zu Saint-Nazaire und Rennes in schwierigen Prozessen erprobtes Talent, er besaß auch das Prestige des Namens und erschien mit seiner eleganten hohen Erscheinung und seinem gemessenen, kühl reservierten Auftreten als der berufene Nachkomme und Erbe des alten liberalen französischen Bürgertums. Einen solchen Mitarbeiter aber brauchte Gambetta, dem seine Gegner so oft höhnisch vorgeworfen, daß er eine Partei von Emporkömmlingen um sich ver-

sammelt, daß er einen ehemaligen Weinhändler, Raynal, zum Arbeitsminister gewählt.

Man konnte sich gewiß nicht zwei Persönlichkeiten denken, die einander weniger ähnlich gewesen wären, als der dreiundvierzigjährige Gambetta und der fünfunddreißigjährige Waldeck-Rousseau. Gambetta mit seinem südfranzösischen Temperament war enthusiastisch, mitteilsam, jovial, fortreißend — Waldeck-Rousseau war zurückhaltend und etwas steif, wie ein englischer Aristokrat, er galt für kühl und schien undurchdringlich. Gambetta sprach mit Leidenschaft und großem Schwung, berauschte sich oft selbst an der breiten Pracht seiner Rhetorik, und Waldeck-Rousseau sprach ruhig, nüchtern, geschäftsmäßig, sagte nie ein Wort zu viel und nie eins zu wenig und fesselte nur durch die unvergleichliche Klarheit und Logik seiner Ausführungen. Gambetta liebte und suchte die Popularität, und Waldeck-Rousseau hatte einen scharf ausgeprägten Widerwillen gegen den lärmenden Beifall der Menge, der in Frankreich noch weniger Bedeutung und noch weniger Bestand hat als anderswo. Aber obwohl diese beiden Männer in ihrem ganzen Wesen so grundverschieden waren, standen sie einander sehr nahe, und Waldeck-Rousseau hat diese Freundschaft und später die Erinnerung an Gambetta zu einem wahren Kultus erhoben. Es unterliegt keinem Zweifel: dieser Mann, der für kalt und undurchdringlich galt, war im Inneren ein Sentimentaler, und seine Sentimentalität kam in seinem Familienleben und besonders in diesem Freundschaftskultus zum Ausdruck, in diesem Freundschaftskultus, der allen Mitgliedern von Gambettas Tafelrunde, allen Hütern der „großen

Traditionen" galt, und der so oft verräterisch ausgenutzt wurde und doch alle Enttäuschungen überdauerte.

Das Ministerium Gambetta fällt am 25. Januar 1882, im gleichen Jahre stirbt Gambetta; am 21. Februar 1883 wird Waldeck-Rousseau Minister des Inneren im Kabinett Jules Ferry. Dieses Ministerium bleibt länger als irgend ein anderes vorher am Ruder, es wird erst am 30. März 1885 in der stürmischen Tonking-Debatte von Clémenceau gestürzt, Waldeck-Rousseau verläßt mit sichtlichem Vergnügen sein Amt, und da seine etwas klerikalen Wähler allerhand Ansprüche erheben, wirft er ihnen 1889 das Mandat vor die Füße und scheidet aus dem Parlament. Er hat sich in den zehn Jahren, in denen er der Kammer angehört, eine außerordentliche Autorität erworben, er gilt als der „starke Mann", der in schwierigen Fällen herbeigeholt werden muß, aber er hat nicht die geringste Neigung, sich mit dem politischen Tageskram abzugeben. Er läßt sich beim Pariser „barreau" einschreiben, ist bald der glänzendste Advokat Frankreichs, plädiert in allen großen Finanzprozessen, verheiratet sich mit der schönen und geistreichen Tochter Charcots, versammelt in seinem Hause Künstler und Gelehrte und besonders die Getreuen Gambettas, studiert sozialpolitische Schriften, malt Aquarell und freut sich am Segelsport. Erst 1895 läßt er sich, halb gezwungen, im Departement Loire zum Senator wählen. Und nach dem Rücktritt Casimir-Periers ist er ein paar Stunden lang Kandidat für die Präsidentschaft der Republik, verzichtet aber, als die Dinge nicht ganz glatt gehen, zugunsten Felix Faures.

In diesen neunziger Jahren gewinnt die sozialistische Bewegung in Frankreich sehr an Ausdehnung, und die ungeheuer lärmende Agitation, vor der Casimir-Perier in schwächlicher Nervosität die Flucht ergreift, beunruhigt das satte und selbstzufriedene französische Bürgertum. Waldeck-Rousseau ist der Meinung, daß durch diese Agitation die Republik und das Werk Gambettas in Gefahr kämen, und er nimmt zu den Tageskämpfen Stellung und erhebt in Saint-Etienne, in Monbrison, in Roannne die Warnerstimme. Man kann sagen, daß sein Auftreten in diesen Jahren nicht sehr glücklich war, und zwar einfach, weil seine doktrinäre, nüchterne Art von den Massen nicht verstanden werden konnte, und weil seine autoritäre Bestimmtheit, seine phlegmatische Verachtung aller populären Reizmittel zwar den besitzenden Klassen wohltat, aber die Arbeiterschaft zurückstieß. Was er wollte, entsprach durchaus nicht so ganz den geheimen Wünschen der Bourgeoisie, die ihm Beifall spendete, denn er wollte eine entschiedene Reformtätigkeit unter einer starken Regierung. Er sagte in Roanne: „Man wird das Schicksal der Arbeiter nie verbessern, indem man die Freiheit der Arbeitgeber antastet, man wird nie etwas Gutes und Nützliches für die Arbeit erreichen, indem man das Kapital bedroht." Aber er war schon damals, und nicht erst, als er später Millerand in sein Ministerium nahm, von der Notwendigkeit und dem Nutzen der Arbeitersyndikate überzeugt und erklärte: „Man darf sich vor allem nicht fürchten, der Arbeit eine machtvolle, intelligente und starke Organisation zu geben."

Dann kommt die Dreyfus-Affäre, kommt der wildeste Hexensabbat, der je gesehen worden, und in der allgemeinen Verwirrung der Geister und unter dem Ansturm der klerikalen Banden, der nationalistischen Raufbolde und der militärischen Prätorianer treibt das Schiff der Republik wehrlos dem Untergange zu. Alle Masken fallen ab, das „gebildete Bürgertum", würdig repräsentiert durch Herrn Méline und das „Journal des Débats", verkriecht sich zitternd, feige und infam im hintersten Winkel, der Pöbel beherrscht die Straße, die journalistischen Briganten feiern Orgien, Felix Faure sitzt aufgeblasen und selbstgefällig, wie Ludwig XIV., zwischen Pfaffen, säbelrasselnden Intriganten und Maitressen im Elysée. In diesen Tagen fragen die paar anständigen und mutigen Menschen, denen der Ekel und der Zorn die Kehle zuschnüren, und die in prachtvollem Enthusiasmus ihre Haut zu Markte tragen, sich häufig: „Was sagt Waldeck? Was tut Waldeck-Rousseau?" Er hat sich nicht offen geäußert, aber man hat die Empfindung, daß er ein Bundesgenosse ist, daß er nur auf den rechten Augenblick wartet und dann eingreifen wird. Und der Augenblick kommt, als das elende Ministerium Dupuy der Kriminalkammer des Kassationshofes, die zu warm für die Revision eintritt, die Dreyfus-Sache abnimmt und die Entscheidung den sämtlichen Kammern des Kassationshofes überweist. In einer Rede, die mir in ihrer Schärfe, ihrer stahlharten Eindringlichkeit, ihrer eiskalten Ironie heute noch in der Erinnerung als eine der großartigsten Reden Waldecks erscheint, fertigt er den Minister ab, und zeigt er, wie der Pöbel zu behandeln sei. Von nun ab wissen die Republikaner,

daß sie auf Waldeck zählen können, und als nach Felix Faures Liebestod Herr Loubet unter dem Geheul eines bezahlten Gesindels zum Präsidenten der Republik gewählt worden, erscheint es ganz selbstverständlich, daß Waldeck das Ministerium bildet. Kein anderer hätte in dieser Stunde sich um die Macht beworben, kein anderer zeigte Lust, sie anzunehmen.

Man weiß, aus wie verschiedenartigen Elementen Waldeck-Rousseau ein Ministerium schuf. Er nahm ein wenig, was er bekommen konnte: die Leygues, Caillaux, Monis, Lanessan, lauter minderwertige Werkzeuge, die erst in seiner Hand Geltung erlangten, und er nahm den Sozialisten Millerand und den Kommunardentöter General Gallifet. Er handelte ganz nach dem Rezepte, ganz im Geiste Gambettas, und sah nur das Ziel, nur die „republikanische Verteidigung". Er verfolgte die „Politik der Resultate" und verlor keine Zeit mit den ängstlichen Parteibedenken, mit denen die kleinen Geister sich herumschlagen. Wenn Gambetta in der Lage wäre, aus einem Himmel herabzulächeln, gewiß hätte er beifällig über den Freund und Nachfolger gelächelt, der so getreu an den alten Lehren festhielt.

Wer am 26. Juni 1899 in der französischen Deputiertenkammer war, wird nie diese Sitzung vergessen, in der Waldeck-Rousseau der tobenden Kammer sein Ministerium vorstellte. Die Schlacht, die bis zum Schlusse der Sitzung verloren schien, wurde im letzten Augenblick dank einer beschwörenden Rede des alten Brisson gewonnen, und die Regierung fand eine Majorität von fünfundzwanzig Stimmen. In dem unbeschreiblichen Tumult, unter dem Wutgeschrei der Rechten und des Zentrums

saß Waldeck-Rousseau scheinbar ruhig auf seinem Platz und hielt die Hände in den Taschen des Jacketts, aber seine Backenmuskeln arbeiteten wie in einer kauenden Bewegung, und das war bei ihm das Zeichen, daß er innerlich erregt war. Nachdem er so beinahe in der ersten Stunde unterlegen wäre, hielt er sich mit stets wachsender Autorität drei Jahre lang, bis er nach dem glänzenden Ausfall der Wahlen freiwillig zurücktrat. Er säuberte das Heer, die Justiz, die Beamtenschaft von allen verdächtigen Gestalten, machte den Aufrührern den Prozeß, stellte die Ordnung wieder her, dämpfte den Streit durch eine Amnestie, die den Wünschen seiner Freunde und seinen eigenen Neigungen durchaus nicht entsprach, die ihm aber um der „Resultate" willen notwendig schien. Er schuf das Vereinsgesetz und eröffnete den Kampf gegen die geistlichen Orden, teils, weil er in der Dreyfus-Affäre den einst unter Gambetta und Jules Ferry bekämpften Klerikalismus wieder an der Arbeit gesehen, und teils, weil er wußte, daß die große republikanische Partei, die er brauchte, nur in der Offensive zu bilden wäre. Er hat dann später, schon geschwächt und gereizt durch die nagende Krankheit und auch in einem angeborenen Widerwillen gegen alles, was ihm wie eine revolutionäre Maßlosigkeit erschien, die weitergehende antiklerikale Politik seines Nachfolgers heftig angegriffen und ist in dieser Senatsdebatte nach einem Rededuell mit Clémenceau unterlegen. Es genügt, an diesen Zwischenfall zu erinnern; aber ich möchte ihn nicht berührt haben, ohne die Worte hierherzusetzen, mit denen Clémenceau am 23. Juni 1899 in der „Aurore" Waldeck-Rousseaus Regierungsantritt begrüßte: „Er kam,

als die anderen sich versteckten und flüchteten, als sie zitterten oder neue Verrätereien einfädelten ... Ich habe ihn früher bekämpft, und obwohl ich, wie er, mich rühmen darf, manches gelernt zu haben, bereue ich die vergangenen Kämpfe nicht. Aber heute dünkt es mich ehrenvoll, meine Hand in die Hand meines Gegners zu legen und ihm zu sagen: dienen Sie der Republik, ich will Ihnen dienen."

Es hat außer dem einen Gambetta in der französischen Republik nie ein Staatsmann, nie ein Minister eine ähnliche Autorität besessen wie Waldeck-Rousseau. Seine Parteigenossen verehrten ihn mit einer gewissen scheuen Bewunderung, suchten in seinen immer unbeweglichen Zügen seine Absichten und Pläne zu lesen, empfingen jedes seiner Worte wie ein Orakel. Er schien in dieser politischen Welt, die er beherrschte, aber deren kleinliches Getriebe ihn nicht im mindesten interessierte, im Grunde fremd, und gerade die souveräne Verachtung, mit der er dieses Gebiet behandelte, machte Eindruck. Seine Gegner nannten ihn oft einen Dilettanten der Politik, womit sie ausdrücken wollten, daß er die Politik wie einen Sport und als Grandseigneur betrachtete, und wirklich hatte er nichts von einem Berufspolitiker: der Besitz der Macht war ihm lästig, jeder Alltagsehrgeiz lag ihm fern, und er trat nur hervor, wenn ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, oder wenn das Werk, wenn das Erbe Gambettas, wenn der Heilige Gral in Gefahr schien. Ich habe schon gesagt, daß er die Freundschaft zu einem Kultus erhob, und er selber hatte Freunde, die mit einer fast fanatischen Hingebung zu ihm aufblickten. Die große Menge haßte

oder bewunderte ihn, je nach ihrem Parteistandpunkt und ihrem Begriffsvermögen, aber es erging ihm nie wie seinem Kollegen Cicero, von dem Plutarch erzählt: „Wenn der Abend kam, und er in sein Haus zurückkehren wollte, begleitete ihn das Volk auf dem Platze nicht mehr schweigend, ohne sich zu äußern, sondern mit lauten Rufen zu seinem Lobe und mit Händeklatschen, indem es ihn den Retter und den zweiten Gründer Roms nannte ... Und das, weil er die Verschwörung Catilinas, die größte und ernsteste, die je gegen den Staat unternommen worden, mit so wenig üblen Folgen, ohne Tumult, Verwirrung, noch irgendwelchen Aufruhr beruhigt und unterdrückt." ... Er wurde nie auf öffentlichem Platze gefeiert wie Cicero. Aber man darf wohl annehmen, daß er in einem solchen Falle auch schleunigst einen Wagen gerufen und sich entfernt hätte.

Einige seiner Widersacher haben behauptet, daß er eigentlich keinerlei Reformen von entscheidender, allgemeiner Bedeutung ausgeführt, und das ist vollkommen richtig. Ich glaube, daß er Frankreich gern mit einer neuen sozialpolitischen Gesetzgebung bedacht hätte, und daß diese Pläne verwirklicht worden wären, wenn er noch einmal die Macht hätte annehmen können. Da ihm das Schicksal die nötige Zeit nicht gelassen, hat er nur eine Kleinigkeit vollbracht: er hat die Republik vor dem Untergange bewahrt, hat „Rom zum zweitenmal gegründet". Es wäre lächerlich, wenn man leugnen wollte, daß er ein großer Staatsmann gewesen, denn selten schien ein Mann so dazu geboren, so dazu geeignet, einen Staat zu lenken. Er hatte nur einen einzigen Fehler, der auch wieder gambettistisch war: er

schenkte, in seinem Widerwillen gegen allen Kleinkram, seiner Umgebung ein zu weitgehendes Vertrauen, und die Erkenntnis, daß einer seiner liebsten Mitarbeiter ihn hintergangen, hat ihn in den letzten Monaten auf dem Krankenlager tief bekümmert. Aber man hatte, wenn man ihn sah oder am Steuerruder wußte, ein Gefühl der vollkommenen Sicherheit, man empfand, daß falsche Manöver, verderbliche Irrtümer und Abenteuer ganz ausgeschlossen wären. Die Republik, die befangen im Parteigezänk und in den Eintagsinteressen sich immer erst nach einiger Zeit ein klares Urteil bildet, wird ihm in naher Zukunft Denkmäler errichten. Die Demokratie aller Länder wird Ursache haben, das Verschwinden eines Mannes zu betrauern, der die Regierungsgewalt nicht zur Unterdrückung, sondern zum Schutze der freiheitlichen Ideen verstärkte. Und da die Existenz jedes wirklichen Staatsmannes heutzutage eine Friedensbürgschaft bedeutet und die Gegenwart an solchen Männern nicht reich ist, so ist die ganze Welt an diesem Verluste beteiligt.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Otto Erich Hartleben

Tagebuch

Fragment eines Lebens

Mit 24 Illustrationen

Dritte Auflage

Preis geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark 50 Pf.

Hamburger Nachrichten: . . . seine feinen, humorvollverklärten, anspruchslosen Aufzeichnungen, in denen er sich so natürlich und ungezwungen gibt, daß wir ihn leibhaftig vor uns zu sehen meinen, sein bedachtiges Wesen, seine ernste Versonnenheit, sein stilles ironisches Lachen. Es ist das persönlichste seiner Bücher, und es ist nur schade, daß es die letzten Lebensjahre des Verstorbenen, die Jahre am Gardasee, nicht mit einschließt. Der Verlag hat das Buch mit 24 Abbildungen versehen, hergestellt nach Photographien von Hartleben selbst. Es sind ein paar sehr charakteristische Porträts darunter.

Tagesbote aus Mähren und Schlesien: Besser als es auch der beste Essay über O. E. Hartleben vermöchte, ist das Charakterbild Otto Erichs durch dieses Tagebuch festgelegt. Es waren Aufzeichnungen, vorerst bloß ganz zu eigenem Plaisir niedergeschrieben. Was diesen Blättern ihr köstliches Intimitätscachet gegeben hat. Es ist ein menschlich sehr schönes und recht ergreifendes Buch, das uns hier von taktvoller Freundesliebe beschert worden ist.

Die Wage, Wien: Mit Otto Erich Hartleben ist einer der liebenswürdigsten, vielleicht gar der liebenswürdigste unter allen unseren modernen Dichtern hingegangen. Einen neuen, glänzenden Beweis für seine berückende Liebenswürdigkeit, seinen feinen, sprühenden, sonnigen Humor, der auch unter Tränen lacht, und seine köstliche Selbstironie liefern die intimen Aufzeichnungen in seinem Tagebuche. Es ist ein Buch für das ganze deutsche Volk, denn die breitesten Kreise desselben haben Otto Erich in ihr Herz geschlossen, lebhaften Anteil an seinem Aufsteigen genommen, einen milden Maßstab an seine Schwächen gelegt, und sein frühes, allzufrühes Hinscheiden hat in ihnen tiefschmerzliche Empfindungen geweckt.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Conrad Haußmann

„Im Tau der Orchideen"

und andere chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden in deutschen Strophen

2. Auflage

Preis geheftet 2 Mark, in Original-Leinenband 3 Mark 50 Pf.
Liebhaberausgabe auf echt Japan, in Seide gebunden,
20 numerierte Exemplare, 20 Mark

Breslauer Morgenzeitung: Haußmann, der bekannte süddeutsche Politiker, der damit seinen ersten Ausflug in den Garten der Dichtung macht, hat es in seiner Übertragung in Vers und Reim verstanden, die lyrischen Vorstellungen der chinesischen Dichter flüssig wiederzugeben. Dabei sind alle die Anforderungen erfüllt, die man an eine Verdeutschung stellen muß. Man glaubt, die schlichten stimmungsstarken Lieder deutsch singen zu können, glaubt fast, man habe sie schon singen hören. Dabei meistert Haußmann alle Register des Ausdrucks, von der blumenblattzarten Süße eines Erotikons oder einer Landschaftsstimmung bis zu der dithyrambischen Wucht religiöser Hingabe.

Berliner Tageblatt: Diese Lieder mit ihrer charakteristischen Formschönheit, der tiefgründigen Lyrik und den wachsenden, immer echten und nicht selten deutsch anklingenden Stimmungen könnten fast den Verdacht erwecken, als ob hier ein schwäbischer Ossian in chinesischer Vermummung ein loses Spiel treibe, einen Schwabenstreich. Der zweite, nicht minder wertvolle Teil des Buches widerlegt solchen Verdacht auf das gründlichste und vermehrt das Staunen. Der so vielseitige Mann zeigt sich hier auch noch als genauester Kenner der chinesischen Literatur seit Uranbeginn und aller einschlagenden Verhältnisse des altehrwürdigen Mandarinenreiches. Dieser Anhang ist ein hochbedeutendes Werk an sich und gewahrt Ein- und Ausblicke in ein ungemein interessantes und anziehendes Gebiet, das wohl den wenigsten vertraut sein möchte.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Georg Brandes

Erinnerungen

Gesammelte Schriften Band 20

Zweites Tausend

Preis geheftet 8 Mark 50 Pf., in Halbfranz geb. 10 Mark.

Bremer Nachrichten: Man schwärmt heute für Entwicklungsromane, ob sie nun „Thomas Truck", „Mao", „Die Buddenbrocks" oder auch noch anders heißen. Wer mehr als einen solchen „Roman" lesen will, der vertiefe sich in Georg Brandes „Erinnerungen", in denen er seine Kindheit und Jugend erzählt. Georg Brandes ist heute sicher einer der hervorragendsten europäischen Literarhistoriker. Er ist ein Geistesmensch von Weltwirkung, der in allen europäischen Literaturen, in allen philosophischen, sozialökonomischen und religiösen Systemen zu Hause ist. Er besitzt eine prachtvolle Klarheit des Denkens, eine unerschrockene Wahrheitsliebe, eine starke psychologische Spürkunst und einen Stil, so funkelnd wie Damaszenerklingen. Von diesem überlegenen Geistesmenschen Kindheit und Jugend erzählt zu hören, ist ein Genuß. Mehr noch, als ein Genuß. Diese Erinnerungen wirken wie Offenbarungen eines der tapfersten Wahrheitssucher und adeln den Lesenden, sofern er zu adeln ist. Alles, was Brandes erzählt, steht auf historisch bedeutendem Hintergrund, uud plastisch und dichterisch anschaulich löst sich die Fülle der Begebenheiten, Anekdoten und Eindrücke von diesem Hintergrunde los. Ganz ausgezeichnet ist der Ausbruch des Krieges von 1870 geschildert. Brandes war um diese Zeit in Paris, mußte Frankreich verlassen und erlebte in Italien ebenfalls wieder eine unruhevolle große Geschichtsepoche. Außerst interessant ist auch die wundervolle Charakterisierung Hippolyte Taines und Stuart Mills. Man kann das geistvolle und tiefe Buch dieses guten und großen Europäers gebildeten Menschen nicht warm genug empfehlen.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Robert Hessen

Glück in der Liebe

Beiträge zur Psychologie des deutschen Mädchens

Umschlagzeichnung von F. Freiherrn von Reznicek

10. Tausend

Geheftet 2 Mark, in Original-Leinenband 3 Mark

Dresdener Journal: Den Inhalt des Buches kennzeichnet treffend der Satz: „Es handelt vom Liebesspiel in Angriff und Verteidigung. Wer den Verkehr der jungen Leute untereinander einmal mit kritischem Auge betrachten will, wird seine Freude haben an den wunderbar feinen Beobachtungen und den scharfsinnigen Betrachtungen des Verfassers. Die ersten sechs Kapitel des Buches möchte ich mit der Überschrift des siebenten versehen: „Ein Meisterstück", denn sie sind glänzend geschrieben.

Das Echo, Berlin: Nicht nur der Jüngling wird nach diesem Büchlein als einem sicheren Rettungsanker für sein von heftigen Angst- und Zweifelsstürmen stark bedrohtes Liebesschifflein greifen, auch allen denen, die im Liebesstreite gesiegt und ein stolzes Weib errungen haben, wird dieses unterhaltliche kleine Werk zu einer Quelle heiteren Vergnügens werden.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Robert Hessen

Reinlichkeit oder Sittlichkeit?

Ein Junggesellenprotest

10. Tausend

Preis geheftet 40 Pf.

Mutterschutz, Frankfurt a. M.: Die Broschüre greift alle jene „Sittlichkeitsapostel" an, die die klare und gesunde Bewegung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in unheilvoller Weise trüben, und in ein Fahrwasser treiben, das der Verfasser als vernünftiger Mensch und Arzt nur als ein pharisäisches Quacksalbertum ansehen kann. Besonders erfreulich ist seine entschiedene Stellungnahme gegen das Bordellwesen und gegen die polizeiliche Kontrolle der sogenannten „gefallenen" Mädchen. Beide Einrichtungen erhöhen nach Dr. Hessens Ansicht die Ansteckungsgefahr, statt sie zu vermindern. Für das selbständigere Empfinden der heutigen Frauenwelt wirken Bordelle wie „beleidigende Nachklänge der Sklaverei", und die einmal Registrierte wird einfach im bürgerlichen Sinne brotlos und deklassiert, und ist fortan zum Handel mit ihrem Leib gezwungen.

Arbeiterzeitung, Wien: Gerade das ist das Wertvolle an der Hessenschen Schrift, daß sie die Prostitutionsprobleme ohne alle Moralisiererei bespricht, ja, daß sie den Tugendbolden und Sittlichkeitswächtern mit aller Deutlichkeit zuruft, daß ihr idealistisches Gewäsch ganz für die Katz ist, weil nun einmal die zur Ehelosigkeit verdammten Großstädter lieben so gut wie essen und trinken wollen. Nicht die Abschaffung der Prostitution kann also die Frage des Augenblicks sein, sondern erstens ihre Einschränkung durch bessere Ersatzmittel, zweitens ihre möglichste Hygienisierung. Eingeschränkt wird die Notwendigkeit der Prostitution, indem man Millionen unverheirateter Männer und Frauen die illegitime Beziehung nicht durch gesellschaftliche Achtung, polizeiliche Schnüffelei oder gar Kuppeleiprozesse erschwert. Die Behörden sollen aufhören, über diese Fragen sittlich zu denken, und anfangen, ausschließlich hygienisch besorgt zu sein. Wer da weiß, wie laut in diesen Diskussionen gerade die gänzlich Unerfahrenen schwätzen und wie schweigsam gerade die Wissendsten sind, wird Hessens freimütiges Schriftchen als eine Befreiung vom nutzlosesten Ballast der Prostitutionsdebatte dankbar begrüßen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 106 275 1

Druck von
Hesse & Becker
in Leipzig